This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

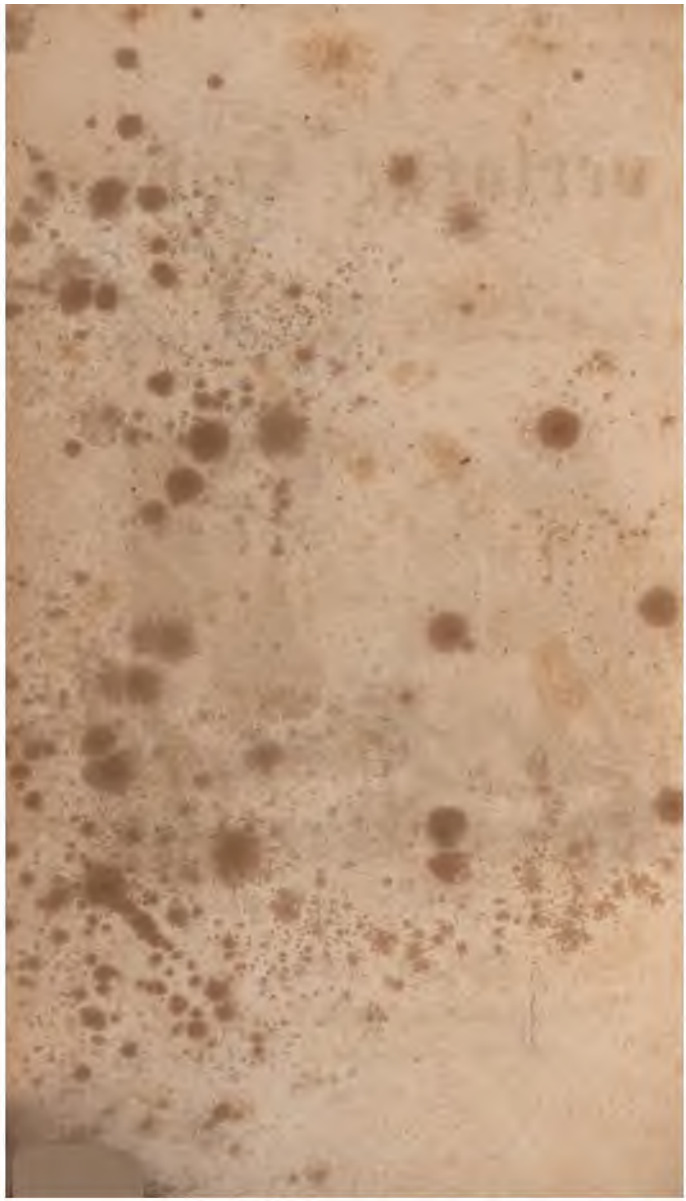
Der verlorne Sohn

von

Joh. Emanuel Veith
Domprediger an der Metropolitankirche zu St. Stephan.

Wien, 1838.
Verlag von Mayer und Compagnie
(in der Singerstraße, im deutschen Hause).

Hsc. 11/108



Der
verlorne Sohn.

„Angusto sermone res latissimas, non ut voluimus, aperire potuimus; sed scientiae vestrae, intellectui vestro lata sunt, quae in sermone nostro videntur angusta. Non sit haec ingrata, simplex et inculta collatio, quae nos res mysticas et excelsas, non exornare, non declamare, sed aperire compulit et explanare." *S. Petri Chrysologi Archiep. Ravenn. de duobus Patris-familias filiis. Sermo* 5.

Inhalt.

I. Die Parabel. 1
II. Das Eigenthum. 25
III. Die Ferne. 56
IV. Die Vergeudung. 84
V. Die Noth. 110
VI. Der Jammer. 139
VII. Die Einkehr. 167
VIII. Die Umkehr. 198
IX. Die Heimkehr. 225
X. Die Festlichkeit. 260
XI. Die Bevorrechtung. 288
XII. Die Nutzanwendung. 319

I.

Die Parabel.

„Da ſprach der Jüngere zum Vater: gieb mir den Antheil des Eigenthums, der mir zufällt.“ (Luc. 15, 12.)

Ueberall im Gebiete der ſichtbaren Welt wiederholen ſich die Geſtalten und Verhältniſſe der Dinge; das Allgemeinſte bildet ſich ab im Vereinzelten, und das Große ſpiegelt ſich im Kleinen. Die Geſetze, welche die Bahnen der Weltkörper beſtimmen, beurkunden ſich ſchon am fallenden Sandkorn, am Schwunge der Schleuder; die Schneeflocke und der winterliche Reif, die auf die Oberfläche der Erde ſich ſenken, zeigen ein ähnlich cryſtalliniſch Gebilde, wie das edle Silber, das in den Gängen ihres Geſteins im Dunkeln anſchießt, und in dem niedrigen Mooſe entfaltet ſich ſchon die Baumgeſtalt, die in der mächtigen Ceder ſich vollendet. Wie es nun im Reiche der Natur geſchieht, ſo auch in der ſittlichen Welt, die jenem der Natur und des Geiſtes in gleichem Maße angehört; und was

von den Schicksalen und Lebenswegen einer einzelnen Familie oder Haushaltung erzählt wird, wiederholt sich im Großen in der Geschichte der Völker.

Nun kann aber jeder gesonderte Vorgang, der rein auf Naturgesetze sich gründet, so wie jede Begebenheit, die im Kreise des gewöhnlichen Menschenlebens sich bewegt, zu einem Bilde dienen, an welchem auch solche Gesetze und Verhältnisse sich anschaulich machen, die einem ohne Vergleich höhern Gebiete des Menschenlebens, also dem Reiche Gottes in der Menschheit, eigenthümlich sind. Und auf dieser Grundlage beruht der tiefe, ja unerschöpfliche Lehrgehalt jener kleinen, bald aus dem Bereiche bloßer Naturvorgänge, bald aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben entlehnten Erzählungen oder Parabeln, in welchen der Herr, je nach dem Gegenstande und Gange seiner Unterweisungen, die allmähliche Entwickelung und Ausbreitung der christlichen Kirche, und die Berufung der Menschen und Völker in dieselbe, sowie ferner die von den Berufenen geforderte Gesinnung und Wirksamkeit, ihre wechselseitige Stellung und Verpflichtung, und den echten oder verkehrten Gebrauch der ihnen anvertrauten Gaben, in kräftigen und bedeutsamen Zügen dargestellt hat.

Unter diesen Parabeln nun nimmt die vom

verlornen und wiedergefundenen Sohne, nicht bloß durch die Ausführlichkeit, den lebendigen Gang der Erzählung, und ihre ergreifende Wendung, sondern auch durch die Vielseitigkeit und Tiefe ihres Lehrgehaltes, einen ausgezeichneten Rang ein *). Auch hat sie dermaßen jedem Gedächtnisse sich eingebürgert, daß ihre oberflächliche Kenntniß überall vorausgesetzt werden kann. Da tritt zunächst ein Jüngling auf, welcher des friedlichen Lebens im Vaterhause, der heimischen Ordnung und Wohlfahrt, insbesondere aber der Abhängigkeit von seinem Vater müde geworden. Der Geist der Selbstigkeit und Willkühr fängt mächtig an, in ihm sich zu regen, und mag keine Schranken mehr dulden; eine sich selber unklare, gefährliche Sehnsucht drängt ihn, wie von innen herauf gährend, bis aus dem trüben und verworrenen Grunde, glänzend, gleich dem aufsteigenden Schaume, der Gedanke sich entbindet, wie es nun endlich an der Zeit sey, sein eigener Herr zu werden, seine Kräfte zu versuchen, in der weiten, buntgestaltigen Welt sich umzusehen, und des Lebens Wonnen und Kämpfe zu erfahren. Soll er noch länger mit dem höchst mit-

*) Mit Recht wird sie von Osiander die Krone der Parabeln, die reichste von allen genannt. M. s. dessen Apologie des Lebens Jesu. Tübingen 1837, S. 195.

telmäßigen Looſe des Daheimſitzens ſich begnügen, gelangweilt von einem Wohlergehen, das ihm wie Stillſtand erſcheint, und von einer Tugend und Sitte, die gleich einem Joche nur ſein äußeres Benehmen einzwängt? Wie die junge Schwalbe im Neſte ſo lange die Flügel ſchüttelt, und zu flattern verſucht, bis ſie den Ausflug wagt, ſo beſtärkt er ſeinen Hang nach Freiheit bis zur äußerſten Ungeduld; ſein Entſchluß iſt endlich reif. Nicht wenig verzagt, und dafür um ſo dreiſter, tritt er einmal, die Gelegenheit erſehend, vor ſeinen Vater hin; und obwohl noch kämpfend zwiſchen ſcheuer Ehrfurcht und ſelbſtigem Trotze, fährt er mit den unhöflichen Worten heraus: gieb mir den Antheil des Eigenthums, der mir zufällt. Er deutet damit auf ſeinen rechtmäßigen Anſpruch; ſeine Bitte geſtaltet ſich wie eine Forderung. Der Vater ſcheint dennoch weder überraſcht noch entrüſtet; nur ſoll der beſſer geartete Sohn von der Wohlthat nicht ausgeſchloſſen bleiben, die der Unartige ſich erzwingt; er vertheilt das Erbgut an die beiden Söhne, und der Jüngling, dem jetzt erſt ſo recht die Flügel gewachſen, zieht nun hinaus in die Ferne, um ſeinem Vater recht bald aus den Augen zu kommen.

Wie es nun mit ſeinen weiteren Schickſalen ſich entwickeln müſſe, mag auch jenem, der die

Erzählung nicht vernommen, zu errathen nicht schwer seyn. Ein Volksmährchen der alten Griechen wußte von einem Jüngling, Namens Philetas, dessen Körper so federleicht gewesen, daß jeder Lufthauch ihn umher trieb und wohl auch davon führte. Aus weiser Vorsicht befestigte er Sohlen von Blei an seine Schuhe, damit ihn die Winde nimmer verwehten. Einen solchen Philetas, doch ohne bleierne Schuhe, finden wir in unserm jugendlichen Pilger, der auf Abenteuer ausging, und, wie es überall gebräuchlich, alles was man Characterfestigkeit und gute gewichtige Grundsätze nennt, als beschwerlichen Ballast zu Hause zurück gelassen. Unerfahren, leichtsinnig, lüstern und eitel, wirft er sich hastig in den Schwall des Sinnenlebens hinein, giebt jeder Lockung Gehör, und indem er so zügellos dahinlebt, hat er freilich gar bald seine Güter verschwendet. In dem Maße als er verarmt, verlassen ihn, wie das die letzten Strophen des alten Weltlieds besingen, die Gefährten und Theilnehmer seiner Lüste; das Land, das ihm bisher ein Eden erschienen, wird von Miswachs und Hungersnoth verödet; da muß er von den hochgewirbelten Wogen des flotten Lebens hinunter in schmähliche Tiefen; er muß vor einem Fremden und Liebloſen sich erniedrigen, und seine Dienste ihm anbieten, um nur dem Hungertode

zu entgehen. Doch wenn dieser harte Mann auch fähig wäre, für ihn einige Theilnahme zu fühlen, so könnte er den Wüstling doch zu nichts anderm brauchen, als zum letzten und rohesten aller Geschäfte, dessen Name sogar bei zarten Gemüthern und in gebildeten Theezirkeln verpönt ist; er weiset ihm die Berufspflicht an, die Säue zu hüten, und der Lohn, welchen der so tief Beförderte dafür empfängt, ist dermaßen erbärmlich, daß es ihn sogar nach den Trebern und Hülsen gelüstet, womit seine Pflegbefohlenen sich mästen.

Wie jedoch Einsamkeit und Jammer nicht selten als treue Lehrmeister und Erzieher sich bekunden, und schwermüthiges Hinbrüten zuweilen auch den Keim eines bessern Gedankens belebt, so erwacht der Gesunkene nunmehr zur wehmuthvollen Erinnerung an die süße und wohlige Heimath, der er so verächtlich den Rücken gekehrt, und er beginnt seinen frühern Zustand mit dem jetzigen zu vergleichen. Was war ich, und was bin ich nun? Einst sah ich, vornehm genug, auf die Knechte meines Vaters herab, jetzt bin ich in der Lage, sie um ihr Loos zu beneiden. Wie viele Tagelöhner in seinem Hause haben des Brodes vollauf, und ich verschmachte hier vor Hunger! Und bin ich nicht dennoch der Sohn? So viel an mir ist, habe ich das Recht

dieſes Namens verſcherzt, doch mein Vater wird nicht aufgehört haben, Vater zu ſeyn. Er iſt ſo großmüthig und liebevoll, und er barg ſeinen Kummer nicht, als ich ihn verließ. Was habe ich bei ihm zu fürchten, was hier, in der Stätte des Elends, zu verlieren? Worauf wird es letztlich ankommen, als daß ich den Reſt des Hochmuths überwinde, der mich zurück hält? Ich will aufſtehen und zu meinem Vater gehen. Und mit welchem Bekenntniſſe will ich vor ſein Angeſicht treten, was will, was kann ich ihm ſagen? Vater, ich habe geſündigt in den Himmel und vor dir, ich bin nimmer würdig, dein Sohn zu heißen; laſſe mich wie einen deiner Knechte ſeyn.

Geſagt, gethan. Er rafft ſich auf, er fliehet aus dem Lande der Noth und der Knechtſchaft; nicht ohne bittere Mühſal legt er den weiten Weg zurück, den er vordem, der vermeintlichen Lebenspracht entgegen, in toller Fröhlichkeit durchſtürmt. Schon ſieht er, mit pochendem Herzen, von fern die Gehöfte ſeines Vaters, aber auch dieſer hat ihn bereits geſehen. Sein Auge iſt geſchärft durch die Liebe, er erkennt den Jüngling ſogleich, ſo ſchmählich entſtellt auch ſein Aeußeres. Dieß eingefallne, durchfurchte Angeſicht, dieß zerriſſene und verbleichte Gewand, das um die ſchlotternden Glieder hängt, können

das Vaterherz nur zum Mitleid bewegen, nicht zurück stoßen. Mit offenen Armen eilt er dem Reuigen entgegen; er hört seine wohl vorbedachte, doch nun von Schluchzen gestörte Rede nicht an, er läßt ihn nicht zu Worte kommen, sondern fällt ihm um den Hals, führt ihn wie im Triumphe in sein Haus, sorgt sogleich, daß er mit einem Feierkleide und neuen Schuhen zu Ehren gebracht werde, fügt sogar einen Ring hinzu, den er an seinen Finger steckt, und ordnet ein glänzendes Festmal an, bei Gesang und Saitenspiel. Alle Hausgenossen jubeln, innigen Antheil nehmend an der Freude des Vaters; nur Einer freut sich nicht, sondern sieht mit scheelem Auge drein, mit einer Miene, in welche die gehässigsten Leidenschaften ihre Schrift gegraben; und dieser Eine ist der ältere Sohn, des Zurückgekehrten leiblicher Bruder. Der Vater, auch gegen diesen Irrenden noch gütig, rügt mit ernsten, doch milden Worten seine Bosheit; er verweigert ihm die Anerkennung seiner bisherigen Treue und Ehrfurcht nicht, doch mahnt er ihn, wie vielmehr jetzt der Freude als dem Verdrusse Raum zu geben sey; denn „dein Bruder war verloren, und hat sich wieder gefunden, er war todt, und ist wieder lebendig worden."

Dieß ist nun der Inhalt der Parabel, für deren Verständniß es, wie bei jeder andern, auf

die Ausmittlung der Einen Wahrheit ankommt, die aus der Hülle der bildlichen Erzählung hervorleuchten soll. Und wenn zwar allerdings (wie schon Chrysostomus und Cyrillus bemerkten) hier die Regel gilt, daß man nicht alle einzelnen Züge, die zur Ausschmückung oder Durchführung des Bildes dienen, buchstäblich nehmen, und mit kleinlicher Sorgfalt nach ihrer besondern Bedeutung forschen dürfe, so muß man doch hierinn, und wo es sich um Darstellungen handelt, die des höchsten Meisters Hand gezeichnet, wieder auch nicht zu weit gehen. Ganz vorzüglich wird dieß bei unserer Parabel der Fall seyn, die so mannigfache und vielseitige Züge darbietet, von denen wohl die wenigsten als unwesentlich außer Acht zu lassen sind, so daß selbst die Eine Grundwahrheit nicht so augenblicklich, und wie in Einen Lichtstrahl gefaßt, aus dem Gesamtbilde hervorgeht, um ohne Nachdenken sich heraus finden zu lassen.

Denn schwerlich werden wir, selbst bei oberflächlichster Betrachtung, von dem praktischen Lehrsatz uns befriedigt fühlen, der uns die große weltkundige Wahrheit vor Augen hält, daß der Leichtfertige, ehe er sich dessen versieht, Vermögen und Gesundheit, Leben und Menschenwürde vergeudet, und daß der Ausgelassenheit das Verderben auf dem Fuße folgt. Um solch eine Moral anschau-

lich zu machen, bedarf es wahrlich keiner sinnreichen Parabel; es ist dieß eine Thatsache, die sich nur allzu oft auf Erden wiederholt, auch wohl zuweilen den erklecklichen Stoff zu irgend einem Schau- und Rührspiel hergiebt, hier aber rein nur zur Grundlage für einen Vorgang dient, der die eigentlichen Höhen und Tiefen des Menschenlebens umfaßt. Eben so wenig kann uns die, freilich schon höhere Anschauung, als Schlußlehre genügen: daß der Mensch, indem er durch Ungehorsam und Sünde von Gott sich entfernt, dadurch dem Elend anheim fällt, dann aber, sobald er, durch eben dieses Elend zu besserer Erkenntniß geweckt, reuevoll zu Gott sich wendet, von dessen ewiger Huld bereitwillig aufgenommen, und in sein früheres Recht wieder eingesetzt werde. Denn sollte mit dieser Wahrheit alles abgethan seyn, wozu wäre dann noch von einem andern, ältern Sohne die Rede, dessen seltsames Benehmen die eigentliche Spitze der Parabel bildet, und wohin sich ihr Belehrungszweck wohl gleichfalls richten muß!

So treten demnach nicht wenige Fragen vor uns hin, aus deren Lösung erst das volle Verständniß gefunden wird. Wer diese beiden Söhne seyen, wen der Aeltere, wen der Jüngere bedeute; worinn das Vermögen, das unter sie vertheilt wird, bestehe, und warum der Vater es

heraus gegeben, so gewiß er doch den Misbrauch desselben vorher sehen konnte; in welches ferne Land der Jüngere gezogen, welche Art von Noth und Elend über ihn gekommen; sodann der Bürger und Insasse jener fremden Region, in dessen Knechtschaft er gerathen, das ekle Geschäft, das ihm dieser auf den Hals geworfen, die Hülsen, nach welchen es den Hungerleider gelüstet, alles das sind Hieroglyphen, deren Sinn über das Bild und Gemälde hinaus geht. Von ähnlicher Art erscheinen noch andre Züge, die zu eigenthümlich hervor treten, um nicht das Fragzeichen an der Stirne zu tragen. Denn als der Reuige, von Hunger und Müdigkeit erschöpft, die heimathliche Schwelle betritt, warum läßt ihm der zärtliche Vater nicht vor allem Trank und Speise reichen? warum liegt ihm zunächst daran, den Halbtodten mit dem Feierkleide und dem Ehrenringe heraus zu schmücken, und dem Heimgekehrten jetzt, da er an nichts weniger als an eine Reise denkt, mit neuen und haltbaren Schuhen zu versorgen? Und jener ältere Bruder, der ganz zuletzt als eine wichtige, ja schier als die Hauptperson auftritt, was für einen seltsamen Heiligen stellt er dar, er, der bisher für den Treuen und Vorzüglichen gegolten, und nun eine Liebloſigkeit zu Tage fördert, die wohl schon längst in seinem Herzen ihre Stätte bereitet hat? Wie

iſt der Gerechte und Edle ſo von Neid und Tücke beſeſſen, oder wie konnte dieſer Hämiſche und Erboßte als der Beſſere und Weiſe betrachtet werden? *)

So vielfältig jedoch die Beziehungen, auf welche derlei Fragen uns lenken, ſo iſt es doch eine vor allen, von welcher das geſamte Verſtändniß ſeinen Ausgang nimmt, und um dahin zu gelangen, kehren wir noch einmal zu dem niedrigern Lebenskreiſe zurück, in welchem die Erzählung, als ſolche, ſich abſchließt. Da fanden wir, wie der ältere Sohn vor der Hand der Vernünftige und Rechtliche geblieben, während der Jüngere dem Leichtſinn und der Ungeduld die Zügel ſchießen läßt. Er mag nimmer zahm und lammfromm vor dem greiſen Vater ſich beugen, und ruhig hinwarten, bis die Zeit kommen werde, die ihm dieſer zu einer freiern Stellung vorbeſtimmt. Der ſtille, reine Himmel einer kindlichen und ehrerbietigen Geſinnung, dieſe Grundlage aller höhern Pietät, iſt ſchon von den drohenden Wolken getrübt, die aus dem ſchlecht bewachten Herzen aufgeſtiegen. Ich habe nun, verſichert er, mein gehöriges Alter erreicht, bin baumhoch auf-

*) — — Quis sit frater fratris tristissimus in salute, quis adolescentior in abscessu insipiens, sapientissimus in regressu etc. *S. Petri Chrysologi* de duobus filiis sermo 1.

gewachsen, und mithin bei völlig reifem Verstande; schon weiß ich, was leben heißt, und was an dieser Wissenschaft noch fehlt, will ich am Leben selber lernen. Der väterlichen Lenkung bedarf ich nicht mehr, die mir nur hemmende Bande anlegt, und meine geistige Bildung beschränkt; ich bin mir weise genug, und trage eine Welt von Gedanken und Thaten in mir, die nach Entwicklung seufzen. Dieß alltägliche, im steten Einerlei von Pflicht und Recht, von Sitte und Tugend, von Tugend und Frömmigkeit sich drehende, still geschäftig gemüthliche Leben ist eine Milchsuppe ohne Inhalt und Kraft; das rechte Leben muß durchaus an Wechselfällen reicher, von Abenteuern und Unordnungen aufgerührt, überhaupt mehr drastisch und merkwürdig seyn, damit sich's der Mühe lohne. Darinn aber darf ich der Einsicht, die mir geworden, vor der altergrauen Weisheit unbedenklich den Vorzug geben. Schreitet die Zeit nicht unaufhaltsam voran? ist nicht die folgende Generation nothwendig schon weiser als jede frühere? muß sie nicht durchweg sich emancipiren von den Ansichten und Vorurtheilen der Alten? Ihre Satzungen müssen der Umstaltung unterliegen, wie dieß altfränkische Silber in den Schränken, das dem Umgießen in zierlichere Formen entgegen sieht, wie diese nußbraunen, schwerfälligen Schrän-

ke selbst, die seit manchem Jahrhundert auf ihren plumpen Füßen stehen. Aber auch dieses Haus, diese ganze Landschaft und Umgebung hat nichts Anziehendes für mich; soll ich nicht verschmachten und verdumpfen in so reizloser Einförmigkeit, so muß ich ins Weite. Gieb mir also, mein Vater, den Antheil des Eigenthums, das mir als Erbe zufällt, so sind wir quitt, und ich kann die Mühe, für mich zu sorgen, dann gänzlich selber übernehmen.•

In solche reißende, schäumende Gedanken- und Redefluthen ergießt sich, nur in sehr mannigfaltigem Wellenspiel, das Herz eines Jeglichen, der die Anlage hat, ein verlorner Sohn zu werden, und wem fehlt sie ganz? Es ist das schwere Verhängniß des Menschen, daß er, seit dem ursprünglichen Sturze von seiner echten Höhe, immer von dem unheimlichen Drange bewegt wird, die Schranken zu durchbrechen, die seine Ruhe und Wohlfahrt umfrieden, und sich in die Brandung zu werfen, wo nur Unheil seiner wartet. Jener Adonisschöne Prinz und verlorne Sohn, den es zu frühzeitig gelüstete, sein prachtvoll gelocktes Haar auch mit der Krone zu schmücken, hatte weder über Mangel noch beengte Stellung zu klagen; er lebte so herrlich seine Tage hin, wie nur irgend ein glänzend Fürstenkind im warmen Morgenlande. Allein da er überdieß auch

nach der Wonne ſich ſehnte, unumſchränkter Herr und Gebieter zu ſeyn, war ſein Loos der Eichbaum, an deſſen Aeſten er mit der Lockenglorie hangen blieb, die Grube, in die man ſeine Leiche ſenkte, und der Steinhaufen oder Hünenhügel, den man über ſein Grab thürmte. So geſtaltete ſich ſein Geſchick zu einer welthiſtoriſchen Figur, deren Züge ſelbſt in den kleinen Familienhiſtorien ſich wiederholen.

Denn die Forderung des ungerathenen Sohnes hat noch eine, und zwar beſonders ſchlimme Seite, die ſich an mehr als einem Abſalom herausſtellt: „den ungeduldigen Erben langweilt und ermüdet ſeines Vaters Leben" *), der Vater lebt ihm zu lange. Obwohl es in den Geſetzen der Natur liegt, daß die Kinder ihren Eltern die Lebensdauer eines Jahrhunderts gönnen ſollen, wie es in alten und neuen Geburtstags- und Neujahrspoeſien jedesmal betheuert, und mit guten Reimen beſiegelt wird, ſo verdrängt doch die Habſucht gar oft die heiligſten Gefühle; ja hier geſchieht es nicht ſelten, daß die Kehrſeite des menſchlichen Gemüthes ſich heraus wendet. Denn während in der Thierwelt, wo alles in dunklen Trieben aufgeht, und die nirgend zu einem geiſtigen

*) Haeres impatiens patris fatigatur ad vitam. *S. Chrysol.* 1. c. serm. 1.

Gedanken ſich erheben kann, auch die Liebe zwiſchen den Erzeugern und den Jungen in einem bloßen Naturzuge beſteht, und mit der Reife der letztern von beiden Seiten verſchwindet, ſo daß ſie einander fremd werden, kann die höhere, geiſtig begründete Liebe, welche das Familienleben der Menſchen heiligt, nicht ohne Frevel verletzt werden, und ſtatt in Gleichgiltigkeit unterzugehen, wird ſie an der Klippe der Selbſtſucht in Haß umſchlagen.

Davon giebt jenes alte Mährchen Auskunft, das von einem verlornen Vater handelt, der auf dem Todbette ſeinem Sohne eine Phiole voll eines köſtlichen Elixirs anvertraut, damit er ſeinen Leichnam damit ſalbe, und ihn dadurch wieder zu jugendlichem Leben erwecke. Ob der verlorne Sohn dieſe letztwillige Verfügung vollführt und wie, das iſt in jenem Mährchen weitläufig genug berichtet, und nur ſoviel mag zum Uiberfluſſe hier angeführt werden, daß die liebevolle, nämlich von großer Liebe zum eigenen Selbſt erfüllte, Geſinnung des Sterbenden dahin gieng, im Augenblicke ſeiner erlangten Wiederbelebung ſogleich den Sohn zu erwürgen. Und was ſoll damit angedeutet werden? Nichts anderes als die alte Geſchichte im heidniſchen Gewande, daß Saturnus ſeine Kinder frißt, und daß die aufeinander fol-

genden Generationen nicht lange neben einander gleichzeitig bestehen können.

Zöge der Tod nicht so geschäftig über die Erde hin, die Alternden abzumähen, der dürftige Planet, in dem jetzigen verschrumpften und unverklärten Zustande, und auf der zerrissenen Oberfläche, die seine Kalk-, Granit- oder Schieferkruste darbeut, könnte die Milliarden von Menschen, die sich darauf breit machen wollen, nicht beherbergen. Sollten die Eltern eine zwei- oder dreifache Lebensdauer behaupten, so müßten die Kinder sterben; soll das jüngere Geschlecht leben und bestehen, so muß das frühere weichen, und Jedermann weiß, was von beiden zur Ordnung der Dinge gehöre, wie denn auch der Apostel es ausspricht: „nicht den Söhnen liegt es ob, Schätze zu sammeln für die Eltern, sondern den Eltern für die Söhne." (2. Cor. 12.)

Auch der Hausvater in unserer Parabel ist, wie man sieht, bedacht gewesen, für seine Söhne bedeutende Güter und Schätze zu sammeln; nur hat der Jüngere die Geduld verloren, länger noch auf den Besitz derselben zu warten; er möchte die Wahrheit schon in Wirklichkeit übersetzt sehen, und diese Ungeduld wird ihm zur Sünde. Denn jene betrübte Verkehrtheit, auf die gewisse neuere Weltumstalter sich berufen, wenn sie gegen die alten Familien- und Erbrechte kämpfen, hat schon

der heil. Papst Sixtus der Dritte in den Worten geschildert: „wer mit ungeduldiger Hast nach dem Besitze eines reichen Erbgutes begehrt, der kann nicht anders, als den Tod seiner Eltern wünschen.“ Als ein solcher Mörder im Herzen giebt sich auch unser Jüngling kund, und darum gestaltet sich die trotzige Bitte, die er an den Vater stellt, für diesen zu einer schweren Beleidigung. Und wie wird sie von dem Verletzten aufgenommen? Er entgegnet ihr durch seine Großmuth und Freigebigkeit *), indem er beiden Söhnen ihr Erbe zutheilt, und also, wie es den Anschein hat, vor der Zeit seinem Recht und Besitze zu ihren Gunsten entsagt.

In einem solchen Sinne hat einst, wie die Geschichte es lehrt, ein greiser und vielerprobter Held, König Alphons der Große, gehandelt, als sein ältester Sohn Garcias, dem der Vater allzu lange herrschte, verrätherisch jedes Mittel aufbot, um ihn vom Throne zu stürzen. Er versammelte (im J. 910) die Großen des Reiches, vertheilte seine Länder, zum allgemeinen Erstaunen, zwischen seine beiden Söhne Garcias und Ordogno, und zog sich nach San Jago de Compostella in die Einsamkeit zurück. Wohin aber ge-

*) Illam fuisse hujus petitionis offensam, genitoris largitas comprobavit. *S. Chrysol.* l. c.

langen wir, wenn wir dieſen und ähnlichen Begebenheiten folgen? Sie führen uns an den Rand einer ſchroffen Kluft, über welche der natürliche Gang unſerer Parabel keine Brücke zu finden ſcheint. Denn ſobald ein regierender Herr, ein Hausvater im Großen, ſeine Krone und ſeine Ländergebiete an den Nachfolger abgiebt, hat er ſomit auf ſeine bisherige Macht verzichtet, und ſich in den Schatten des Privatlebens zurück begeben. Und wenn ein Haus- und Familienvater im Kleinen, noch bei Lebenszeit, Haus und Hof und Vermögen als Erbgut ſeinen Söhnen übergiebt, ſo iſt er nun ſeinestheils arm und abhängig geworden, kann ſich nimmer als den Herrn im Hauſe betrachten. Wie oft ereignet ſich dieß, als trockener Gegenſatz ſo mancher idylliſchen Dichtung, unter den Strohdächern und in den Gehöften ſogenannt ſchlichter, vielmehr ungeſchlachter Landleute! Der alte Bauersmann, der ſeinen Spätherbſt in Ruhe und Frieden verleben möchte, und der harten Arbeit nimmer ſich gewachſen fühlt, hat dem Sohne und der Schwiegertochter, oder der Tochter und dem Schwiegerſohne die Wirthſchaft übergeben; er hat ſich von ihrer Seite der dankbaren und freundlichen Pflege verhofft; wie ſchleicht er nun ſo kummerſelig im Hauſe umher, iſſet ſein Gnadenbrod, als ob es ihm nicht gebührte, und wird ein Gries-

gram geſcholten, der, Allen im Wege, ſonſt nichts zu thun wiſſe, als in der Sonne zu ſitzen, oder in den Gottesdienſt zu ſchleichen.

Wie weiland König Lear, ſo hat auch der alte Spanier Conara es erfahren müſſen, der ſeinen Töchtern und ihren Gatten ſein ganzes Beſitzthum in die Hände gab, und dafür ſehr feierliche und herzliche Verheißungen entgegen nahm. Bald nachher fand er ſich auf ſo kärgliche Koſt geſetzt, und dermaßen vernachläſſigt, daß er, um nicht gänzlich zu verkümmern, ſich gezwungen ſah, zu einer Liſt ſeine Zuflucht zu nehmen. Er borgte heimlich von einem vertrauten Freunde eine höchſt bedeutende Summe in goldnen Zechinen, und legte ſie in eine, mit Riegeln und Schlöſſern wohl verwahrte eiſerne Truhe; dann berief er ſeine Töchter und Schwiegerſöhne, ſperrte den Schatzkaſten auf, ſo daß ihnen, wie einſt ſeinen Landsleuten in Peru, da ſie in Atahualpa's Goldkammer ſtanden, der Hort irdiſcher Seligkeit in die Augen leuchtete, und zu kindlicher Liebe und Ehrfurcht ihr Herz von neuem erweckte. Der ſchlaue Greis eröffnete ihnen nun, wie er, aus beſonderen Gründen, dieſen Theil ſeiner Güter bisher geheim gehalten, der ihnen jedoch gleichfalls als Erbe zugedacht ſey, ſofern ſie in der Pflege nichts verabſäumen würden, wie die Gebrechlichkeit ſeines hohen Alters ſie er-

heiſchte. Die gerührten Kinder gelobten die zärtlichſte Sorgfalt, und dießmal hielten ſie Wort; das wahre Object ihrer Zärtlichkeit kehrte jedoch in aller Stille dorthin zurück, wo es hergekommen. Wie nun Conara endlich aus ihrer Mitte geſchieden, hatten ſie ihm kaum die Augen zugedrückt, als ſie ſchon hineilten, jenes Augenlied aufzureißen, hinter welchem einſt ein ſo herrlicher Lebensglanz hervorgeblitzt; allein ſie fanden unter dem Schirme von Eiſen ſonſt nichts als eine hölzerne Keule, und einen daran gehefteten Zettel mit der Inſchrift: dieſer Knittel gebührt einem Jeglichen, der thöricht genug war, all ſein Eigenthum den Kindern zu übergeben vor ſeinem Tode.

Werden nun, wie es wohl nicht anders thunlich, ſolche betrübte Thatſachen voraus geſetzt, ſo kann die Einſicht in die Schwierigkeiten nicht ausbleiben, die in unſrer Parabel ſich finden. Der Hausvater hat ſeinen beiden Söhnen ihr Erbgut hinaus gegeben. Iſt er jetzt ſelber verarmt, von ihnen abhängig geworden, iſt er nimmer der Herr und Beſitzer? Davon ergiebt ſich doch völlig das Gegentheil. Denn nicht Er bleibt nunmehr bei dem ältern Sohn im Hauſe, ſondern dieſer wohnt bei ihm, gehorcht und dienet ihm nach wie vor, und empfängt ſein Brod aus des Vaters Händen. Und der jüngere Sohn, nach-

dem er in bitteres Elend gesunken, welcher Trost, welche Hoffnung erübrigt ihm in der Tiefe der Noth? Das Vertrauen auf die Barmherzigkeit seines Vaters, und zwar eines sehr reichen Vaters, der auch in der That ihn wieder aufnimmt in Sein Haus, mit neuen Gewanden seiner Schmach abhilft, ein glänzendes Festmal für ihn veranstaltet. Wie ist dieß alles zu verstehen? Wo giebt es einen irdischen Vater, der seinen Kindern das Erbe zutheilt, und doch der Herr und Eigenthümer zu seyn nicht aufhört? Doch eben aus diesen Zügen geht es von neuem klar hervor, wie unstatthaft es sey, hier auf dem Boden der Erzählung, oder der Wirklichkeit im niedern Kreise stehen zu bleiben, wo durchgehends auf Erkenntnisse und Thatsachen hingedeutet wird, die in einem höhern Gebiete aufgesucht werden müssen.

Ist demnach jener Vater kein irdischer Vater, kein Besitzer irgend eines in Zeit und Raum beschlossenen Eigenthums, sondern der absolute Herr und Gebieter, der, indem er unermeßliche Welten schafft, und seinen Geschöpfen immerdar giebt, doch von seinem Wesen und Seyn, wie von der Fülle seiner Macht und Reichthümer nicht das Mindeste verliert, noch verlieren kann, so werden, in nothwendiger Folgerung, unter den beiden Söhnen nicht geradehin zwei Individuen oder Personen, unter dem Eigenthume, das er

an ſie vertheilt, nicht Gut und Habe im gewöhnlichen Sinne zu verſtehen ſeyn; jene ferne Region oder Fremde, in welche der Jüngere ſich verliert, wird nicht nach Meilen und Tagereiſen ſich berechnen laſſen, die Noth, welcher er anheim fällt, braucht eben nicht immer ſinnlich ſich darzuſtellen, ja ſie kann ſogar als ein ſehr glänzendes Elend ſich zeigen; und ſo wird es nach allen Beziehungen hin erſichtlich, daß die Parabel einen höhern und reichern Stoff der Erkenntniß darbiete, als es bei oberflächlicher Anſicht ſich errathen läßt.

Wer jemals durch eine niedere Pforte in das Innere eines hohen Doms getreten, es ſey nun derſelbe nach gothiſchen Maßen von Künſtlerhand erbaut, oder er wölbe ſich über kryſtallne Pfeiler, und mit Stalaktiten geſchmückt, im Innern des Gebirges, dem breiten vor dem Auge erſt allmählich die Dimenſionen ſich aus, der Raum erweitert ſich dem Blicke, und alles Einzelne ordnet ſich, um dann erſt in ganzer Symmetrie und Schönheit erkannt zu werden. So mag es auch dem geiſtigen Sinne widerfahren, der in das große und herrliche Gebiet zu dringen ſtrebt, in welches die Pforte der Parabel führt. Und vermag er freilich nicht, die ganze Höhe und Pracht zu ergründen, in welcher hier das Gottesreich ſich aufbaut, ſo darf er ſich dafür doch

mit den Worten des Syraciden trösten: „Wenn ihr den Herrn preiset, erhebt ihn soviel ihr vermöget, denn seine Größe ragt über jedes Lob. Verherrlichet ihn aus aller eurer Kraft, immer doch wird es nicht ausreichen. Wenige sehen wir von seinen Werken, und viel größere als diese sind uns verborgen. Alle aber sind Werke des Herrn, und wer in Ehrfurcht wandelt, dem wird er Weisheit verleihen.“ (Eccli. 43.)

II.

Das Eigenthum.

„Und nachdem er alles zusammengepackt, zog er hinaus in eine ferne Region.“ (Luc. 15, 13.)

Die Pforten eines großen, im morgenländischen Style erbauten Hauses sind weit geöffnet, und zwischen den Palmen und Terebinthen, die den Vorplatz beschatten, geht es lebhaft zu; da stehen Kamele und Pferde bereit mit ihren Führern, und zahlreiche Diener eilen aus und ein, und tragen Kisten und Körbe herbei, mit kostbaren Schätzen und reichen Mundvorräthen gefüllt, um die Schiffe der Wüste damit zu befrachten. Was geht hier vor? Ein jugendlicher Mann, heiße er nun Ismael oder Abdallah, nimmt Abschied von seinem Vater und ältern Bruder, führt all sein Erbgut mit sich, und zieht auf Abenteuer in die Fremde. Der Vater, dessen Stirn nicht ganz frei von Kummerwolken, giebt ihm noch manche Warnung und gute Lehre mit auf den Weg, die je-

doch keinen sonderlichen Eindruck zu machen scheint; er ertheilt ihm seinen Segen, der allerdings nicht für immer fruchtlos bleiben wird; darauf schwingt der stattliche Jüngling sich auf eines der Rosse, die Dromedare werden angetrieben, der ganze Zug setzt sich in Bewegung, der Staub wirbelt säulenhoch empor; bald ist von der Caravane nichts mehr zu sehen.

So etwan möchten wir, da wir an den Abzug des verlornen Sohnes denken, den Hergang der Sache uns vorstellen. Denn darauf führt uns die Erzählung, wie der Vater das Besitzthum unter die beiden Söhne vertheilt, und der Jüngere, nicht viele Tage nachher, alles zusammengepackt habe, um hinaus zu ziehen in die Ferne. Und wo immer von Erbschaft und Habschaft, von Vermögen und Eigenthum die Rede geht, wer denkt dabei nicht gleich, der alten Gewohnheit nach, an Gold und Goldeswerth? Im Abend- wie im Morgenlande gilt der alte Sinnspruch: „die Schätze des Reichen sind seine feste Burg, der Schrecken der Armen ist ihre Dürftigkeit." (Prov. 10.) Wer lauscht nicht gern den Sagen und Geschichten von den Schätzen der Königinn Semiramis, und des mächtigen Montezuma, des letzten Herrschers von Anahuac? Wem sind die Schilderungen so ganz gleichgiltig, welche die byzantinischen Geschichtschreiber von

den Weltwundern am Hofe ihrer Kaiser entwerfen? Da war ein großer Baum zu schauen, dessen Stamm und Blätter aus gediegenem Golde gefertigt, und goldne Vögel auf seinen Zweigen, deren Gesang durch ein verborgenes Spielwerk nachgeahmt wurde. Auch sah man zwei Löwen daselbst, in natürlicher Größe, gleichfalls aus gediegenem Golde, aus deren Rachen, mittelst einer innern Vorrichtung, ein furchtbares Gebrüll hervordrang. Der goldne Baum mag Vielen als der Paradiesesbaum der Erkenntniß samt jenem des Lebens, der goldne Löwe als Sinnbild irdischer Macht und Bedeutung gelten; deutet ja schon das Wort „Vermögen" darauf hin, wieviel der Reichthum vermag.

Inzwischen kann es uns wenig fruchten, in diesen Niederungen des alltäglichen Weltverkehrs zu verweilen, und das Bild selbst anstatt der höhern Wahrheit festzuhalten, dem es zur Hülle dient. Haben wir einmal eingesehen, daß der Vater, von dem hier die Rede, kein irdischer Familienvater, sein Haus kein beschränktes Wohngebäude sey, umgeben von Scheunen, Meierhöfen und Gärten, so tritt uns fürs erste die Frage entgegen, was es mit dem Erbtheil, Eigenthum oder Vermögen, das jener Vater seinen Söhnen ausgefolgt, und womit der jüngere nicht zum besten gewirthschaftet, für eine Bewandtniß habe?

Offenbar iſt in demſelben alles und jedes angedeutet und mit einbegriffen, was dem Menſchen, ſeinem Weſen und ſeiner Beſtimmung nach, zu eigen gegeben, was ſein Daſeyn ausfüllt, und ſollte es unnöthig ſeyn, dieſen Stand der Dinge zu kennen? Kein Begüterter oder Geſchäftsmann auf Erden, der nicht zuweilen ſich hinſetzt, Einnahmen und Ausgaben vergleicht, den Hausſtand, die Kaſſe, das Waarenlager muſtert, und das Inventar erneuert, um über ſein Haben und Sollen zur klaren Anſicht zu kommen. Derjenige Geſchäftsmann, der mehr beſitzt, als er ſelber weiß, wird, da er ſeine Schätze unbenützt läßt, nicht minder bedauerlich ſeyn, als ein Anderer, der ſich gewaltig verrechnet, indem er ſich einbildet, über größere Capitalien zu gebieten, als ihm wirklich zu Gebote ſtehen. So wird auch jedes Adamskind, das ſeine Fähigkeiten und Vermögen oder Kräfte nicht gehörig kennt und würdigt, dem Willen und der Idee Gottes nicht entſprechen, während es andrerſeits, ſobald es dieſe Kräfte und ſich ſelber überſchätzt, mit der höchſten und abſoluten Norm ſeines Daſeyns ſofort in verderblichen Widerſpruch gerathen muß.

So wird es alſo hier keineswegs um jene Güter ſich handeln, über deren ungleiche Austheilung, albern genug, ſo herbe Elegien geſungen werden; indem, wo Alle reich, auch wieder

Alle dürftig wären; nicht um solche Güter, die gut angewendet, immerhin gut sind, allzeit jedoch zu jenen Schätzen gehören, welche bald von räuberischen Händen hinweg genommen, bald von jenen mikroskopischen Dieben heimgesucht werden, die mittelst einer geheimen Verrätherei der rastlos thätigen Naturkräfte, die mühsamsten Werke menschlicher Kunst zerstören. So unermeßlich der Bazar aller der käuflichen und wünschenswerthen Dinge, der seine zahllosen Buden auf Erden aufschlägt, so kann doch Niemand der offenkundigen Behauptung des Apostels widersprechen: daß wir nichts von allem dem in diese Welt mit herein gebracht, wie wir auch, sonder Zweifel, nichts davon mit hinaus nehmen werden. (1 Tim. 6.) Was daraus im directen Gegensatze folgt, lautet ganz einfach so: daß es uns vorzüglich darum zu thun seyn müsse, jene Güter und Gaben, jene Rechte und Ansprüche kennen zu lernen, die wir wirklich in diese Welt mit herein gebracht, auch wohl (theilweise) mit Gewinn wieder hinaus nehmen sollen, welche wir daher auch nicht selber uns geben konnten, und auf die wir nicht pochen dürfen, wie etwan ein Emporgekommener, der mit süßem Selbstbehagen die Früchte seines mühsamen Fleißes beäugelt, oder wie ein Nebucadnezar, der vom hohen Söller seiner Veste die Riesenstadt, die er

gebaut, und an ihr seine eigene, ihm selbst schier unbegreifliche Herrlichkeit anstaunt.

Was ist nun das erste und augenfälligste, was uns hier entgegen tritt? Die sichtbare Seite unsres Lebens und Daseyns, dieser organische Leib mit seinen undurchforschlichen Gebilden und Kräften. In die Gewohnheit des Daseyns versenkt, viel öfter vom Naturleben beherrscht und gegängelt, als über demselben stehend, bewundern wir allerdings den Flug des Luftballons und die Kraft der Dampfmaschine, an welchen doch nur höchst einfache, uns wohlbekannte Gesetze der Schwere und der Federkraft thätig sind, während wir mit unsrem eigenen Seyn und Leben so recht mitten im Wunder stehen, ohne uns dessen oft genug bewußt zu werden, wie jede willkührliche Bewegung eines Fingers, jeder Laut unsrer Sprache, wodurch wir einen Gedanken verkörpern, ein Geheimniß sey, das mit seinen Wurzeln in die unergründlichen Tiefen der Schöpfung hinab reicht. Dieses Gebilde des Leibes, das wir Unser nennen, mit seiner erhabenen Bestimmung, die unsichtbare Welt zu versichtbaren, mit den Millionen und abermals Millionen von Organen, in die er sich entfaltet, und die sich in ihm zu lebendiger Einheit verflechten, ist selber eine unermeßliche Welt, zusammengedrängt und verinnert in einem sehr eng begränzten Raume.

Nach einem sinnreichen Mythus der alten Indier versammelten sich einst die erschaffenen Weltkräfte vor dem göttlichen Urhauch oder Atma, und baten ihn: gieb uns eine Gestalt. Da zeigte ihnen Atma die Gestalt der Kuh (die bekanntlich in der Symbolik der Brahminen sehr in Ehren steht), doch die gefiel ihnen nicht. Wiederum bot er ihnen die Gestalt des Rosses an, doch auch diese wollte ihnen nicht genügen. Nun führte er ihnen die Menschengestalt vor, und als sie diese sahen, riefen sie: wohlgebildet und wundervoll! Atma befahl ihnen jetzt, ihre bestimmten Sitze einzunehmen. Da ward das Feuer Wort, und ging in den Mund ein; Luft ward Athem, und suchte den Eingang durch die Nase; Sonne ward Gesicht, und drang ins Auge; Raum ward Gehör, und nahm seinen Sitz im Ohr; Pflanze und Baum wurden Haut und bildeten das Haar; Mond ward Gemüth, und nahm Besitz von der Brust; Tod ward Verzehrung, und zog ein in den Nabel *). Wohl nicht zu verkennen an diesem traumhaften Mythus ist der helle Grundgedanke, daß der Menschenleib (der in den drei senkrecht übereinander gebauten Systemen des Magens, der Lungen und des Hirnes die

*) P. F. Stuhr: die Religions-Systeme der heidnischen Völker des Orients. Berlin 1836. S. 72.

drei Reiche der Erde, der Luft und des Aethers umfaßt) die organische Ineinanderwirkung, höchste Steigerung und Verinnerung aller Kräfte und Gebilde der gesammten Erdennatur darstelle, die in ihm sowohl die Vollendung als das Ziel ihres geschöpflichen Daseyns erreicht hat; eine Wahrheit, die freilich in der heiligen Urkunde der Schöpfungsgeschichte unendlich einfacher und klarer darinn sich ausspricht, indem sie den Menschen als das letzte der Schöpfungswerke, und alles früher Erschaffene als um seinetwillen hervorgebracht bezeichnet.

Wohl ein großer Gedanke, nicht des müßigen Staunens, sondern aller Beherzigung werth! Wenn wir etwan eines umfangreichen, mechanischen Baues ansichtig werden, dessen mächtige Räder und Getriebe, ihres bedeutenden Durchmessers wegen, gewaltiger Bewegungskräfte bedürfen, und wir sehen auf der Stirne des Werkes ein Zifferblatt, um welches ein verhältnißmäßig kleiner Zeiger sich bewegt, werden wir dann urtheilen, der Zeiger sey um der großen Räder willen da, und nicht vielmehr diese um des erstern willen? Allerdings ist er der Zweck, die großen Getriebe nur das Mittel. Blicken wir nun, soviel uns das möglich, in die Räume des Weltengebäudes, zu welchem unsre Erde gehört, und von dessen Gesamtheit sie mit abhängt, ge-

denken wir der unermeßlichen Bahnen, welche die Weltkörper durchkreisen, der ungeheuren Kräfte, die hier ihre Wechselwirkung entfalten, und fragen wir dann, wozu dieß alles dienen soll; werden wir uns wohl mit der Auskunft abfertigen lassen: damit der Werkmeister oben, wie weiland Carl der Fünfte, mit den Uhrwerken im größten Maßstabe sich einen Zeitvertreib verschaffe? So würde es sich ziemen für den rein astronomischen Gott, welcher vor der suchenden Menschenseele von Ewigkeit zu Ewigkeit in immer fernere, unendliche Sterngebiete sich zurückzieht, so daß es ihr wie dem Wandrer mit dem Horizont geschieht, oder mit der Pforte des Regenbogens; und auf dessen Altären einzig nur die höhere Trigonometrie ihre Opfer niederlegen dürfte. Gleicht das Weltall einem unermeßlichen Uhrwerk, mit seinen Gewichten und Gegengewichten, so kann doch der Zweck des Werkmeisters kein andrer seyn, als damit das betrachtende und denkende Geschöpf, in unserm irdischen Weltsysteme der Mensch, ins Daseyn hervortrete, der Zeiger an dem großen Werke, das einzige Wesen dieser tellurischen Welt, das sich selbst erfaßt, sich selber weiß und vom Andern scheidet, aber auch zum Urheber seines eigenen wie der übrigen Wesen empor zu schauen sich bestimmt fühlt. „Ich sehe deine Himmel an, das Werk deiner Hände,

den Mond und die Sterne, so du gegründet. Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst, der Sohn des Menschen, daß du ihn heimsuchst?"

In diesen einfachen Worten, deren Erhabenheit in der großen Idee eines Schöpfers beruht, und in welchen der Betrachtende von der Erkenntniß einer absolut persönlichen Macht und Weisheit auf das eigene geschöpfliche Seyn und Bewußtseyn zurückkehrt, kann füglich noch ein anderes Verständniß gefunden werden: die Verkettung des Weltalls in seinen großen, über unsre Fassungskraft reichenden Massen und Dimensionen mit unsrem eigenen leiblichen Daseyn, in seiner räumlich winzigen Erscheinung. Wenn etwan ein ferner Freund, den wir besuchen, so großmüthig fürgesorgt, daß auf jeder Station vier frische Pferde bereit stehen, uns weiter zu fördern; wenn er zu unserm Empfange sogar ein neues Haus erbaut und aufs herrlichste eingerichtet hätte, so würden wir kaum hoffärtig genug seyn, so enorme Veranstaltungen als uns gebührend trocken hinzunehmen; wenigstens würde die Höflichkeit uns zur Erklärung bestimmen, daß „für unser einen" dieß alles viel zu umständlich und kostbar ausgefallen. Sieh' aber zum Himmel empor, o Adamskind, mache dich bekannt mit den Kräften, die da zusammen wirken, um deine irdische Wanderfahrt zu bedingen, und er-

kenne, wie um deinetwillen die Erde und die Planeten um die Sonne kreisen, um deinetwillen das Luft- und Lichtgewand der Atmosphäre sich um die Erde schlingt, und ihre zahllosen Lebenskeime weckt und pflegt, damit du ins Daseyn hervor tretest, als das Auge der Schöpfungswelt, das Licht in der Dunkelheit, das Wesen, das zur freien Persönlichkeit erwacht, der Nachahmer des Schöpfers durch die Gabe der Kunst.

Auf welche Weise jedoch wird der Mensch zu solcher Würde erhoben? Geschieht das bloß allein durch dieses organische Gebilde des Leibes, in welchem, als einer Welt im Kleinen, alle übrigen Bildungen der Natur in lebendiger Einheit sich durchdringen? Sind es die wundersamen Sinnorgane für Licht und Schall, oder das gleich staunenswerthe Kunstwerk der menschlichen Hand, im Gegensatze des Daumens zu den übrigen Fingern, die ihm zu so hoher Stellung empor halfen? Auch das höher organisirte Thier ist mit scharfem Gesicht und Gehör begabt, ohne doch je einen Gedanken zu gewinnen von Raum und Zeit, ohne seinen Blick anders nach oben zu erheben, als etwa der Kläffer zu thun pflegt, da er den Mond anbellt, oder der Giraffe, da er von den Gipfeln der Mimosen die Zweige abreißt, die ihm zur Nahrung dienen. Je entschiedener das Leben, das in der Pflanze noch so

beharrlich an den Erdengrund gebunden; im Thiere zu höherer Selbstigkeit sich besondert, desto täuschender nimmt diese den Anschein der Freiheit an, weil das Thier nach Willkühr den Ort verändert, seine Nahrung aufsucht, seine inneren Zustände verlautbart. Doch diese scheinbare Freiheit ist nichts anderes als eine, nur von weiteren Schranken umschlossene Nothwendigkeit, insofern in die Kreise des thierischen Lebens und Empfindens eine viel größere Zahl vereinzelter Naturrichtungen zusammen strömt, als im Leben der Pflanze. Aber in diesem Umfange seiner Gefühle und Lebensbedingungen ist auch das Thier völlig abgeschlossen; ohne Wissen von Sich, und von diesen Gränzen seines Daseyns, erfüllt es gedankenlos den Kreis, auf den es angewiesen; „die Spinne webt ihr Netz nicht, um Fliegen zu fangen, sondern weil es ihr Trieb ist, ohne welchen sie nicht Spinne seyn würde, weil das Netz ein Moment ihres Daseyns ist" *). Darum ist auch die thierische Stimme ein bloßer Ausdruck des Gefühls, es sey des Wohlbehagens oder der Unlust, ohne jemals Sprache werden zu können. Und wenn die Ureinwohner auf Borneo allen Ernstes meinen, daß die Affen le-

*) Dr. K. Rosenkranz: die Naturreligion. Ein philos. histor. Versuch. Iserlohe 1831, S. 190.

diglich aus Schlauheit ihre Sprache verheimlichen, um dem Elende nicht anheim zu fallen, von welchem die menschliche Gesellschaft bedrückt wird; wenn die Kamtschadalen etwas Aehnliches von den Hunden voraussetzen, die sie vor ihre Schlitten spannen, so ist dieser kindische Irrthum in Ursachen begründet, die uns begegnen werden, wenn wir den verlornen Sohn auf den Wegen seines Verderbens aufsuchen.

Nun finden wir in der heiligen Urkunde bei der Entstehung der Pflanzen- und Thierwelt den Ausdruck des schöpferischen Wortes: „die Erde, die Gewässer sollen hervorbringen", vom Menschen allein heißt es, „daß Jehova Elohim ihn formte aus der Erde, und seinem Angesicht einhauchte den Odem des Lebens, wodurch er ward zur lebendigen Seele." Denn des Menschen Leben ist keineswegs, wie bei den Thieren, in der Einheit eines organischen Gebildes, in einer Naturseele abgeschlossen, die mit dem Zerfalle des Leibes gleichfalls untergeht; er ist kein bloßes Individuum, in welchem ein Allgemeines, eine Gattung sich vereinzelt oder verwirklicht, sondern er trägt noch ein wesenhaft anderes, selbständiges Lebensprincip in sich, den seiner selbst bewußten Geist. Und eben so, wie um des menschlichen Leibes willen die gesamte Erdennatur, also auch das Sonnensystem besteht, so daß alle ihre zahl-

losen Thätigkeiten und Bildungen als Voraussetzungen zu betrachten sind, durch welche ihr höchster Zweck, ihre vollendete Einheit, der leibliche Mensch bedingt wird, so besteht hinwiederum dieser wundersame organische Menschenleib einzig um des Geistes willen, und für die Vereinigung mit ihm, um, als die Gipfelhöhe der Natur, nur in dieser Lebenseinheit mit dem Geiste Bestand und Dauer zu finden. Während wir daher von dem Thiere nicht füglich aussagen können: es habe einen Leib, da es vielmehr ganz und gar Leib ist, oder in dieser besondern Form des Naturlebens völlig aufgeht, ist nur der Mensch, kraft des ihm anerschaffenen Geistes, Besitzer oder Eigenthümer seines Leibes, den er von Sich, oder von seinem geistigen Wesen, als etwas Anderes und deßhalb Aeußeres unterscheidet.

Was wird nun gerechter und dringender seyn, als die Forderung, daß wir jene höhere Seite unsres Lebens, und was ihr eigenthümlich, bestimmter kennen lernen? Und doch scheint die Aufgabe nicht leicht. Dieser Leib, in dessen innerstes Lebensgeheimniß wir freilich keinen Blick haben, wird uns wenigstens doch in der Aussengestalt anschaulich, in welcher die unermeßliche Fülle und Mannigfaltigkeit seiner inneren Organe und Strömungen sich birgt und zum Theil abgränzt; unsern Geist hingegen sehen wir nicht, weil er

weder dem leiblichen Auge, noch sich selber gegenständlich wird. Wohl aber giebt er sich durch seine Thätigkeit, und zwar in dem Einen großen Gedanken kund, welcher die Gewißheit unsres Seyns, die Grundlage und Bedingung unsrer weiteren Erkenntnisse in sich faßt, der auch die Signatur unsrer Menschenwürde, die Wurzel unsrer Unvergänglichkeit, die Seligkeit der Seligen, die Verzweiflung der Unseligen ausmacht; und dieser Gedanke, den die Natur in all ihrem Ringen und Bilden nicht erreichen, der in keinem bloßen Naturwesen je erwachen kann, ist ausgesprochen in dem Worte: ich. Wie unzertrennlich ist er mit unsrem Daseyn verflochten, ja eins mit ihm! Ob wir im Vollgenusse des Lebens und der Gesundheit uns finden, ob von Siechthum und Schmerzen umlagert, ob im Schimmer der Ehre, oder im Dunkel der Niedrigkeit, ob reich an glänzenden Gütern, wie vordem ein Nabob, ob dürftig wie ein Lazarus, ob in ob ausser diesem Leibe, dieß Ich wird dadurch weder vermehrt noch vermindert; es ist der Lichtgedanke eines Wesens, das nicht bloß da ist, sondern auch von seinem Seyn und Daseyn weiß. Und deßhalb wird auch Gott in zweifach sinnvoller Weise der Vater der Lichter genannt (Jac. 1.), um damit auf die geistigen Geschöpfe hinzuweisen, welche ihrer selbst sich bewußt, und

dadurch ſchon zu ihrem Schöpfer in ein geiſtig ſittliches Verhältniß geſtellt werden, das von der Liebe beſiegelt wird.

Inſofern nun, auch in der Sprache der Offenbarung, durch das Licht der geiſtige Gedanke, das ſeiner ſelbſt bewußte Leben, oder die Perſönlichkeit bezeichnet wird, iſt der Urheber aller lichten oder perſönlichen Weſen ſelber Licht und Perſönlichkeit im höchſten und abſoluten Sinne; und ſo lehrt denn auch der Apoſtel: „Gott iſt Licht, und keine Finſterniſſe ſind in ihm.“ Denn ſein Selbſtbewußtſeyn iſt ein vollendetes Selbſtſchauen, indem Er ſelbſt ſich gegenſtändlich, oder der Gegenſtand (das Object) ſeiner Anſchauung wird, ohne aus ſich, aus ſeinem innern Seyn und Weſen hinauszugehen. Wir Menſchen hingegen (wie alle erſchaffenen Perſönlichkeiten) ſind Lichter, die alle Finſterniß nicht ausſchließen, und dieſe Finſterniß, die in uns heimiſch, iſt unſere geſchöpfliche Bedingtheit. Wir ſind nicht durch uns ſelber, darum haben wir auch die Befähigung nicht, uns ſelbſt oder unſer geiſtiges Weſen zu ſehen; — was wir mit dem Worte Ich bezeichnen, kann nie ein Gegenſtand unſrer Anſchauung werden, und iſt eben deßhalb nur ein Object unſres Glaubens, aber auch zugleich unſres Wiſſens. Denn was wir mit jenem Worte meinen, iſt nichts anderes als unſer Geiſt, der ſich

ſelber offenbar wird in ſeinen Erſcheinungen, der alſo aus ſeinen mannigfaltigen Kundgebungen ſich ſelber als Einheit zurücknimmt, und deßhalb ſeiner ſelbſt ſo gewiß iſt, als er gewiſſe Vorgänge in ſeinem Innern nur auf Sich als Urſache beziehen muß. Da er aber nicht auf ſolche Weiſe ſich gegenſtändlich werden kann, wie ihm das Antlitz ſeines Leibes aus dem Spiegel entgegen tritt, ſo wird jenes Wiſſen und jene Gewißheit doch wieder nur ein Glauben heißen.

Sollen wir nun dem Gewühle des Wortkrams entkommen, der auf dieſem Gebiete ſo häufig Markt hält, und der, wie einſt der wüſte Kleinhandel im Vorhofe der Heiden, die Zugänge zum innern Heiligthum belagert, ſo haben wir freilich darnach zu forſchen, worinn jene inneren Vorgänge, als Erſcheinungen oder Kundgebungen des Geiſtes, eigentlich beſtehen? Und da findet es ſich, daß ſie in vereinfachter Geſtalt nichts anderes ſind, als was mit den beiden vielberühmten, hochgefeierten Worten „Vernunft und Freiheit" geprieſen wird. In der That, dieſe Namen haben einen guten Klang; ſie tönen von Munde zu Munde; aber bei allem dem, was ſind Vernunft und Freiheit ſelbſt? Fürs Erſte wird da zu bemerken ſeyn, daß Freiheit immer mit dem Worte: Willen (als Willensfreiheit, freier Wille) in Verbindung vorkommt, und daß daher auch

die Vernunft mit irgend Etwas in Verbindung zu bringen sey. Jene Verknüpfung nämlich setzt schon voraus, daß es noch einen andern Willen, als einen freien, geben müsse, weil wir sonst, wenn nichts Verschiedenes vorhanden wäre, diese Unterscheidung nicht vornehmen würden; und wirklich nennen wir die Bewegung der Thiere eine willkührliche, doch keineswegs eine freie. Nun hat die Thierwelt nebst dieser Bewegung auch noch Sinne, womit das Thier die Aussenwelt wahrnimmt, oder vielmehr, wodurch die Aussenwelt auf dasselbe einwirkt, und es zur Rückwirkung veranlaßt (denn erst aus diesem Ein- und Rückwirken geht das hervor, was wir Wahrnehmung oder Vorstellung nennen). Auch der Mensch, insofern er ein Naturwesen ist, besitzt solche Sinne; als einem Geistwesen aber muß ihm ebenfalls ein Sinn eigen seyn, wie ihm ein ganz eigenthümlicher Wille zukommt; und wie dieser Wille Freiheit oder Freithätigkeit heißt, im Gegensatze zur Nothwendigkeit der Naturdinge, so heißt dieser Sinn des Geistes Vernunft, als ein Sinn, nicht für Naturerscheinungen, sondern für das Unsichtbare und Uibersinnliche. In ihm ist demnach die erste Bedingung alles Glaubens und alles Wissens; die andre ist die Freiheit des Willens, und ihre Kundgebung: die Freithätigkeit, wodurch der Mensch

von allen Naturdingen sich wesentlich unterscheidet, deren Wirksamkeiten sämtlich nur Wendungen der Noth, nicht aber Bethätigungen der Freiheit sind *).

Mit dieser Erkenntniß stehen wir erst auf der rechten Höhe, um das Eigenthum oder Vermögen zu schätzen, das der Vater den Söhnen zugetheilt. Schon Hieronymus, Theophylactus, Chrysologus **) u. A. haben darunter vorzugsweise die Vernunft und die Willensfreiheit, die Denk- und Thatkraft des Geistes verstanden, die freilich, nach der eigenthümlichen Stellung des Menschenlebens, in unzähligen Wechselbeziehungen mit der unfreien Natur verflochten sind, in deren Gebiete sie ihre Thätigkeit entfalten. Darum handelt es sich insbesondre um die Gränzen, die ihnen angewiesen, oder innerhalb welcher sie aus eigener Wahl sich beschränken sollen. Ist die Denkkraft, die uns verliehen, eine Himmel und Erde umfassende, alles durchdringende, alles zu ergründen fähige? Ist unsere Freiheit, nach ähnlichem Maßstabe, die Erlaubniß und zugleich die Kraft,

*) A. Günther: die Justemilieu's in der Speculation unserer Zeit. Wien, 1838. S. 124—28.

**) „Quae est ista portio? Habitus, sermo, scientia, ratio, judicium, quae hominem prae caeteris animantibus in terrena habitatione contingunt: hoc est juxta Apostolum lex naturae." *S. Chrysol.* serm. 5.

also die Vollmacht, alles und jedes zu thun und durchzusetzen, was immer uns beliebt? Sind beide diese Gaben von der Art, daß sie zur Fülle der Weisheit, auf die Höhe der Unabhängigkeit, also zu einer soviel als göttlichen Würde uns befördern?

In der Reihe jener glänzenden Khalifen, die ihre Residenz in Bagdad hielten, erscheint (gegen Ende des achten Jahrhunderts) Mahadi, Sohn des Almansor, durch Pracht und Verschwendung vor Allen ausgezeichnet, obwohl er, durch Gift hinweggeräumt, früher, als er vermuthen konnte, sein moslemisches Fatum erfüllt sah. Dieser Mahadi hatte sich, nach altem Herkommen, auch einmal auf der Jagd verirrt, bis er nach langem Umherstreifen, erschöpft und von Durste lechzend, zu einer Köhlerhütte mitten im Forste gelangte, deren dürftiger Besitzer ihn gastlich aufnahm, und, nachdem er ihn, so gut er vermochte, bewirthet, zuletzt noch einen Krug voll Wein ihm vorsetzte. Mahadi fand diesen Labetrank vortrefflich; der erste Zug, den er davon geschlürft, verfehlte die Wirkung nicht, ihn sehr heiter zu stimmen, und so fragte er dann, im neu erquickten Behagen seines Selbstgefühls: weißt du auch wohl, welchen Gast du beherbergst? Ich bin ein sehr angesehener Mann vom Hofe des Khalifen. Der Köhler schien eben nicht geübt, sich in mor-

genländiſche Phraſen einzulaſſen, er antwortete bloß mit einer ſtummen Verbeugung. Doch kam die Unterhaltung keineswegs ins Stocken, denn der Sohn Almanſor's hatte kaum zum zweitenmale den Krug wieder hingeſetzt, als er von neuem begann: Noch habe ich dir viel zu wenig geſagt. Denn nicht bloß der Großen einer bin ich am Hofe des Khalifen, ſondern überdieß der Erſte und Vornehmſte von allen, und zwar am Hofe ſowohl, als im ganzen weiten Lande. Da riß der Köhler die Augen auf, als wollte er die immenſe Größe meſſen, die in ſeiner niedrigen Hütte dennoch Raum gefunden, und gab ſeine Beredſamkeit durch eine namhafte Zahl von Verbeugungen kund. Zum drittenmal trank Mahadi, und war nun bei Laune, ſich an der Beſtürzung ſeines Wirthes im vollen Maße zu erluſtigen. Auch jetzt noch, ſprach er, weißt du noch lange nicht das Rechte; ſoll ich dir die ganze Wahrheit eröffnen, ſo wiſſe, daß ich niemand Andrer als der Beherrſcher der Gläubigen, der Khalif ſelber bin, vor welchem alle Leute auf ihr Angeſicht ſich werfen. Doch dieſe Rede brachte eine ganz andre Wirkung hervor, als deren der Autokrat ſich verhoffte; augenblicklich nahm der Köhler den Krug vom Tiſche hinweg, und ſetzte ihn auf ein Gebälke des Dachwerks, wohin Mahadi nicht zu langen vermochte. Was beginnſt du hier, rief

dieſer erſtaunt, was ſoll das bedeuten? Der Waldbewohner, der bei ſeinem ſchweigſamen Geſchäfte, beim Bewachen und Löſchen ſeiner verkohlenden Meiler, in der Gabe der Beobachtung nicht zurück geblieben, und der jedes Lodern und Aufflackern ſo behende zu dämpfen gewohnt war, mußte wohl eingeſehen haben, daß in dieſem Falle der Wein das Uibel nur vermehren konnte. Herr, erwiederte er mit ſkeptiſcher Gebärde, als Ihr den erſten Zug aus meinem Kruge gethan, wart Ihr ein vornehmer Mann, ſchlichtweg, und das mochte noch angehen; nach dem zweiten Zuge habt Ihr euch bereits als den vornehmſten unter den Vornehmen angekündet; beim dritten endlich ſeyd Ihr vollends der Beherrſcher der Gläubigen geworden. Wenn es ferner ſo fortgeht, wohin wird es damit hinaus kommen? Wiederholt Ihr noch den vierten und fünften Zug, ſo ſteht zu befürchten, Ihr werdet letztlich gar Mahomet, der große Prophet ſeyn, oder Allah ſelber!

Was der Wackere da ausgeſprochen, wäre eines minder obſcuren Mannes würdig geweſen; ſeine Rede hat eine welthiſtoriſche Tiefe, denn ſie ſchildert eben die Selbſtüberſchätzung, welche dem verlornen Sohne auf der Stirne ſteht. Mit jedem Zuge aus dem Luſtbecher des Naturlebens, mit jedem weitern Fehlſchritte des nüchternen Geiſtesbewußtſeyns in das träumeriſche Selbſtgefühl,

ſtimmt der Sterbliche die Saiten höher zum eigenen Lobgeſang, weiß ſich vor ſchwellender Hoffart nicht zu laſſen, und dünkt ſich in dem engen Gebiete, in welchem er ſich bewegt, Selbſtherrſcher und König zu ſeyn, bis plötzlich der Krug ihm weggenommen wird, der Quell ſeiner armſeligen Freuden verſiegt. Denn ſo groß und wunderſam, wird ſie nur gehörig gewürdigt, die Stellung des Menſchen im Weltall, welche als die harmoniſche Verbindung der beiden Schöpfungsreihen, der Natur und der Geiſterwelt ſich ausweiſet, ſo gewiß ſein Leib eine Geſamtheit der Naturwelt in ihrer möglichſten Verinnerung, ſo herrlich, und alle Pracht und Mannigfaltigkeit der Natur überragend, das unendlich einfachere, doch bewußtvolle und freithätige Leben ſeines Geiſtes, ſo großartig und ſtaunenswürdig die Wirkſamkeit des letztern mittelſt und in der Natur, ſo beſitzt er dennoch ſo wenig ein abſolutes Eigenthum, oder die ganze Fülle des Seyns und der Kraft, ſo wenig er ſelber abſolut, oder ſeines eigenen Weſens Urquell, Grund und Vollendung iſt.

Daraus nun erkennen wir neuerdings die Tiefe der Weisheit, die an jedem einzelnen Zuge unſrer Parabel ſich kund giebt. Denn was verlangt wohl der jüngere Sohn von ſeinem Vater? welche Worte werden ihm in den Mund gelegt? Er ſagt keineswegs: gieb mir mein Vermögen oder

Eigenthum, noch weniger: gieb mir das Eigenthum, das bisher dein gewesen, sondern seine Forderung lautet: gieb mir den Antheil des Eigenthums, der mir zufällt, den du mir bestimmt und zugedacht. Denn wo immer nur des geschöpflichen, nicht des unerschaffenen Seyns gedacht wird, da kann auch niemals von einem absolut Ganzen, sondern nur von einem Theilweisen, von einem Bruchwerth die Rede seyn, der seine Ergänzung und Erfüllung von anderswoher erwarten und gewinnen muß; weil auch das geistige Geschöpf mit seiner unversieglichen Daseynskraft nur einen Zähler darstellt, dessen Nenner wohl ein Grundgedanke des Unendlichen, aber nicht der Unendliche selber ist. Unendlich, d. h. unbedingt und unbeschränkt, eben so das Seyn wie das Wissen durch sich selber, ist nur der Eine, der von Sich bezeugt: „ich bin der Herr; meine Herrlichkeit werde ich einem Andern nicht geben." Was er schafft, oder, als das früher nicht Vorhandene, in die Wirklichkeit ruft, ist eben das, was er nicht ist; was er den Geschöpfen als das ihnen wesenhaft Eignende giebt oder anerschafft, kann daher auch nicht das wesenhaft Göttliche seyn.

Diese Nichtgöttlichkeit unsres geistigen Wesens wird uns auf zweifachem Wege deutlich genug zu Gemüthe geführt, auf dem wir unsre Abhängigkeit anerkennen müssen. Fürs erste zeigt sich

uns dieſe in der Form der Beſchränktheit, weil wir nicht durch eigene Kraft zum Wiſſen von uns ſelbſt gelangt ſind, ſondern durch fremdes Einwirken dazu erweckt werden mußten, ſo daß unſer Wiſſen um unſer eigenes Selbſt gleichzeitig auch zu einem Wiſſen vom Daſeyn Anderer ſich geſtaltet, wodurch wir uns ſchon als Glieder einer höhern Geſammtheit erkennen. Aus dieſer Abhängigkeit unſres Daſeyns in ſeiner Entfaltung ergiebt ſich nothwendig auch die Abhängigkeit unſres Seyns und Weſens, oder unſere Bedingtheit. Sonach hätte der verlorne Sohn, in der präciſen und ſorgfältigen Wahl ſeiner Ausdrücke, vor uns nicht wenig voraus, wollten wir die menſchliche Vernunft (den denkenden Geiſt) mit dem beliebten Beinamen der göttlichen und folglich abſoluten feiern, oder ſie, mit vermeintlicher Beſcheidenheit, als einen „Funken der Gottheit" bezeichnen, den ſie in die Finſterniſſe des innern Menſchen entſendet, um dort, als Pneuma, am Dochte der Pſyche bald heller bald trüber fort zu glimmen. Sollte damit, in geziemender Demuth, ein gewiſſes Minimum des Göttlichen bezeichnet werden, ſo weiß doch Jeder, daß die Flamme keine Theile hat, und der kleinſte Funke ihr ganzes Weſen in ſich faßt.

Wir beſcheiden uns alſo damit, daß wir die Vernunft als urſprüngliche Empfänglichkeit für

das Uibersinnliche, und, in ihrer Verbindung mit der Willensfreiheit, als die erste Grundthätigkeit unsres Geistes ansehen, durch welche er sowohl sich selbst (als den unsichtbaren Grund seiner eigenen Lebensäußerungen) als auch seine Bedingtheit, und ihr gegenüber das Unbedingte zu denken vermag; und hierinn erschließt sich das Gebiet seiner geistigen Gedanken oder Ideen, über welchem (im Glauben) die Gotteserkenntniß den leuchtenden Himmel wölbt, während seine Begriffe dem Gebiete der Sinnenwelt angehören, indem die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen, die von dorther kommen, zur Einheit des Gedankens zurück- und hinein gebildet werden. So gelangt demnach der Mensch zum Wissen von seinem geistigen Lebensgrunde, den er Ich nennt, ohne davon eine Anschauung zu gewinnen (so daß er sogar an sich selber glauben muß), und andererseits zur Kenntniß der Natur, als der Welt der sichtbaren Dinge, ohne zur Anschauung ihres Wesens oder Lebensprincips vorzudringen, das ihm insofern auch stets Geheimniß bleibt. Und darauf nun beruhen die bekannten, oft nur oberflächlich verstandenen Worte des Apostels: daß unser Erkennen hier nur Bruchstück- oder theilweise, unser Schauen noch räthselhaft, und durch Spiegelung vermit-

telt ſey, weil die Fülle der Erkenntniß erſt durch die Einigung mit Gott zu erreichen iſt.

Nicht anders verhält es ſich mit der zweiten Grundthätigkeit des Geiſtes, der Freiheit des Willens. Auch ſie iſt ſo wenig eine Emanation oder ſonſt eine Mittheilung aus dem Weſen der Gottheit ſelbſt, als die Vernunft; und man ſollte den alt privilegirten Druckfehler, der ſo höchſt uneigentlich von einer „höchſten Freiheit Gottes" redet, nicht immerfort wiederholen, ohne verbeſſernd beizuſetzen: „lies: abſolute Willensheiligkeit." Mit der Freiheit iſt dem Willen die Macht gegeben, ſich ſelber zu beſtimmen, und gegen alles, was von außen her auf ihn einwirkt, dergeſtalt ſich thätig zu erweiſen, daß ſeine Rückwirkungen (ſelbſt die urſprünglich und unwillkührlich eingetretenen) in ſeine Gewalt gegeben ſind, indem er ſie zurücknehmen, theilweiſe auch ganz verneinen kann. So hängt es z. B. gar nicht vom Willen des Geiſtes ab: ob er glauben oder nicht glauben wolle, daß ein Gott ſey. Aber die Art und Weiſe, wie er den unwillkührlich Erkannten bekenne in Wort und That, das iſt des freien Geiſtes urſprüngliches freies Werk; darinn bewährt ſich ſeine Spontaneität.

Auch die elaſtiſche Faſer reagirt, indem ſie nach dem Drucke wieder aufſchnellt; auch die einfachen Stoffe wirken auf einander, indem wechſelſeitig

eines das andere verändert, und noch entſchiedener iſt das bei Pflanzen und Thieren der Fall; auch alle ſolche Rückwirkungen, die wir an den Naturweſen beobachten, ſind durchaus von der Nothwendigkeit bedingt, und daher unter gleichen Umſtänden immer und unwandelbar dieſelben; der frei geſchaffene Geiſt hingegen iſt unabhängig von ſolchen Bedingniſſen; ſein Entſchluß und ſeine That ſind gänzlich ſein; er entſchließt ſich eben, wie er ſelber will, und darinn beruht ſein Leben, ſeine Wirklichkeit. Wie es aber dennoch nicht in unſrer eigenen Wahl geſtanden, in dieſes Daſeyn zu treten, und wie es uns gleichfalls nicht gegeben war, uns ſelber ins Bewußtſeyn zu wecken, ſo müſſen wir auch ſchon, von vorn herein, die Schranken anerkennen, die wir entweder, ohne Läugnung unſrer Bedingtheit und ohne Frevel nicht überſchreiten *dürfen*, oder die wir thatſächlich nicht überſchreiten *können*. Die erſte Schranke wird ſchon von der Einſicht in den Zweck und ſittlichen Werth der Handlung vorgezeichnet, und ſteht im geſelligen Leben als menſchliches Geſetz uns gegenüber. Die andre Schranke iſt die, durch göttliche Vermittlung, im Gewiſſen und Glauben, gegebene Kenntniß vom Willen Gottes, oder das ewige Geſetz. Die dritte endlich wird von der Natur oder phyſiſchen Welt erbaut, die nicht allein als Auſſenwelt dem menſch-

lichen Willen ein unüberwindliches Bollwerk entgegen setzt, sondern auch im Gebilde des Menschenleibes, sogar in den Organen der Empfindung und der willkührlichen Bewegung, ihre eigenen Gesetze behauptet, über welche der geistige Wille so wenig Macht hat, daß er ihrem Zerfalle im Tode nicht wehren kann.

Was begehrt demnach der jüngere Sohn, da er seinen Antheil, sein relatives Eigenthum fordert? was beginnt er, da er alles zusammen nimmt und in die Ferne zieht? Er verlangt und wünscht, mit seinen geistigen Kräften allein Haus zu halten, ohne Aufblick zu Gott, ohne Licht von oben; er will seine Freiheit zur völligen Unabhängigkeit gesteigert sehen, und keinen Herrn über sich haben, als sein eigenes Selbst, losgebunden vom Gehorsam, entledigt von jeder Verantwortung. Und warum gewährt ihm der Vater einen so gefahrvollen Wunsch? Weil dieß in der Idee Gottes von jedem Geistesweſen, und so auch vom Menschen liegt, daß er sich selber bestimme und persönlich vollende. So hat es schon der alte Weise gelehrt, da er den göttlichen Haushalt mit den Irdischen (in vorchristlicher Zeit) in einfachen Zügen schildert. „Von Anfang hat Gott den Menschen gegründet, und der Macht seiner eigenen Wahl ihn überlassen.“ Sollte das nicht allzu wenig seyn? sollte nichts Anderes dazu ge-

than werden, um ihn vor dem Irrthum und Verderben zu schützen? So ist es allerdings; [illegible]m geschöpflichen Eigenthume, den anerschaffenen Eigenschaften oder Grundkräften, kam er noch (wie es in der Folge bestimmter sich zeigen wird), mit Gewissen und Gnade, als wesenhaft göttlichen Gaben zu Hülfe; und auch darauf deutet zum Theil der Weise hin. „Er hat seine Gebote und Vorschriften hinzu gefügt; wenn du sie halten willst, werden sie dich erhalten. Er hat Wasser und Feuer neben dir hingestellt, wornach du verlangen wirst, darnach strecke deine Hand aus. Vor des Menschen Wahl ist Leben und Tod, Gutes und Böses, was von beiden ihm gefällt, wird ihm gegeben werden." Inzwischen ist das dem ewigen Vater keineswegs gleichgiltig, und darum heißt es ferner: „Niemanden hat er ruchlos zu handeln befohlen, und Niemanden gab er Erlaubniß zur Sünde, denn er hat kein Wohlgefallen an einer großen Zahl treuloser und nichtswürdiger Söhne." (Eccli. 15.) Diese große Mehrzahl eben ist es, die an dem verlornen Sohne sich darstellt, der seine herrlichen Güter versplittert, indem er aus dem gesegneten Gefilde der Gottesfurcht *) hinauszieht in die Wüsten der

*) „Est penes Patrem dulcis conditio, libera servitus, absoluta custodia, timor laetus, blanda altio,

Selbstsucht, aus dem Tageslichte des geistigen Denkens in die zauberische Mondnacht des Natur- und Sinnenlebens, aus dem Frieden Gottes in das Unheil. Wer hingegen erkannt hat, worin sein rechtes Eigenthum beruhe, und wie es zu bewahren sey, der versteht auch den Segensspruch des Apostels: „Der Friede Gottes, der jeden Begriff übersteigt, beschirme euer Herz und eure Einsicht (eure Willensfreiheit und Vernunft, eure Thatkraft und Denkkraft) in Christo Jesu!“ (Phil. 4, 7.)

---

paupertas dives, secura possessio.“ *S. Chrysol.* l. c. serm. 1.

III.

Die Ferne.

„Und wenige Tage nachher zog der jüngere Sohn hinaus in eine ferne Region.“ (Luc. 15, 13.)

Sehr einfache Grundgesetze sind es, auf welche sich, soweit unser Wissen reicht, die verschiedenartigsten Erscheinungen und Formen zurück führen lassen, und es bedarf keiner namhaften Reihe von Zahlen oder Factoren, um in mannigfacher Stellung und Wechselwirkung Unermeßliches hervor zu bringen. Groß ist daher der Reichthum und die Fülle des Lebens, zu welcher, ihrer Bestimmung nach, die Anlagen und Kräfte sich entfalten sollen, die der Mensch in seinem Innern trägt. Unermeßlich reicher ist dieß Leben als jenes der übrigen organischen Wesen, weil das Gebilde des Menschenleibes, über die Naturschranken hinaus, in die Lebenseinheit eines geschöpflichen Geistes verflochten, das Individuum zur Person, das Einzelleben der Natur in das

Ich des Geiſtes erhoben iſt; ſo daß über dem dunkeln Wogen und Treiben der Nothwendigkeit der Pharus der Vernunft und Freiheit leuchtet, ſofern nur dieſe, der göttlichen Weisheit und Heiligkeit zugewendet, in der Wahrheit ſich behaupten. Reicher auch, und zu mehrſeitiger Entfaltung beſtimmt, iſt unſer Leben als jenes der Geiſtesweſen, oder der Engel, weil es die Geſetze und Kräfte einer zweifachen Welt in ſich trägt und vermählt; denn durch ſolche wunderſame Verkettung geſchieht es, daß die halbbewußten, weil nicht ſelbſtbewußten Empfindungen und Vorſtellungen, in unmittelbarer oder mittelbarer Form (dort als Anſchauung, hier als Einbildung), in welchen das träumeriſche Leben der Naturweſen ſich abſchließt, im denkenden Geiſte zu reinen Begriffen erhoben werden; und daß hinwiederum dieſer durch die Macht der Kunſt im Naturgebiete ſchaltet, auch darinn ſeine Ebenbildlichkeit mit Gott bewährend, indem er, freilich nicht der Subſtanz, wohl aber der Form und Erſcheinung nach, in Geſtalten, Farben und Tönen hervorbringt, was früher nicht da geweſen.

Wenn daher jener griechiſche Dichter, um ſein Hab' und Gut befragt, die weltbekannte Auskunft gab: alles, was mein iſt, trage ich mit mir, ſo hat er wohl damit etwas mehr als ſeine baare Armuth andeuten wollen; er hat die Gü-

ter gemeint, und unter ihnen vorzüglich die geistigen Anlagen und Kräfte, wie auch der verlorne Sohn sie mitgenommen, als er hinaus zog in die ferne Region. Sollen wir aber zur Kenntniß gelangen, was auf dieser Reise aus ihm geworden, so müßten wir ihn allerdings begleiten, und die Frage wäre nur, wohin? Da es eine ausgemachte Sache ist, daß der verlorne Sohn überall anzutreffen, an allen Orten und Enden der Erde, und zwar so vielfach wechselnd in Statur und Gesichtswinkel, so verschiedenen Woll- und Flachshaars, so mannigfaltigen Colorits, vom Gelb und Kupferroth bis zur Schwärze des Ebenholzes, und zum glänzenden Lilienweiß, daß gar keine Personalbeschreibung ordentlich auf ihn paßt, so müßten wir, nach irgend einem Plane, alle Gebirgspässe und Niederungen des Festlandes, so wie die Inselgruppen Australiens durchziehen, um den tragischen Landstreicher und sein Geschick im Auge zu behalten. Denn anders gestaltet sich sein wüstes, flottes und kummervolles Leben unter den Gluthen der afrikanischen Sonne, anders in den grünen Finsterniſſen der Urwälder Americas, und wieder anders in den üppigen und prachtvollen Landschaften, die der Ganges durchströmt. Und welch ein Unterschied zwischen dem elenden Australneger oder Papua in seiner fast thierischen Gestalt und Rohheit, und dem kühnen Af-

ghanen oder Georgier mit dem Ausdruck der stolzesten Selbstigkeit und Willensstärke?

Vergeblich bemüht man sich, diese Vielgestaltigkeit, in welche die Menschengattung sich gliedert und vereinzelt, aus rein physischen oder natürlichen Momenten herzuleiten. Man meint den hinreichenden Grund nirgend anders suchen zu dürfen, als in dem inhaltsreichen Begriffe der Menschheit selbst. Da nämlich in dem Organismus des Menschenleibes die vielfachsten Gebilde und Gegensätze, die in der Natur vereinzelt vorkommen, zur Einheit sich verschlingen, so seyen schon dadurch die mannigfachsten Abweichungen in den Formen begründet, an welchen die fortdauernden Einwirkungen der Temperatur, des Bodens, der klimatischen Einflüsse überhaupt, den meisten Antheil haben. Nun würde man aber zu sehr verkehrten Folgerungen gelangen, wollte man diese Ansicht auf die Spitze treiben. So scharf nämlich ausgeprägt jene Besonderheiten der Gesichtsbildung, der Farbe, des Naturells erscheinen, die in den Menschenracen als bleibend sich darstellen, so stehen sie einander doch nicht so schroff gegenüber, daß nicht selbst zwischen den kaukasischen und äthiopischen, zwischen diesen und den malayischen Stämmen zahlreiche Mittelglieder und Uibergänge sich fänden. Und daß der letzte Grund dieser Varietäten nicht einzig in kli-

matiſchen Einflüſſen beruhe, iſt ſchon daraus erwieſen, weil in den heißeſten Erdſtrichen (ſelbſt im Innern von Africa) eben ſo wohl kupferrothe und gelbliche als ſchwarze Stämme heimiſch ſind, und weil, nach den älteſten Denkmalen der Geſchichte, auch der äthiopiſche Stamm in Aſien ſeinen Urſprung genommen. Ja, indem man auf die klimatiſchen Bedingungen ein zu großes Gewicht legt, oder ihr Einwirken überſchätzt, überſieht man nicht bloß die Thatſache, daß jeder Menſchenſtamm unter jeder Zone leben kann, während die höher organiſirten Thiere (mit Ausnahme jener, die den Menſchen begleiten) auf ſehr beſchränkte Kreiſe angewieſen ſind, in welchen ſie ihre Lebensbedingniſſe finden; man neigt ſich endlich gar zu dem alten Irrthum, die Menſchenſtämme überall da, wo und wie ſie vorkommen, als Gewächſe der Erde und Erzeugniſſe ihres heimiſchen Bodens (Autochthonen) zu betrachten, während doch, abgeſehen von dem, was die heilige Urkunde lehrt, alle übrigen Forſchungen die Urſprünglichkeit Einer Menſchengattung, und daher eine anfänglich gemeinſame Heimath nachweiſen.

So geht demnach die Zerſplitterung der Menſchheit in ſo viele bleibende Verſchiedenheiten, und ſelbſt Entartungen der Formen, nicht ſowohl aus ihrem inhaltreichen Begriffe, als vielmehr aus

einer Störung und Verkümmerung deſſelben hervor. Dieſer Begriff, beſſer die Idee, welche der Schöpfer in der Menſchheit verwirklicht, hat einen unendlich reichern Inhalt, als den, der Gipfel des irdiſchen Naturlebens zu ſeyn; ihr Inhalt iſt das Eingehen der unfreien Natur in und unter die Geſetze des Geiſtes, um in und mit ihm zu jener Vollendung (Beſeligung) des Lebens zu gelangen, die einzig nur in der Vereinigung mit Gott erreicht wird. Blieb der Menſch dieſer Idee getreu, ſo konnte er allerdings in der mannigfachſten Weiſe ſich entwickeln, wie ja auch, nach des Apoſtels Andeutung, die Geſtirne des Himmels bei aller ihrer Herrlichkeit in Farbenglanz und Schönheit verſchieden ſind; diejenige Entwicklung aber, wie ſie in dem Auseinandergehen der Stammgepräge und der Racen, ſowie in der Abhängigkeit von den klimatiſchen Verhältniſſen ſich kund giebt, hat ihren Grund vielmehr in einer thatſächlichen, ſchuldvollen Störung und Läugnung jener Idee, und in einem Rückwärtsſchreiten unter die blinden, raſtloſen Gewalten der Natur, das die unvermeidliche Folge davon geworden. Solch eine Entfernung von der rechten Höhe und Norm des Menſchenlebens, oder von der Idee (und dem Willen) Gottes, konnte demnach nicht ſtatt finden, ohne gleichzeitig eine Entfernung von Gott ſelbſt zu werden.

So iſt demnach der Sohn, der das Vaterhaus verläßt, nimmer derſelbe, wie der ewige Vater und Werkmeiſter ihn ſchuf; es iſt der Sohn Adams, der Menſch in ſeinem dermaligen Zuſtande, der zu viele Widerſprüche und herbe Räthſel in ſeinem Innern trägt, als daß ihre Löſung ohne Erlöſung möglich wäre. So groß noch immer der Reichthum ſeines Lebens, ſeiner organiſchen und geiſtigen Kräfte, hat er doch bereits ihren innern Zwieſpalt und Todesbruch mit auf den Weg genommen; ſo nothwendig ſein denkender Geiſt, dem eigenen Ich gegenüber, eine perſönliche Gottheit anerkennen muß, ſo wird dieſer Lichtgedanke doch ſchon vom zauberhaften Spiele der Naturbilder verdüſtert; ſo gewiß und wahrhaft ſein Wille ein geiſtiger Wille, und folglich frei iſt, wird derſelbe doch, auf eine dem Bewußtſeyn unklare Weiſe, von Irrthum und ſinnlichen Trieben gemeiſtert; und mit ſo heiliger Langmuth der Vater auch noch in der Ferne ihn bewacht, durch das Licht und die Stimme des Gewiſſens ſeiner Vernunft die Bahn zeigt, ſeinem Willen warnend entgegen tritt, ſo hat er doch, um nicht, im Widerſpruche gegen die eigene Idee, dem Flüchtigen das Eigenthum wieder zu nehmen, das er ihm zugetheilt, und das in der Willensfreiheit beſteht, jeder zwingenden Macht über ihn ſich entäußert.

Mit dem Auge der Liebe, die Wiederkehr vorwiſſend und weiſe vorbereitend, ſieht er auch dem Störriſchen nach, der ſein eigener, abſoluter Herr werden mochte, und deſſen herriſcher Geiſt nur um ſo ſchneller der geiſt- und heilloſen Uibermacht der Naturgewalten anheim fiel. In dem Buche Bhagavad Gita, das bei den Hindus in hohem Anſehn ſteht, findet ſich die Lehre, daß eine jegliche Seele demjenigen Gotte angehöre, und zu ihm gelangen werde, den ſie hienieden verehrt und angebetet. Nur allzuwahr iſt dieſer Ausſpruch. In dem Momente, da der Menſchengeiſt von Gottes Huld und Wahrheit ſich abkehrt, wird er dem Nichtgöttlichen dienſtbar, und jede Naturgewalt, die mittelſt ſeiner Sinne einen ſolchen Reiz auf ihn ausübt, daß er mit ganzem Willen ihr ſich überläßt, wird dadurch thatſächlich zur Gottheit, die ihn beherrſcht. Je entſchiedener aber die Richtung, womit er irgend einem Naturzuge folgt, deſto mehr wird ſein Bewußtſeyn verdunkelt, und deſto größer wird die Vorherrſchaft der Einbildung über das geiſtige Denken; aus den bunten Erſcheinungen der Sinnenwelt, des raſtlos bewegten Naturlebens, aus den Wogen des Meers, aus den Wolkengehängen oder den Geſtirnen des Himmels, aus dem Dunkel der Wälder, und von den blauen Höhen der Berge tauchen ihm neue Gottheiten

herauf, denen er Bilder und Geſtalten giebt, und ſo führt die Flucht aus dem Vaterhauſe in keine andre Fremde oder Ferne, als in jene des Heidenthums.

Denn, um dieſe ferne Region gehörig zu würdigen, in welche der ungehorſame Sohn hinaus gezogen: wie kann es irgend eine Gegend des Erden- oder Weltenraumes geben, die, im räumlichen Sinne, dem Schöpfer und Gebieter fern liegt? Sind nicht Zeit und Raum nur von ihm geſchaffen? Iſt ſeine abſolute Macht und Weisheit denkbar ohne jene Unabhängigkeit von derlei Geſetzen, die wir als Allgegenwart verehren? Die ferne Region bezieht ſich alſo nicht auf die Ferne des Vaters vom Sohne, ſondern auf die Ferne dieſes letztern vom Vater, nach dem Standpunkte ſeines ſittlichen Lebens. Die Entfernung, wie Auguſtinus lehrt, iſt das Vergeſſen Gottes. Nicht nach räumlicher Entlegenheit, ſondern nach dem Zuge der Neigung iſt ſie zu bemeſſen. Liebſt du Gott, ſo biſt du nahe, verſchmäheſt du ihn, ſo ſtehſt du weit *). Und wie wahrhaft dieß das rechte Verſtändniß ſey, davon giebt ja, im Verlaufe der Parabel, der Jüngling ſelber Zeugniß,

*) „Amas Deum, prope es: odisti eum, longe es. Uno loco stans et prope es et longe es.“ *S. August.* enarr. in Ps. 81.

da er reuevoll eingesteht: „Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel, und vor dir," also in deiner Gegenwart, vor deinem Angesichte! Wird nun diese Abkehr der Gesinnung von Gott, in ihrer Richtung auf das Natur- und Weltleben, nothwendig die Wurzel und das Wesen des Heidenthums, so erscheint schon der verlorne Sohn als der große Heide, der in allen Urwäldern, Steppen, Niederungen und Hochlanden unseres Planeten anzutreffen. Die Richtung des Denkens und Wollens auf Gott ist einfach, jene auf die Sinnenwelt ist Zersplitterung der Einheit in das Mannigfaltige; und obschon die Idee von der Einheit Gottes bei keinem Volke gänzlich erlöschen konnte, mußte die religiöse Ansicht doch bald in die Vielgötterei entarten, die wieder von den eigenthümlichen Naturverhältnissen abhängig ward, in welche die Völkerstämme auf ihren Wanderungen geriethen *).

Auf solche Weise nun knüpft sich die Entfernung vom Vaterhause, als die Abkehr der Willensrichtung von Gottes Huld und Wahrheit,

*) Cum principo ipso mundi (richtiger, nach Cyrill von Alexandria, erst nach der großen Fluth) festinavit gentilitas ad idolorum patriam, et *per elementa* vanis est pervagata cogitationibus. Non est corporeis motibus jactata per terras; namque *coram Patre sine Patre erat* etc. *S. Chrysolog.* l. c. serm. 5.

auch an ein Weiterziehen im wörtlichen oder geographiſchen Sinne; indem die Durchbildung des Irrthums in beſondere und ſtehende Formen von den abenteuerlichen Zügen und Wanderungen bedingt wurde, welche die erſtern Menſchenfamilien, oder die jugendlichen Völkerſtämme, in die fernen und öden Gegenden der Erde unternahmen. Aus ihrer urſprünglichen Heimath durch die Gewalt der Stärkeren verdrängt, durch ihre wachſende Uiberzahl ſelbſt, ſo wie durch den innern Trieb nach dem Fremden und Neuen, zum Weiterziehen bewogen, mußten ſie in den furchtbaren Wüſten und Bergſchluchten, im Kampfe mit den Elementen und wilden Thieren, in ſteten Gefahren und Drangſalen, in der fortwährenden Aufregung ihrer Fantaſie und ihrer Begierden, gar bald zu einer niedrigern Stufe des geiſtigen Lebens, zu einer Rohheit und Verwilderung herab kommen, in welcher ſie von ihren frühern Zuſtänden, ſo wie von den Erkenntniſſen, die ſie (als Urtradition) aus der Heimath mitgenommen, wohl nur ſchwankende Sagen und Erinnerungen bewahrten.

Hatten ſie dann irgend eine Gegend zur neuen Heimath erwählt, ſo konnte ihr geiſtiges Leben wieder einigen Spielraum gewinnen; auf die Weiſe jedoch, wie ihre Ideen ſich bildeten, oder wie ſie über ihr eigenes Weſen und den Urgrund

der Dinge ein Verſtändniß ſuchten, mußten Boden und Himmelsſtrich, ſo wie alles, was von Naturgebilden ſie umgab, den mächtigſten Einfluß üben. Wo dieſe Kräfte der Auſſennatur allzu einförmig und gewaltſam vorherrſchen, wo der Froſt des eiſigen Nordens, oder ſtete Sonnengluth die Entfaltung des Lebens in enge Gränzen verweiſen, oder wo in Felsklüften und Urwäldern, an unwirthlichen, ſalzigen Seeufern, auf unermeßlichen Steppen nur Jagd, Fiſchfang und Viehzucht den Unterhalt bedingen, da blieb der geſunkene Geiſt auf den kümmerlichſten, kindiſchen Stufen ſtehen, die in den Naturreligionen der Polarvölker, der Auſtralier und vieler anderer Stämme ſich darbieten. Wo hingegen eine von Strömen und angeſchwemmtem Erdreich befruchtete, von Meeresbuchten durchſchnittene, von milder Sonnenwärme belebte Gegend die Entwicklung ſeiner Kräfte begünſtigte, da hat auch das geiſtige Leben, wenn ſchon in irrigen und verkehrten Richtungen, viel reicher ſich entfaltet, und in beſtimmtere Bilderkreiſe ſich heraus geſtellt, die, bei aller wirren Verſchiedenheit, doch immer den Einen gemeinſamen Character an ſich tragen: die Entfernung des Menſchen von der Gottesidee, vom Hauſe ſeines Vaters.

Nicht leicht bietet dieſe Mythenwelt einen bun-

tern Anblick dar, als in jenen weiten Gefilden, die zwiſchen den ewigen Eisgipfeln des Himalaya und dem indiſchen Meere ſich ausbreiten. Hier hat die gewaltige, üppige Natur, in ihrer großartigen Pracht, mit ſolchem Zauber das Bewußtſeyn der Hindus umſponnen, daß ſie nicht allein jene Bergrieſen, und die von ihnen herab kommenden Ströme heilig achten, ſondern, in uralter Vergötterung der Naturſubſtanz und ihrer Bewegung, die geſamte Welt als eine ſtete Entfaltung der göttlichen Weſensfülle anſehen. Nach ihrer ältern Anſchauung theilte ſich das Urweſen, oder die alles belebende Weltſeele (Mahan-Atma) in die drei Gottheiten des Schaffens, Erhaltens und Zerſtörens, die in der Folgezeit als die göttlichen Mächte des Lichtes, der Luft und des Feuers (Brahma, Wiſchnu und Siwas) angebetet wurden; unter dieſen reihet ſich dann, in widerſprechendem Gewirre, eine große Schaar von Göttern, die, in vielköpfigen und vielhändigen Bildern, die untergeordneten Naturkräfte darſtellen, ſowie jedem jener drei wieder eine göttliche Weiblichkeit oder Sakti beigeſellt wird. Das Leben der Natur, in ſeinem fortwährenden Wechſel von Entſtehen und Wiedervergehen des Gewordenen, aus deſſen Untergange wieder ein neues Daſeyn ſich entwickelt, dieß Auftauchen des Einzelnen (und Organiſchen) aus einem Allgemei-

nen, um wieder in dieß letztere zurück zu kehren, ward als stete Ausgeburt der Gottheit selbst in die einzelnen Dinge, und als Umkehr derselben in die Gottheit betrachtet; und so baute man eine Stufenleiter von Brahma herab in stetiger Verkettung, bis zu den Thieren und Pflanzen, denen man ebenfalls eine bewußtvolle Seele zuschrieb, und hielt es für den Beruf jedes Einzelwesens, diese unermeßliche Stufenleiter wieder empor zu klimmen, um wieder Atma selbst zu werden. So entstand die Lehre von der Seelenwanderung, in der das Gefühl der Wanderung aus dem Vaterhause in die Ferne kennbar genug sich ausspricht.

Neben der alten Religion der Hindus, und zu ihr im Gegensatze, steht die neuere des Buddhaismus, der sowohl südwärts nach Ceylon, als nord- und ostwärts zu den indo-chinesischen Völkern sich ausgebreitet. Ihr Gedankengang hat den entgegen gesetzten Weg eingeschlagen, indem sie von den sinnlichen und concreten Dingen, von allem, was in der Welt sich verwirklicht, gänzlich sich lossagt, und das reine Seyn in völliger Gedanken- und Bedürfnißlosigkeit zu erreichen strebt. In diesem Verflüchtigen und Verschwinden in das reine Nichts, d. h. in das Seyn ohne Wirklichkeit, suchen die Buddhisten ihre Beseligung. Nach ihrer Meinung entstand die Welt aus dem Kampfe des von Ewigkeit vorhandenen

Leeren, Dunkeln und Lichten, dann erſt entwickelten ſich die lebenden Weſen, und zuletzt erſt die alles beglückenden Buddhas. Und wie ſie demnach die Welt nicht aus göttlichen Mächten, ſondern dieſe aus der Welt hervorgehen laſſen, ſo iſt auch die Gottheit ſelbſt, als ſolche, kein Gegenſtand ihres Bewußtſeyns; ſie ſehen überall nur das Walten einer unbegreiflichen Nothwendigkeit, im ſteten Werden, Umwandeln und Zerſtören, und wiſſen von keinem allmächtigen Gott und Schöpfer, den ſie ſchon deßhalb läugnen, „weil die Welt, wenn ein ſolcher lebte, nicht der Zerrüttung unterliegen, und er dafür ſorgen würde, ſie über dem Verderben aufrecht zu halten!“ So wird die Entfernung von Gott, von der Kenntniß ſeiner Allmacht und Heiligkeit, auch bei dieſen, überaus zahlreichen Völkern, in ſehr entſchiedener Weiſe erſichtlich.

Auch in jenem unermeßlichen öſtlichen Reiche, das ſich in ſeiner Selbſtabſchließung die Blume der Mitte nennt, deuten die uralten Glaubens- und Sittenlehren, wie ſie der weiſe Cung-fu-dſü (im 6. Jahrhundert vor Chriſto) zuſammen geſtellt, nur auf eine Naturreligion hin, die ſich in dürren, mathematiſchen Begriffen vollendet hat. Die rechte Mitte wird in einem Gleichgewichte des Himmels und der Erde geſucht, das von der Sünde geſtört wird; übrigens werden

der blaue Himmelsgrund, die Sonne und Gestirne für die schöpferischen Weltmächte gehalten; das Bewußtseyn schreitet über die engen Gränzen des unmittelbar Gegenwärtigen nicht hinaus, und die dürftige Lehre des Tao-ßö, nach welcher der Mensch ein Abbild der Erde, die Erde ein Abbild des Himmels, dieser ein Abbild der Vernunft, und die Vernunft ein Abbild ihrer selbst genannt wird, ist wohl nicht geeignet, der Keim einer lichtern Gottes- und Selbsterkenntniß zu werden.

Wenden wir uns vom Tien-schan nordwärts, und über die Wohngebiete jener Mongolen und Mandschu hinaus, welche mit der Buddhalehre einige Gesittung angenommen, so führt uns diese Richtung über die furchtbaren Salzsteppen und Einöden des asiatischen Hochlandes, wo die unwirthlichen, von Froststürmen durchheulten Wüsten, Turan und Gobi, von jeher als Hauptsitze böser Geister verrufen waren. Von hier an, und zu den Polargegenden hin, wo stets die Nebel auf den Schneegefilden sich lagern, und die einförmig dürftige Natur meist nur Schreckniſse dem Menschen bietet, ist das religiöse Bewußtseyn in die grauenhaften Bilder des schamanischen Aberglaubens versunken, der einzig mit Gespensterwesen und Geisterbeschwörungen sich beschäftigt, ohne zu einer höhern Idee zu gelangen. Und

wenn schon die Tataren, die den Altai bewohnen, durch ihren Verkehr mit den Russen, von einem höchsten Gotte einige Kenntniß haben, so ist dieselbe doch so armselig und kindisch, daß sie ihn als einen alten bärtigen Mann sich vorstellen, der sehr viele Pferde besitzt, und, wenn er (oben im Himmel) ausreitet, durch das Funkenschlagen ihrer Hufeisen die Blitze hervor bringt; übrigens sind sie naiv genug, nach der Weise der jüngst verstorbenen Deisten zu bekennen, daß er weder Furcht noch Liebe verlange, und weder lohne noch strafe, indem er zu weit entfernt sey, als daß er um der Menschen Handlungen, oder ihr Wohl und Weh sich kümmern sollte.

Freundlicher und edler haben die religiösen Vorstellungen in jenem parsischen Hochlande sich durchgebildet, das mit dem Osten Asiens durch einen Gebirgszug des Hindukuh (Paropamisus) zusammen hängt, in dem heitern Iran, wo unter einem fast immer klaren Himmel das Vorwalten des Sonnen- und Sternenlichtes, in seiner wohlthuenden Kraft und Schönheit, zum Feuerdienste, oder zur Verehrung des lichterzeugenden Feuers den Anlaß gab. Das Schamanenthum des Nordens gieng hier in die Scheidung der wohlwollenden Lichtgeister und der schadenfrohen Nachtgespenster (Amschaspands und Dews) auseinander, deren Fürsten und Gebieter, Ormuzd

und Ahriman, jener der heilige und reine, dieſer der unreine und laſterhafte, einander fortwährend bekämpfen, jedoch ſo, daß die Lichtmacht über jene der Finſterniß den endlichen Sieg behauptet. Gieng zwar auch dieſer Naturdienſt anfänglich nur aus dem Gegenſatze des Heilſamen und Schadenbringenden hervor, und blieb die Idee von einer göttlichen Urkraft (als ungeſchaffene Zeit, Zervane Akerene) auch hier nur in dunkler Ferne ſchwebend, ſo hat dieſe Religion doch darin, daß ſie den Menſchen anwies, ſich dem Dienſte des reinen Lichtes hinzugeben, und unter dem Schutze des Ormuzd für ihn gegen das Finſtere und Böſe zu kämpfen, zu einer entſchieden praktiſchen und ſittlichen Richtung geführt, ſo daß der Einfluß, den ſie auf den Umſchwung der Menſchengeſchichte genommen, bei der Rückkehr des verlornen Sohnes nicht überſehen werden kann.

Wie aber vom alten Iran her, vorzüglich mit Chosrew (Cyrus) das große, weltgeſchichtliche Leben der Völker begonnen, ſo ſind es doch beſonders die Wohnſitze der ſyriſch-chaldäiſchen Stämme, die Ebenen, durch welche der Euphrat und Tigris ſtrömen, mit ihren Bergketten, bis an die Küſten des mittelländiſchen und rothen Meers, welche der vorzüglichſte Schauplatz dieſer welthiſtoriſchen Vorgänge wurden. Unter den hier hauſenden Völkern, die frühzeitig zu egoiſtiſcher

Willensstärke und genußsüchtiger Lebendigkeit sich entwickelt, treten statt jener mythischen Naturmächte in Thier- und Menschengestalt (Wischnu, Indras, Krischna), wie sie dem träumerischen Indier erschienen, gleich anfänglich wirkliche, mit heroischer Kraft begabte Menschen auf, wie Nimrod und Ninus, die Gründer Babylons und Ninive's, und Semiramis, die Taube des Berges genannt. Ihr religiöser Glaube jedoch verlor sich durchgehends in eine Vergötterung der Welt und besonders der Sterne, die bei den Sabäern als Gottheiten des zweiten Ranges galten, während die Sonne, wegen ihres gewaltigen Einflusses auf das Erdenleben, den höchsten einnahm. Den ältesten dieser Sterndiener, den Arabern, erschienen die göttlichen Mächte, deren Walten sich in den schimmernden Fixsternen und Planeten kund gab, noch in viel zu weiten Fernen, um schnell genug den menschlichen Wünschen zu Hülfe zu kommen, wie sie denn auch, nach astronomischen Gesetzen, nicht zu jeder Zeit, wo man ihrer bedurfte, sichtbar zugegen seyn konnten. Darum wurden, zur sinnlichen Vermittlung, unförmliche schwarze Steine (zu denen jener, noch jetzt von den Moslemin verehrte in Mecca gehört), in den Tempeln aufgestellt, welche man durch Beschwörungen zu Trägern der göttlich planetarischen Kräfte zu weihen glaubte. Weiter nordwärts, in

Chaldäa und Syrien, hat sich der Glaube an die Sternenmächte mit jenem an gute und böse Geister durchflochten, so daß die ersteren aus mehr physischen Gewalten zu persönlichen Wesen sich verwandelten. Indem aber diese sinnlich kräftigen und üppigen Völker bald mit religiöser Scheu den geistigen Mächten und dem Fatum sich hingaben, bald wieder, im stolzen Selbstgefühle, ihre Gemeinschaft und Gunst zu erzwingen verlangten, hat ihre Religion zu einem Systeme des Sternen- und Sonnendienstes sich ausgebildet, worinn mit einer durchgeführten Astrologie eine Unzahl magischer Beschwörungen, und nicht minder obscöne als grauenvolle Opferungen sich verbanden.

Ungleich sinniger und tiefer würde der religiöse Naturdienst der alten Bewohner des Nilthals sich zeigen, dessen sittlicher Ernst schon in dem Gerichte über die Verstorbenen, in der Todtenschau, zu erkennen ist *), wäre es nicht an diesen Wanderungen genug, die sich auf das große Festland Asiens beschränken, um von den geistigen Fernen, in welche der verlorne Sohn sich verirrt, sattsames Verständniß zu gewinnen. Auch in an-

*) Sehr bezeichnend nennt Prof. Görres die alten Aegypter „die träumenden Nachtwandler der Geschichte.“ M. s. die christliche Mystik 1. Bd. Regensb. 1836. S. 182.

derer Beziehung kann solch eine, wenn noch so flüchtige Wanderfahrt nicht ohne practischen Nutzen bleiben, weil wir auf derselben überall gewisse „alte Bekanntschaften" wieder finden, deren eigentliche Heimath, Herkunft und sonstige Qualität sich da erst recht erprobt, obwohl sie seit vielen Jahrhunderten so dreist und unbefangen in der christlichen Welt umher schlendern, als ob sie da zu Hause wären. Die glänzenden Schilderungen des göttlichen All, der „heiligen" Natur, der allbelebenden Weltseele, sowie die berühmte Stufenleiter der Wesen, „vom Wurme bis zum Seraph," sodann die falsche Mystik eines Untergehens und Verschwindens des Menschen in Gott, fanden sich in bunter Mannigfaltigkeit bei den Dienern des Brahma und Buddha, von Ceylon aus bis zu den Schneegebirgen Tibets. Die Gespenster- und Todtenfurcht, das Hexenwesen nebst einer Unzahl engherziger, läppischer Meinungen und Zufallsdeutungen haben im weiten Norden ihre Heimath aufgeschlagen, wo sie mit eiserner Strenge geboten. Der dumpfe, blinde Schicksalsglaube, die schwarze Magie mit ihrem abenteuerlichen Gefolge, dann die Sterndeuterei mit ihrer Anwendung auf Horoskope, menschliche Geschicke, siderische Influenzen, und auf das gesamte prophetische Kalenderwesen, reichen mit

ihrer Herkunft bis zu dem alten Babylon und Sidon hinauf.

Und kann es etwan höchlich befremden, daß dieſe wunderlichen Elemente ſo weithin, und bis in ſo ſpäte Zeiten herab ſich verbreitet? Die Urſache davon liegt theils in dem vielfachen Verkehre der Völker des Abend- und Morgenlandes, wie davon die Geſchichte Zeugniß giebt, theils in der Wurzel des alten Heidenthumes ſelbſt, die ja auch in der chriſtlichen Welt nicht als ausgeſtorben gedacht werden kann, da ſie überall fröhlich grünt und Sproſſen treibt, wo immer der irdiſche Menſch und ſeine ſittliche Verkehrtheit nicht geiſtig überwunden wird. So erzählt Palladius von der edlen chriſtlichen Römerinn Melania, daß ſie, auf ihren Reiſen im Orient, einer Jungfrau nachgeforſcht, die ſich im Innern eines altägyptiſchen Grabmals aufhielt. Dieſe Einſiedlerinn, deren düſterer Wohnort lange verborgen geblieben, mußte nach mancher Weigerung ihren Bitten willfahren, und den Grund angeben, der ſie zu einer ſo harten Lebensweiſe beſtimmte. Was ſie darüber zu berichten hatte, bedurfte keiner breiten Auseinanderſetzung. Sie war nicht mehr und weniger, als eine ſtille und emſige Magd geweſen, aber mit ausgezeichneter Schönheit begabt, die einen Jüngling zu Alexandria mit ſo glühender Leidenſchaft für ſie erfüllte, daß

er die Schüchterne anredete, und sie als seine angebetete Göttinn pries. Darüber erschrak die Arme dermaßen, daß sie sogleich die Flucht ergriff, und sich in jenem Grabe verbarg, das ihr seitdem zur Wohnung diente.

Auch in dieser etwas schroff gearteten Geschichte ist vielleicht von einem ungenannten, verlornen Sohne die Rede, nicht aber von einer verlornen Tochter. Nahm sie etwan die Schmeichelworte, die ihr jener zugeflüstert, allzu streng? war ihr Urtheil zu hart, als sie vor der Huldigung wie vor abgöttischem Gräuel die Flucht ergriff? Gewiß verstand sie die Worte so, daß ihr christliches Gefühl dagegen sich empörte, und, ganz genau betrachtet, sind sie kaum anders zu verstehen. Denn jedes Einzelwesen, und jeder leidenschaftliche Zug, dem der Mensch mit ganzem Willen und Gemüthe sich hingiebt und unterwirft, vertritt bei ihm die Stelle der absoluten Macht, und wird ihm zur Gottheit. Und wo immer das egoistische Streben nach dem Sinnengenusse und irdischer Selbstverherrlichung vorwaltet, da ist auch die heidnische Lebensrichtung schon entschieden hervorgetreten. Nicht leicht hat irgendwo auf Erden diese, der heiligen Liebe völlig entfremdete Gesinnung, in ihrer ganzen Selbstsucht, Wollust und Grausamkeit, in grelleren Formen sich durchgebildet, als bei den Phöniciern, oder den Völ-

kern von Sidon und Tyrus, sowie in Palästina und anderen Gegenden von Soristan, die keinen höhern Lebenszweck als Uippigkeit und Erdenpracht kannten, und in ihrem selbstischen Uibermuthe sogar darauf ausgiengen, die Mächte des Himmels zu bewältigen, um sie der eigenen launischen Willkühr dienstbar zu machen; ein Streben, das sonder Zweifel als das Extrem religiöser Verkehrung zu betrachten ist, und dämonischer Verruchtheit sich annähert.

Indem wir jedoch neuerdings dieser Titanengeschlechter aus semitischem Stamme gedenken, die von Anfang her in Vorderasien ihre Sitze befestigt, sind wir schon, sofern man es so nennen darf, zu einer Entdeckung gelangt, die gerade nur hier, und nirgend anderwärts sich darbeut. Wie es dem einsamen Wanderer in der Fremde nicht selten begegnet, daß er von irgend einer Station ausgeht, um seine Reise fortzusetzen, und, nachdem er im weiten Umkreise umher geirrt, plötzlich wieder an derselben Stelle sich findet, von wo er ausgegangen, so hat es auch mit der Wanderung sich begeben, die wir im Geiste zurück gelegt. Vom Ganges und Indus herüber, nach den mittlern und westlichen Strecken des alten Festlandes ziehend, sind wir in eine Gegend gelangt, wo der verlorne Sohn sich zwar bestimmter und energischer in seiner Selbstheit erkannt

und von der Außennatur geſchieden, wo er jedoch zugleich, in egoiſtiſcher Willkühr, aufs abſcheulichſte ausgeartet, und es in Hochmuth und Eigennutz, Wolluſt und Grauſamkeit aufs äußerſte gebracht hat. Allein gerade in dieſen Ländergebieten müſſen wir der Gegend, wo das Vaterhaus auf irdiſchem Grunde erbaut war, ſehr nahe gekommen ſeyn; denn eben hier, wo die Naturvergötterung zu jener des Menſchen (zum ſogenannten Halbpantheismus) den Umſchwung begonnen, tritt auch die Erkenntniß und Anbetung eines überweltlichen, allmächtigen Schöpfers und Weltgebieters zu Tage; dem Anbeter des Moloch und der Aſtaroth gegenüber ſteht in Paläſtina der Anbeter Jehova's, der jedes Idol verabſcheut, der einem wahrhaft geiſtigen und heiligen Geſetze gehorcht, und der, in ſo ſchroffem Gegenſatze zum Heidenthume, kein Andrer iſt, als der im Vaterhauſe heimiſche Sohn, der ältere Bruder.

Wie nämlich, in dem weltumfaſſenden Sinne unſrer Parabel, durch den jüngern Sohn die heidniſchen Völker bezeichnet werden, ſo durch den älteren jenes in der Weltgeſchichte keinem andern vergleichbare Volk, das die göttliche Provideng für die Zwecke der Geſamtheit ausgeſchieden, und unter ihre beſondere und ganz eigenthümliche Führung geſtellt hat. Und ob es zwar

ſpäter erſt ſich zeigen wird, wieſo ihm der Name des ältern Sohnes zukomme, und wie es um ſeine Bevorrechtung ſtehe, ſo wird doch jetzt ſchon das Verſtändniß der Erzählung klar, daß der Vater zu derſelben Zeit, da der jüngere Sohn nach dem vollen Beſitze ſeines Antheils, und nach der Ferne ſtrebte, an beide Söhne ihr Eigenthum vertheilte *). Der in die Ferne gezogen, erhielt jene Gaben und Hülfen mit auf den Weg, die man als das „Naturgeſetz" zu bezeichnen gewohnt iſt, wie davon der Apoſtel in den bedeutſamen Worten lehrt: „Wenn die Heiden aus natürlichem (d. h. innerm) Antriebe thun, was des Geſetzes iſt, ſo ſind ſie, die das (geoffenbarte) Geſetz nicht haben, ſich ſelber Geſetz, und zeigen, wie das Werk des Geſetzes in ihre Herzen geſchrieben ſey, da ihr Gewiſſen ihnen davon Zeugniß giebt, und ihre Gedanken ſich wechſelſeitig anklagen oder losſprechen". (Röm. 2.) Den andern hingegen, den die Schrift das auserwählte

*) „Et ideo divisit illis substantiam, dando juniori quinque ista beneficia naturae (scientiam, rationem etc.), seniori quinque legis libros divinitus inscribendo, per quae substantia impar merito, numero par esset: humanum teneret ista ordinem, divino illa sisteret instituto: *utraque tamen lex* filios utrosque ad notitiam Patris perduceret, ad reverentiam sui servaret Authoris." *S. Chrysol.* l. c. serm. 5.

Volk nennt, machte er zum Träger der erneuerten, objectiven Offenbarung. Und wirklich erscheint dasselbe als das einzige in vorchristlicher Zeit, welches den Schöpfer von der Welt unterschied, ihm allein als der Gottheit huldigte, seine Willensheiligkeit erkannte, im eigenen Innern sich geistig erfaßte, in klarer Besonnenheit die Gesetze des sittlichen Wandels begriff, und in allen Verhältnissen des Lebens das Bewußtseyn der Sündenschuld und der Erlösungsbedürftigkeit festhielt.

Forschen wir auf- oder rückwärts nach dem Stammvater dieses Volkes, so finden wir jenen Mann aus der Mitte der Sabäer, von semitischer Herkunft, der aus der Heimath des arabisch chaldäischen Sterndienstes hinweg gerufen wurde durch Gottes Befehl. „Ziehe fort aus deinem Lande, deiner Verwandtschaft, und dem Hause deines Vaters, und komme in das Land, so ich dir zeigen werde; ich will dich zu einem großen Volke machen, und in deinem Namen sollen gesegnet werden alle Familien der Erde.“ Aus dem Hause seines irdischen Vaters mußte Abraham ziehen, um für ein himmlisches Vaterhaus auf Erden den Grund zu legen; aus der bereits vorhandenen Gottesferne und Fremde mußte er zurück kehren, um die Heimath von neuem zu begründen. So, im Beginne des Abfalls, ward schon die Rückkehr vorbereitet; denn „Alle haben

gesündigt, und bedürfen der Glorie Gottes" (Röm. 3.), d. h. seiner herrlichen Vorsehung und rettenden Huld, wie sie damals erst im reichsten Maße sich offenbarte, als die Weissagung verwirklicht ward: „Viele Völker werden hingehen und sagen: lasset uns hinauf steigen zum Berge des Herrn, zum Hause des Gottes in Israel, daß er seine Wege uns lehre, und wir in seinem Lichte wandeln; denn von Sion wird das Gesetz ausgehen, das Wort des Herrn von Jerusalem." (Isai. 2.)

IV.

Die Vergeudung.

„Daſelbſt verſchwendete er ſein Eigenthum durch ſchwelgeriſches Leben.“ (Luc. 15, 13.)

Werden die beiden Söhne, wie unſre Parabel ſie ſchildert, zunächſt nur auf dem Boden der Erzählung ſelbſt, und als Individuen aufgefaßt, ſo wird an ihnen, auf den erſten Blick, eine große Verſchiedenheit des Charakters und der Geſinnung bemerklich. Während nämlich der Aeltere von beiden, mit verſtändiger Umſicht, gutwillig in der Heimath bleibt, und mit ſo großer Sparſamkeit ſeine Habe zuſammen hält, daß er (wie es am Ende ſich findet) nicht einmal ein Lamm von der Heerde ſeinen Freunden zum Beſten giebt, ſchwärmt der Jüngere in der weiten Welt umher, verſplittert alles, was er mitgenommen, verpraſſet ſein Eigenthum in Saus und Braus, in ſchwelgeriſchem Leben. Worinn lag der nächſte Grund, daß ihre Wege in ſo ganz verſchiedene

Richtungen auseinander giengen? Der
mag von Kindheit auf die Ordnung un
Fleiß geliebt haben; er arbeitete im Sc
ſeines Angeſichtes, er pflügte, pflanzte, hiel
ſicht über ſeine Heerden; ſo ſah er auch a
lich die ihm zufallenden Güter wachſen, und
den Werth derſelben an dem Maßſtabe de
beit ſchätzen. Der Jüngere hingegen ſcheint
zeitig dem „ſüßen Nichtsthun" ſich gewidm
haben, darum er auch ſeinen Vermögens
ſo leichtſinnig dahin nahm, ohne deſſen We
kennen. So berichtet Caſſiodorus von einem
linge, Felix Gallus, den der König Theo
vorzüglich deßhalb lobte, daß er die ererbten
thümer zu bewahren verſtand. „Du haſt, ſo
er ihm, dieſe Reichthümer zuſammen ge
obwohl du ohne eigene Mühwaltung zu
Beſitze gelangt; denn gar ſchnell pflegt da
ſchleudert zu werden, was ohne Beſchwerd
worben ward."

Auf dieſe weltbekannte und wohl abget
Grundlage könnten wir nun ſogleich die
oder höhere Anſicht erbauen. Wer nämlich
Lebensaufgabe kennt, die geiſtige Mühe un
beit nicht ſcheut, im Kampfe ſeiner Willen
gie gegen alles Niedrige und Verderbliche
faul und läſſig zurück bleibt, der lernt die
ßen Güter eines geläuterten und Gott get

Lebens, die Schätze des Glaubens, der Weisheit, der Liebe immer besser würdigen, benützen und bewahren; während derjenige, der, zum Sinnenleben und geistiger Trägheit sich neigend, diesen Kampf versäumt und aufgiebt, um so schneller dahin kommt, seine Menschenwürde, sein echtes Eigenthum zu verachten und zu verschleudern. So stünden wir bereits auf dem gehörigen Orte, und dürften nicht länger Nachfrage halten, was alles der jüngere Sohn vergeudet habe, und auf welche Weise. Auf die erste Frage erwiedert die Parabel: sein ganzes Eigenthum; auf die andere: durch schwelgerisches Leben. Sehr natürlich, und so zu sagen handgreiflich werden wir damit an höchst bekannte Thatsachen erinnert, die sogar den Reiz mit sich führen, die kräftigen Umrisse der Parabel mit bunten und ergetzlichen Farben auszumalen, welche durch die Schlagschatten des Düstern und Schrecklichen noch glänzender hervorgehoben werden; denn durch solche technische Mittel gestaltet sich der verlorne Sohn zur Hauptfigur eines galvanisch verketteten, Mark und Bein erschütternden Schauerromans, in dessen drittem Theile er letztlich, so jammervoll und gräßlich, als ihm gebührt, von hinnen und vom Leser scheidet.

So könnten wir uns auch hier wieder in den Sand gewisser Gemeinplätze verlaufen, die von

dem Schicksale schlechter Wirthe Nachricht geben, und wie daß ein Jeglicher, der mehr ausgiebt, als ihm neu zufließt, gleich einem Gießbache versiege. Wir könnten von Sardanapal herab gehen auf Lucullus, Heliogabalus und Justinian den zweiten, und von da bis zum letzten verlornen Musensohn, der seinen Horaz, oder sein Lehrbuch der reinen Geometrie verkauft, um aus dem dürren Wissen heraus in irgend eine, wenn auch sumpfige Lustregion zu treten. Allein statt nutzlos in dem niedern Lebensgebiete zu verweilen, welches bloß die Grundlage der Parabel bildet, erheben wir uns lieber zu ihrem eigentlichen Lehrgehalte. Die Güter, die der Leichtsinnige verschwendet, sind uns als Vernunft und Freiheit (besser, als Denk- und Thatkraft) bekannt geworden; die Art und Weise, wie er damit fertig ward, nämlich durch schwelgerisches Leben, ist gleichfalls in der echten, umfassendsten Bedeutung zu verstehen: in der egoistisch leidenschaftlichen Hingabe des denkenden freien Geistes an die Natur, an das Weltleben, und folglich in jener gleichzeitigen Abkehr von Gott, in welcher wir die Wurzel des Heidenthums kennen gelernt.

Und wahrlich, wie arm an sittlicher Weisheit und Kraft sind nicht auf diesen Abwegen die Völker geworden! „Zu jeder Zeit, bemerkt schon

Tertullianus, hat ſich das Geſchlecht der Menſchen um Gott ſehr übel verdient gemacht *), und zwar fürs erſte durch ihre Gleichgiltigkeit, da ſie Den, welchen ſie einigermaßen erkannten, doch nicht ernſtlich ſuchten; ſodann durch die Laſter und Frevel, denen ſie in dem Maße anheim fielen, als ſie aufhörten, nach dem Meiſter der Sittlichkeit, nach dem Richter des Böſen zu fragen!" Hier iſt alſo ſchon von den beiden Hauptmomenten des menſchlichen Eigenthums die Rede; denn das geiſtige Denken verkümmert, ſobald es der Erkenntniß Gottes ſich verſchließt, und die Freiheit geht unter, ſobald ſie nicht im liebenden Gehorſam gegen Gott ſich ſelbſt bindet, und ſo befeſtigt und erfüllt. Doch ungleich ehrwürdiger und ſinnreicher iſt, was über eben dieſen Gegenſtand der große Apoſtel gelehrt. Er rechtfertigt vor allem die ewige Vorſehung, indem er nachweiſet, daß die Gottentfremdeten in ihrer vorgeblichen Unwiſſenheit keine Entſchuldigung finden, und dieß um ſo weniger, „wenn ſie die Wahrheit durch Ungerechtigkeit niederhalten", d. h. (nach Anſelmus) ſo oft ſie die beſſere Kenntniß von Gott, ſowohl in ihrem Geiſte als in Anderen unterdrücken, und jede Entwicklung derſelben hemmen. Denn (ſo fährt er fort), die Allmacht und

*) „Semper humana gens male de Deo meruit."

Heiligkeit Gottes war ihnen von jeher an der sichtbaren Schöpfungswelt offenbar. Doch so nothwendig sie ihn erkennen mußten, haben sie ihn doch nicht, durch sittliche Treue, als ihren Gebieter verherrlicht, noch ihm, als dem Urheber und Spender, für die Güter ihres Daseyns sich dankbar bezeigt; sondern, indem sie bald einer blinden Nothwendigkeit, bald den Gestirnen, oder ihrer eigenen Kraft und Einsicht huldigten, sind ihre Gedanken und Urtheile nichtig, und ihre thörichten Herzen verfinstert worden. Denn während sie als Weise sich rühmten, wurden sie zu Thoren, welche die Wahrheit Gottes mit der Lüge vertauschten, und vielmehr das Geschöpf verehrten und anbeteten, als den Schöpfer. (Röm. 1.)

Auch in diesen Worten wird die Verschwendung der himmlischen Gabe der Ideen von jener der Freiheit deutlich unterschieden. Mit der Verfinsterung des Herzens ist das eine, mit der knechtischen Hingabe an das Erschaffene das andre angedeutet. Welches von beiden Gütern ist aber zuerst an die Reihe gekommen? Offenbar die Willensfreiheit. Denn der Reiz des eigenmächtigen Daseyns, der fesselloſen Willkühr ist der mächtigste, der ein geistiges Wesen je ergreifen kann. So hat es demnach, wie der Apostel bezeugt, den Völkern keineswegs an der Gotteserkenntniß (und den sittlichen Mahnungen des Gewissens)

gefehlt, wie es auch unmöglich ist, daß der menschliche Geist zum Bewußtseyn seiner selbst erwache, ohne, seiner Bedingtheit gegenüber, den Unbedingten zu denken; wohl aber mochten sie, in der bereits eingeschlagenen verkehrten Richtung, ihren Willen nicht daran setzen, ihn durch sittlichen Gehorsam dankbar zu verherrlichen, und darüber, im Misbrauch und in der Verkümmerung ihrer geistigen Freiheit, ward auch ihr Selbstbewußtseyn, ihre Denkkraft und Einsicht verdüstert.

Worinn aber vorzüglich dieß Gesunkenseyn der Freiheit seinen Anfang genommen, ist aus den bekannten Worten abzusehen, welche den Zwiespalt, der in das Innere des Menschen eingekehrt, so kräftig schildern. „Das Gesetz ist geistig, ich aber bin fleischlich, verkauft an die Sünde. Nicht was ich will, das Gute, thue ich, sondern was ich hasse, das Böse. Ich erfreue mich an dem Gesetze Gottes dem innern Menschen nach; ich finde aber ein anderes Gesetz in meinen Gliedern, im Widerstreit gegen das Gesetz meines denkenden Geistes.“ (Röm. 7.) Dieß andre Gesetz, das unsern organischen, und (an sich allein betrachtet) thierischen Leib beherrscht, ist jenes der unfreien Natur, die, ihrem Wesen nach, zu keiner Idee sich erhebt, keine sittliche Ordnung kennt, sondern blind und nur halbbewußt, gleichsam träumerisch, ihre Zwecke verfolgt. Seit dem verhängnißvollen

Bruche, der die Einheit des Menschenlebens getroffen, ist jene (dynamische) Hälfte seines Doppelwesens, die das höchste Gebilde der Erdennatur darstellt, mit dem Geiste großentheils zerfallen, und den Naturgesetzen wieder anheim gegeben. Unfrei an sich, aber frei geworden (emancipirt) von der Herrschaft des Geistes, und doch aufs innigste mit ihm verkettet, behauptet sie sich im steten Kampfe; statt der einzige und wahrhafte Herr im Hause zu seyn, wird der Geist vielmehr von dem zuchtlosen Fleische bewältigt, so daß der wesenhaft Knechtische über den wesenhaft Freien die Oberhand gewinnt, und der Geist dem blinden Zuge zur Sinnenwelt gehorcht, die ihm überall als lockender Versucher sich gegenüber stellt. So, wie der Weise sagt, geschieht es, daß die Geschöpfe Gottes den Seelen der Menschen zur Tentation gereichen, und zur Falle und Fußangel für die Unbesonnenen. (Weish. 14.)

Es war um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als die unermeßlichen Horden der Mongolen, aus dem Nordosten Asiens, über Europa sich ergossen. Einer der Hauptschwärme, von Batu befehligt, drang nach Ungarn vor, wo ihm der König Bela mit seinem Heere sich entgegen stellte. Die Schlacht, die er ihm lieferte, fiel unglücklich aus, und unter den zahlreichen Rittern und Edeln, die unter den Streichen der Bar-

baren fielen, fand sich auch der Geheimschreiber des Königs, dessen Insiegel er bei sich trug. Der verschmitzte Hordenfürst erachtete diesen Fund keineswegs als den geringsten Theil seiner Beute. Er zwang nun einige der Gefangenen, im Namen Bela's eine Anzahl offener Briefe oder Decrete zu schreiben, welche fälschlicherweise die Mahnung an die Städter und Landbewohner enthielten, alle Furcht und Angst vor dem Vordringen der Barbaren aufzugeben, über die er, der König, bald Meister zu werden hoffe, weshalb sie nur ruhig und guten Muthes in ihren Wohnungen verweilen, und den Segen Gottes für seine Waffen anrufen möchten. Diese Sendschreiben, mit dem königlichen Siegel beglaubigt, brachten überall, wohin sie verbreitet wurden, die beabsichtigte Wirkung, und nun überfielen die wilden Nomaden die Landschaften und Städte, da sie sich dessen am wenigsten versahen, mordeten und sengten überall nach Herzenslust, und schonten auch des Säuglings nicht. So war das unbesonnene Vertrauen auf das Siegel des Königs die Veranlassung der schrecklichsten Gräuel geworden.

Aehnliches läßt sich auch von gewissen, weit verbreiteten Ansichten aussagen, die einem großen Kriegsheer von Elend und Frevel die breite Straße bahnen. Alles, was die schöpferische Kraft

Gottes ins Daſeyn gerufen, iſt urſprünglich mit dem Siegel ſeiner Herrlichkeit gezeichnet, und ſo auch vorzugsweiſe der Menſch, als Mittel- und Einheitsglied beider Schöpfungsreihen, der in ſeiner Ebenbildlichkeit (als geſchöpfliches Gegenbild) beſiegelt iſt mit dem Lichte vom Antlitz des Herrn *). Aber ſeitdem der Menſch, in allem Anfange, im Momente ſeiner Selbſtentſcheidung, von dieſem Lichte ſich abgewandt, ſo daß er ſowohl mit Gott als ſich ſelber zerfiel, ward auch die rechte Kunde und Führung jenes Siegels ihm entriſſen, das nun einem frühern Lügner, dem Mörder vom Anfang her, „der in der Wahrheit nicht beſtanden", zu vielfachem Misbrauch diente. Deutlicher geſagt: die Idee eines überweltlichen Schöpfers, und der eigenen ſittlichen Stellung zu dieſem, ſchwand immer mehr aus dem Geſichtskreiſe des menſchlichen Geiſtes, der ſich mit ſeinem Bewußtſeyn in dieſe Welt der Erſcheinungen verlor, und in ihr nicht bloß das Gepräge der Allmacht, ſondern ihre Weſenheit ſelber ſuchte. Jede Lüge wird ja mit Wahrheit geſtempelt, und wie nahe liegt nicht der Irrthum, die bunte, großartige Herrlichkeit der Natur, in ihren ungeheuren Kräften, in ihrem ſteten Ringen, Geſtalten und Gebären von innen heraus, dermaßen

*) Pſ. 4. nach der Verſion der LXX.

zu überschätzen, daß sie selber, oder ihr verborgenes Wesen, als Begriff und Princip der Allgemeinheit, zur Gottheit erhoben wird.

So cursiren dann, in mannigfacher Nutzanwendung dieser Ansicht, seit Jahrtausenden jene dämonischen, demiurgischen und hylozoistischen Sendschreiben auf Erden, welche zur Absicht, oder doch zur Folge haben, die armen Irdwesen, denen für die Dauer ihres individuellen Bestandes etwas Geist auf Borg gegeben, von der innern Angst und Unruhe zu heilen, und sie systematisch einzuschläfern, damit keine Furcht vor einem lauernden, unheimlichen Feinde, kein Schreckbild aus dem unbekannten Jenseits sie quäle. Man ängstigt euch, heißt es darinn, mit der Todesmacht der Sünde, die doch nichts anderes ist, als die Unvollkommenheit, die dem Endlichen mit Nothwendigkeit anklebt. Man ermahnt euch zum Kampfe gegen das Fleisch, zur Verachtung der Welt; wie aber sollt ihr bekämpfen und verachten, was von dem Einen Urgrund aller Dinge ausgeht, und, wie es immer sich gestalte, im Grunde doch mit dem Siegel des All und Eins gestempelt ist? Selbst die trockenen Deisten, welche ihren Gott auf die Spitze einer Weltall-Pyramide setzen, belehren euch, wenn sie aufrichtig seyn wollen, daß er euch die Tafel der Genüsse nicht gedeckt und so reichlich besetzt habe, damit ihr in freiwilliger

Entsagung dahin schmachtet, und daß er nicht deßhalb so lebhafte Triebe euch eingepflanzt, damit ihr ihnen Trotz bietet. Und wie mit den griechischen Epicuräern auch die Sadducäer zu sagen pflegten: „kommet und lasset uns der Güter, die da sind, genießen, daß die Blüthe der Zeit nicht ungenützt vorüberschwinde" (Weish. 2.), so wissen es auch die schöngeistigen Sensualisten der modernen Welt; sie wollen „das Göttliche im Fluge erhaschen", und „die Seligkeit in dem Momente erfassen, in welchem sie ihr Füllhorn schüttelt."

Wer nun den süßen Nachrichten Gehör giebt, wer vom Gesange der Pansflöte sich einlullen läßt, und die falsche Botschaft zur Norm seines Thuns und Lassens macht, der zieht dann freilich das träumerische dem wachen Leben vor, er wirft die Waffen weg, und verzichtet auf jede Vertheidigung gegen die Todesmächte, die ihn bedrohen, und die gar bald auf ihn herein stürzen, um ihn zu verderben. Denn „wer seine Seele lieb hat in dieser Welt", wer einzig dem Zuge der Natur, der sinnlichen Begehrung, und der geistigen Selbstigkeit sich hingiebt, „der wird sie verlieren." Es ist ein Sendschreiben ganz entgegen gesetzten Inhalts, mit dem Siegel der schöpferisch erlösenden Liebe bewährt, in welchem die Warnung sich findet: „wollet die Welt nicht lieben, noch die Dinge, die in der Welt sind. Denn

alles, was der Welt angehört, ist entweder Reiz und Gegenstand für die Begierlichkeit des Fleisches, oder für die Begierde der Augen, oder für die Hoffart des Lebens." Was im Gebiete der thierischen Triebe liegt, ist an sich schon, in seiner Unfreiheit und Blindheit, eine Negation des geistigen Lebens, das sich ihrem Zuge nicht hingeben kann, ohne verdüstert und herab gewürdigt zu werden; darum auch jenem Mythus der Buddhalehre ein Wahrheitsgefühl zu Grunde liegt, nach welchem die reinen Geister, angezogen von dem süßen Geruche, so von den Inseln der Erde emporstieg, und vom Sinnenreize gelockt, immerfort tiefer in die materielle Welt gesunken. Nicht viel besser steht es um die lebhaften Eindrücke, welche die Pracht und der bunte Wechsel der Gestalten auf das Auge hervorbringt, wenn der Geist dadurch fast ausschließlich mit der Erscheinungswelt, mit Anschauungen und Naturbegriffen beschäftigt, und aus dem Vorrathe, den sie in der Einbildung anhäufen, der Fantasie zu reiche Nahrung gegeben wird; denn dabei verkümmert gewöhnlich die Thätigkeit des innern Lebens, das zum geistigen Gedanken und zum Uebersinnlichen sich erheben soll. Was endlich in jenem Sendschreiben als Hoffart des Lebens bezeichnet wird, ist eben die Freiheit des Fleisches, auf Unkosten jener des Geistes, die Zügellosigkeit des Knechtes,

der seinem rechtmäßigen Herrn sich widersetzt, und ihm Hohn spricht, ja mittelst des Naturverstandes und der Fantasie ihn zum Knechte macht, und ihn mitunter dahin bringt, manch ein schwindelnd ontologisches Lehrgebäude aufzubauen, nur um die Verkehrtheit zu rechtfertigen, welcher der geistige Wille sich preis giebt.

Doch nicht etwan mit Besonnenheit und dialektischer Kunst wurden solche Truggebäude von den Völkern oder ihren geistigen Führern aufgerichtet, noch kann hier von klugen Erfindungen der Priesterkaste die Rede seyn, an denen eine gewisse, bereits antiquirte und verabschiedete Weisheit so gern ihr Müthchen kühlte; jederzeit waren es die verunglückten Versuche des denkenden Geistes, der mit seinem Bestreben, über sich und das Göttliche zum Bewußtseyn zu kommen, auch wohl die volle Lust und Freiheit des Daseyns zu gewinnen, aus seiner Naturbefangenheit keinen Ausweg finden konnte. Der animalische Mensch (wie der Apostel sagt) vermag nicht zu erfassen, was vom Geiste Gottes ist; dem Zauber der Natur hingegeben, die, ihrem Wesen nach, in steter Selbstentzweiung zu sich zu kommen sucht, und suchend sich verliert oder veräußert, wird sein Denken in denselben Wirbel hineingezogen, so daß sein getrübtes Selbstbewußtseyn wie im halbwachen Zustande, in das leibliche Gemeingefühl,

und dadurch in die Außenwelt verschwimmt. So lange aber der Mensch nicht völlig zu sich gekommen, so lange er nicht zur wesenhaften Unterscheidung seines geistigen Ichs von der verleiblichten Seele, d. h. der Naturkraft an und außer ihm, vorgedrungen, kann er auch die Idee des absoluten Gottes nicht fassen, die ihm in das Unbestimmte und Allgemeine verfließt; und will er den Gedanken von einer unsichtbaren, göttlichen Macht festhalten, so kann er dieß nur durch irgend eine bestimmte, vereinzelte Gestalt oder Erscheinung vermitteln, die ihm diesen Gedanken ausprägen, darstellen und verwirklichen soll. In der rohesten Weise giebt sich dieß im Fetischdienste zu erkennen, wo (wie bei den meisten Völkern Afrika's) höchst willkührlich und zufällig jedes beliebige Ding, ein Stein, eine Palme, selbst der eigene Schatten, als reale Vergegenwärtigung einer höhern Macht erwählt, aber auch, wenn es die verhoffte Hülfe nicht geleistet, wieder aufgegeben oder weggeworfen wird; sodann in jener Aufgeregtheit der Einbildung, die den Wilden bestimmt, überall da, wo er Bewegung sieht, im Tosen der Gewässer, im Wehen der Lüfte, im Lodern der geheimnißvollen Flamme, das Walten einer Macht zu ahnden, welche seine religiöse Verehrung fordert. Noch entschiedener wird der Eindruck, den jene Naturgebilde auf ihn machen,

die dem Gebiete des organiſchen Lebens angehören; und vorzüglich ſind es die höher organiſirten Thiere, welche durch das Coloſſale oder Seltſame ihrer Geſtaltung, durch die Furchtbarkeit ihres Grimms und ihrer Muskelkraft, ſodann durch den Anſchein freier Selbſtbeſtimmung und Klugheit, den die Sicherheit ihres Inſtinctes ihnen giebt, dem rohen Menſchen um ſo geheimnißvoller erſcheinen, je weniger er vor der Täuſchung ſich wahrt, dieſe Weſen, gleich ſeinem eigenen, als Subjecte zu betrachten, und ſein Wiſſen von ſich ſelber auch auf ihr Leben zu übertragen.

Erſt in weiterer Entwicklung treten dann die ſymboliſchen und künſtleriſchen Formen der Naturreligion hervor, in welchen die vom Göttlichen gewonnenen Gedanken in mannigfachen Thier- und Menſchengeſtalten ihren bildlichen Ausdruck ſuchen, aber auch in dieſen Bildern erſtarren und untergehen. Auf dieſem Wege iſt, auch bei den höher civiliſirten Nationen der Vorzeit (wie noch jetzt im Oſten und Süden Aſiens), die ſymboliſche Verehrung der Naturmächte, die an ſich ſchon von echter Gotteskenntniß ſo entfernt iſt, in die widerwärtigſten Auswüchſe des Aberglaubens und Götzendienſtes entartet, und die abenteuerlichſten, aus Thier- und Menſchenformen zuſammengeſetzten Bilder, die urſprünglich nur eine Naturkraft oder ein Naturgeſetz bezeichnen

sollten, sind zu unmittelbaren Gegenständen religiöser Verehrung geworden; so daß der Apostel mit vollem Rechte die Thorheit der Heiden rügt, „daß sie die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichnisse und Bilde des verweslichen Menschen, auch der Vögel, der vierfüßigen und kriechenden Thiere vertauscht haben."

So wahnsinnig daher die zahllosen Verirrungen, in welche die Menschen mit ihrem religiösen Streben geriethen, so bleibt doch nichts Befremdliches an ihnen, sobald man nur der verkehrten Richtung gedenkt, nach welcher sie ihren Auslauf genommen. Man kann die Bewohner des Hochlandes Tibet, nach der Unzahl ihrer Bücher, für ein gelehrtes Volk ansehen; wenn sie aber, ihrer Tradition zufolge, sich einreden, daß sie ursprünglich aus der Ehe eines Affen mit einem weiblichen bösen Geiste stammen, so verrathen sie dadurch so wenig Kenntniß von dem Wesen ihrer freien Persönlichkeit und eigentlichen Menschenwürde, als jene nordamerikanischen Wilden, die den Bären oder den Biber, oder die Volksstämme auf den Eilanden des indischen Meers, die das Krokodill als ihren Stammvater verehren. Es ist eben keine niedrige Stufe der Civilisation, auf welcher die Japaner stehen; wenn aber ihr Religionssystem (im Sinto) lehrt: die menschliche Seele löse sich nach dem Tode in das allgemeine

Weltleben auf, ähnlich wie ein herabstürzender Bergsee ins große Meer verfließt, so ist dadurch in ihrem Gedankenkreise jede wesenhafte Unterscheidung des selbständigen, geistigen Ichs von der Natur (oder der Allgemeinheit, die hier als Gottheit gilt) völlig aufgehoben. Ein ähnliches Verkümmern und Verschwimmen des Bewußtseyns giebt sich auch bei den Battas (einem malayischen Stamme) kund, wenn bei ihren festlichen Tänzen irgend einer, der am tollsten sich gedreht, besinnungslos zur Erde stürzt, und nachher sich für überzeugt hält, er sey nimmer er selbst, sondern ein Andrer, und zwar ein verstorbener Anverwandter, dessen Geist in ihn gefahren, und für den ihn nunmehr auch die Uibrigen halten.

Je verworrener aber vor dem Bewußtseyn des Menschen das Natürliche und Göttliche ineinander floß, und je mehr das Licht seiner eigenen Persönlichkeit sich trübte, desto weiter mußte er auch im Gebiete des sittlichen Lebens vom Rechten und Heiligen abkommen. Nach der Ansicht des Brahmanen ist es der Weltgeist, der, als die alles wirkende Kraft, sowohl auf die Sinne des Menschen, als auf seinen Willen einwirkt, und jede Begierde hervorbringt, die in ihm sich regt, so daß Gutes wie Böses die That des Weltprincips, des Atma wird. Und weil er sonach die Natur zu seiner Gottheit erhoben, die freilich

alles nach innerer Nothwendigkeit wirkt, kein sittliches Gesetz hat, und in ihren organischen Formen und Bildungen beharrt, wie sie einmal gegeben sind, ohne je eine Pflanze in ein Thier, oder ein Reptil zu einem Königstiger umzuwandeln, so wacht derselbe Brahmane auch mit eiserner Starrheit über die unverletzliche Scheidung der Kasten, die ihm eine wesenhafte Würde verleiht, welche der Pariah, als ein Geschöpf von ganz anderem Stoffe, nie und nimmer erreichen kann; er hat keinen Maßstab für die geistige oder sittliche Würde des Menschen, und für die Rechte seiner Persönlichkeit. Und wie ihm demnach die echte Menschenliebe völlig fremd geworden, so sind auch die Uibungen seiner Religion, seine Reinigungen und Opfer, durchaus nur physisch magische Werke, denen er, sofern sie pünktlich vollzogen werden (was bei der Unzahl von Ceremonien gar nicht ausführbar ist), sogar eine zwingende Gewalt über die Götter, d. h. über die Naturmächte zuschreibt.

Diesen Indiern gegenüber, und in einem andern Extreme, haben sich zwar die Bewohner Vorderasiens aus dem träumerischen Versunkensein in die Natur empor gerungen, doch nur in jener sinnlich egoistischen Weise, die dem wahrhaften, geistig wachen Leben gleich feindselig entgegen stand. Indem sie ihre Geisteskräfte nur

daran setzten, alles an sich zu reißen, und mit weltklugem Sinne für die eigene Wohlfahrt zu benützen, was die reiche Fülle der Natur ihnen darbot, mußte diese so hoch gesteigerte Selbstsucht gar bald in gehässige und grausame Gesinnung entarten; und wo die Uippigkeit und Sinnenlust als Zweck des Daseyns galt, da mußten auch die Begriffe von echter Sittlichkeit untergehen. Wie tief sie aber untergegangen, ja aus dem Gesichtskreise dieser Völker verschwunden, davon giebt die Ansicht Zeugniß, die sie vom Bösen und Guten hegten, und die gänzlich in Naturbegriffen aufgieng. Denn eben so, wie sie keinen andern Urgrund der Dinge kannten, als die Leben und Lust hervorbringende Wärme und Feuchte, so definirten sie auch das Gute als die wohlgemäßigte gemeinsame Wirkung dieser beiden Elemente, während sie das Böse in dem Walten der Dürre und der Kälte suchten. Weit über diese klägliche Versunkenheit hinaus haben zwar ihre Nachbarn, die hochbegabten griechischen Volksstämme sich erschwungen, in deren Bewußtseyn das menschlich Sittliche und Persönliche die Oberhand gewann, und eine neue, glänzende Geistesbildung begründete. Weil aber auch sie ursprünglich Naturmächte verehrten, deren Einheit ihnen nur dunkel als ein höchstes, selbst den Göttern gebietendes Fatum vorschwebte, trugen sie dadurch schon,

daß sie die persönlich gedachten Naturmächte als das vollendet Menschliche darstellten, das Sinnliche und selbst das Unheilige auf ihre Gottheiten über; und so groß die Herrlichkeit ihrer Kunst, so vermag sie mit ihrem Schimmer doch das Unlautere und Lügenhafte nicht zu bergen, das überall aus ihrem religiösen und geselligen Leben hervorbrach.

So kommt demnach, als Schlußsatz der alten Menschengeschichte, von allen Seiten die Eine Thatsache zum Vorschein: daß der jüngere Sohn, dem Vater den Rücken wendend, in ferne Regionen gezogen, und daß er dort seine beste Habe verschwendet *). Die Parabel setzt aber noch die Art und Weise bei, wie es damit zugegangen. Sie deutet nämlich noch insbesondere auf jenes öffentliche Geheimniß hin, das nicht bloß von jeher, für einzelne Menschen, Familien und Völker, eine Quelle des Unheils, sondern das auch im heidnischen Naturdienste und seiner sittlichen Entartung ein Hauptmoment gewesen. Denn außerdem, daß die Natur, in ihren organischen Gebilden, nach Selbstbehauptung oder Erhaltung

*) „Quod vitae, quod morum, quod pietatis, quod libertatis, quod est gloriae, nil reliquit." *S. Chrysol.* serm. 1. (Das „nihil" ist hier freilich nicht streng dogmatisch aufzufassen.)

des Individuums ſtrebt, was ſich auf der Höhe der Aſſimilationskraft (bei den reißenden Thieren) als Grimm und Grauſamkeit ausſpricht, geht ſie auch über dieſe Gränzen des Einzellebens hinaus, um der Vergänglichkeit dieſes letztern durch neue Bildung abzuhelfen, und bei dem Untergange der Individuen die Fortdauer der Gattung zu ſichern. Und auch dafür iſt durch einen Naturzug oder Trieb geſorgt, der an Heftigkeit jenem andern der Selbſterhaltung nicht nachſteht. In dieſem Wechſelverhältniß, in welchem der Tod des Individuums mit dem Leben der Gattung verflochten iſt, liegt das Geheimniß, daß Wolluſt und Grauſamkeit ſo häufig ſich verſchwiſtern; in eben dieſem Grundgeſetze des organiſchen Lebens beruht auch keine geringe Täuſchung für den verirrten Menſchen, weil ihm gerade hier die Naturkräfte als geheimnißvolle, ſchaffende Mächte erſcheinen, die er deßhalb göttlich zu verehren verſucht wird. Aber auch die wüthendſte aller Leidenſchaften ringt ſich aus dieſem Grunde empor, in welcher der blinde Naturtrieb, durch des Menſchen Schuld, ſo übermächtig werden kann, daß er die geiſtige Freiheit völlig bewältigt. „Buhlerei und Trunkenheit, ruft der Seher, nehmen das Herz hinweg" (Oſe. 4), und wie innig mit dem Naturdienſte und der Abgötterei die frechſte Sittenloſigkeit ſich verflochten, dieß hat der Apo-

ſtel (Röm. 1.) in Zügen dargelegt, die das ſchmachvolle Uibel in ſeiner ganzen Unnatur und Abſcheulichkeit ſchildern.

Darauf nun deutet der Ausdruck der Parabel, daß der jüngere Sohn ſeine Habe verſchwendet durch ſchwelgeriſches Leben. Auch der ältere Sohn, in ſeiner herben Sinnesart, redet beſtimmt davon, da er in ſelbſtgerechtem Stolze die Bruderhand nimmer dem Wüſtling reichen mag, der ſein Vermögen verpraßt habe mit den Buhlerinnen. Und wahrlich, wenn der Menſch nirgend entſchiedener, als in den geſchlechtlichen Verhältniſſen, ſo recht in die Schwebe geſtellt iſt zwiſchen der blinden Gewalt der unfreien Natur und der reinen Innerlichkeit des geiſtigen Lebens, ſo kann es nicht befremden, wenn die Völker gerade auf dieſem Wege (wie es ſchon von den Generationen vor der Fluth berichtet wird) in jene ſittliche Entartung geriethen, welche zur Polygamie, zur Herabwürdigung und Sklaverei der Frauen geführt, und das geheiligte (im Myſterium der Erlöſung als der neuen Schöpfung begründete) Bündniß der Ehe, worauf alle Geſittung der Familien und Völker beruht, ſo vielfach verletzt und gelockert hat.

In umgekehrter Weiſe führt jede Unſitte, welche die geiſtig menſchliche Bedeutung und die wahrhaft religiöſe Weihe des geſchlechtlichen Lebens

mit Füßen tritt, und es zur Unnatur egoistischer Genußsucht erniedrigt, am entschiedensten zur geistigen Abkehr von Gott, und, wenn freilich nicht zum altheidnischen Götzendienste, doch zur Gesinnung und Denkart des Heidenthums zurück. Denn das besonnene Wollen der Lust, lediglich um der Lust willen, steht zu der Lebensentfaltung des Geistes in solchem Widerspruch, und setzt eine solche Erschlaffung seiner Energie voraus, daß es ihn der ganzen, blinden Macht des animalischen Lebens (der Brahmanischen Weltseele) als Gefangenen überliefert. In diese schmachvolle Knechtschaft gebannt, hat der betrogene Geist keinen Eifer mehr für die Erkenntniß des ewig Wahren und Rechten; der Glaube an einen persönlichen Gott, die Ehrfurcht vor dem Heiligen weichen einer achselzuckenden, sich weise dünkenden Skeptik; der überweltliche Urheber der Dinge wird auch ihm, sofern er darüber nachdenken mag, zum unterweltlichen Ungrund; die geistige Willensfreiheit, deren er, ohne es recht zu wissen, sich begeben, verwechselt er mit selbstiger Willkühr und Nichtachtung des Gewissens; sein zerrüttetes Leben schleppt sich in Stumpfheit hin, oder verzehrt sich im innern Zwiespalt.

So zieht eine nur allzu bunte und zahlreiche Sippschaft verlorner Leute über die Erde; und

ob sie nun in wüster Rohheit ihren bachantischen Naturdienst plump zur Schau legen, oder mit ästhetischem Glanze, mit dem Schimmer der schönen Künste ihn verhüllen und schmücken; je mehr sie, wie es von jeher üblich gewesen, mit einem Aufwande von Scherz und Witz, und mit vielfachen sophistischen Gründen, ihre vorgebliche Gewissensruhe und ihre volle Berechtigung darzuthun suchen, um überall, als die eifrigsten aller Proselytenmacher, neue Glieder ihres Naturreichs zu werben, desto schärfer trifft sie die Rüge, welche der Apostel auf solche Verwahrloste schleudert: „Im Uibermuthe nichtswürdige Dinge redend, locken sie durch sinnliche Begierden diejenigen zur Ausgelassenheit, die kaum erst dem Irrthum entronnen; sie verheißen ihnen die Freiheit, da sie doch selber des Verderbens Knechte sind; denn von Wem jemand bewältigt wird, dessen Knecht ist er." (2. Petr. 2.) Anders ist die innere Rede des Gottgetreuen, der von solcher Lockung sich nicht verführen läßt, dessen Sehnsucht auf ein unendlich höheres Ziel gewendet. „Was suche ich im Himmel, und was lieb' ich auf Erden neben Dir? Mein Fleisch verdorret; mein Herz vergehet; doch meines Herzens Hort bist du, mein Antheil Gott in Ewigkeit. Die von dir sich entfernen, werden zu Grunde gehn, Verderben kommt

über alle, die dir treulos geworden. Mir aber ist es Wonne, dem Herrn anzuhangen, und auf ihn allein mein Vertrauen zu setzen, damit ich die Wunder seiner Gnade preise, in den Pforten Sions." (Ps. 72.)

V.

Die Noth.

„Und nachdem er alles durchgebracht, entstand eine große Hungersnoth in jener Gegend, und er fing an zu darben.“ (Luc. 15, 14.)

Vielfache Naturgesetze sind durch emsige Forschung ausgemittelt, die man als untrüglich anzusehen berechtigt ist, und nach welchen man den Umlauf der Gestirne, die Spannungen der Atmosphäre, die Strömungen der Gewässer, die Brechungen des Lichtes zu bestimmen oder zu berechnen vermag, und selbst für die Umschwünge des Wetters fehlt es an sicheren Anzeigen nicht. Doch mindestens eben so zuverlässig ist ein anderes Gesetz, wornach der Wechsel der Witterung in der sittlichen Menschenwelt sich bestimmen und vorhersagen läßt. „Dem Gelächter wird der Schmerz sich beimischen, und vom Ausgange der Freude wird die Trauer Besitz nehmen.“ (Prov. 14.) Davon weiß unser verlorne Sohn ein her-

bes Wort zu reden. Nachdem er im Wonnetaumel, in träumerischer Pracht und Herrlichkeit dahin gelebt, mehr in die Nacht, als in den Tag hinein, nachdem er auf diesem Wege alles, was der Vater ihm gegeben, zerstreut und versplittert, kann nichts folgerechter seyn, als daß er nun anfängt, zu darben.

Zwar hat er freilich dieß flotte Leben nicht einsiedlerisch geführt, wie denn auch kein Lustspiel als Monodram sich behaupten, kein Zechlied ohne Rundgesang und Chorus für etwas Rechtes gelten kann; es hat ihm an einer hübschen Zahl von Freunden nicht gefehlt, welchen er seinen Cyprus und seine Muränen, und die wieder ihm ihre Schmeicheleien und Scherze aufgetischt; sollten diese jetzt nicht bereit gewesen seyn, etwas für ihn zu thun? Allein die Freundschaft, wie sie in jener fernen Region geschlossen wird, hat nicht den Geist der Liebe, der Dankbarkeit, der Großmuth; sie ist ein lockeres Bündniß, aus den Fäden der Laune, des wechselseitigen Behagens und des Eigennutzes gewebt, das sogleich ein Ende nimmt, sowie diese zerfahren. Ein altes Exempel davon (denn nur die neuen sind gehässig) war an dem prächtigen Adonias zu schauen, da er, die letzten Tage seines Vaters weislich benützend, aus eigenem guten Vertrauen auf seinen Herrscherberuf, sich zum Könige pro-

clamiren ließ. Eben waren seine Anhänger oder Parteimänner mit ihm bei einem großen Gastmal versammelt, als die trocken frostige Nachricht einlief, daß auf des sterbenden Königs Geheiß ein Andrer, nämlich Salomo, zum rechtmäßigen Fürsten ernannt und gesalbt worden sey. Als diese Botschaft herankam, und mit ihr, wie man plebejisch sich ausdrückt, ein andrer Wind, damals, wie die Urkunde beifügt, „war das Gastmal eben schon zu Ende", und durch diesen, hier so bedeutsamen Umstand kam alles von selbst in die schönste Ordnung, die man nur wünschen konnte. Denn was geschah? „Alle, die geladen waren, standen sogleich auf, und jeder gieng seinen Weg." (3. Kön. 1.) So handelten sie als vernünftige Leute, und hatten obendrein kein Opfer zu bringen, keinen Verlust zu beklagen, denn das Gastmal war ja beendigt, und die Toasts auf den vermeintlichen König waren verschollen.

So liefen dann auch die Freunde des verlornen Sohnes auseinander, sobald er entschieden genug aufgehört hatte, der König ihrer festlichen Gelage zu seyn. Und selbst in dem seltenen Falle, daß sich unter ihnen ein echter Freund gefunden hätte, so wäre er doch nicht im Stande gewesen, für den Verarmten etwas zu thun. Denn um eben dieselbe Zeit, als es mit dem Glanze dieses

letztern zur Neige gieng, brach in der Landschaft, wo er seine Orgien gefeiert, eine grimme Hungersnoth aus, und der Unbesonnene, der jetzt seiner Reichthümer mehr als je bedurft hätte, ward auf sehr herbe Weise an die Folgen seiner Uippigkeit erinnert: er fieng an zu darben. Wahrlich, eine sehr einfache Rede, und fast möchte man versucht seyn zu sagen, sie verstehe sich von selbst. Wenn Hab' und Gut verschwunden, wie sollte da nicht die Dürftigkeit in ihrer verabscheuten Jammergestalt hervortreten, und mit zudringlich hämischer Geberde, mit tückischem Lächeln den neuen Zögling grüßen? In der That, wer von Räubern überfallen und ausgeplündert, wem die Wuth der Flammen oder der Gewässer in Einer unglückseligen Stunde hinweg genommen, was er jahrelang gebaut und gesammelt, der kann einer so plötzlichen Wendung seines Geschickes schwerlich ohne Entsetzen zusehen, und nicht jeder ist geeignet, sich schnell wieder in stoische Ruhe hinein zu finden.

So zeigte es sich wenigstens bei einem neuen Stoiker, der seinen antiken Namen (er hieß Antonius Urceus Codrus, und würde in Deutschland Anton Krug geheißen haben) durch classische Gelehrsamkeit ziemlich berühmt machte. Der seltsame Mann hatte sich im Pallaste zu Forli, zum Behufe seiner Studien, absichtlich ein sin-

steres Zimmer ausgewählt, das er mit einer prachtvollen etruskischen Lampe beleuchtete. Die Geschichte, die überhaupt nicht allzu viel von ihm berichtet, giebt keinen Aufschluß über die Motive, die ihn zu dieser merkwürdigen Singularität bestimmten, und man kann nur pragmatischerweise die Vermuthung aufstellen, er habe die Nacht des alten Aberglaubens durch das noch ältere Licht der griechischen Philosophie zerstreuen wollen, worinn er es auch zu etwas Tüchtigem gebracht hätte, wäre nicht der Unfall, der nun folgt, ihm zugestoßen. Einmal nämlich war er ins Sonnenlicht hinaus gegangen, und hatte sein Museum zugesperrt, ohne, wie er sonst gewohnt war, die Leuchte seiner Weisheit auszulöschen; ihr streng pantheistisches Princip ward vorlaut, und übte seine Kraft; das Allgemeine verschlang das Besondere, und das Concrete verschwand im Rachen des absoluten Begriffs; denn die Flamme griff um sich, die alten und neuen Manuskripte geriethen in Brand; alles, was in der Stube lag, beeiferte sich, seiner Formen los zu werden, und in das Ein und All, oder doch in den Rauch aufzugehen, der wirbelnd aus dem Schornstein herauf quoll. Bald hatte der Feuerlärm den Mann herbei geführt, der dabei zunächst am schlimmsten betheiligt war; angstvoll rannte er die Treppe hinauf, doch als aus dem Eingange seines Zim-

mers die wilden Flammen ihm entgegen schlugen, und er alles rettungslos verloren sah, überkam ihn eine solche Wuth, daß er aus einem Dilettanten des Heidenthums völlig ein Unchrist wurde, bald gegen das Fatum, bald gegen die Vorsehung seine Verwünschungen ausstieß, dann wieder zu einer Statue der Jungfrau sich wendete, und mit feierlichem Tone sprach: höre, o Jungfrau, was ich mit kaltem Blute dir ankünde: wenn ich etwan, in der letzten Stunde meines Lebens, nach christlichem Brauche dich anrufen sollte, so höre mich nicht, bete nicht für mich, bemühe dich nicht, denn ich habe den Beschluß gefaßt, ewig bei den höllischen Mächten zu verbleiben. Und nachdem er mit solchem Pathos dem Typhon und Orcus sich geweiht, eilte er zur Stadt hinaus, tobte bei Tage im Forst umher, suchte in den Nächten im Dickicht sein Lager, und brachte in diesem Wahnsinne, ohne ein Wort zu reden, volle sechs Monate hin.

Was hatte den Freund des Alterthums so kläglich danieder geschmettert? Sein Manuskript war verbrannt, das Werk seines Fleißes, sein Stolz, sein Ruhm in der Mit- und Nachwelt, sein Alles und Höchstes. Bisher hatte er im Dünkel des Reichthums, der Größe geschwelgt, nun fühlte er sich mit einem Male verarmt und wie vernichtet. Die Wendung war zu plötzlich geschе-

hen, auch konnte er sich nicht anklagen, er habe mit Wissen und Willen sein Unglück herbei geführt. Wie aber steht es, solchen Beispielen gegenüber, mit unsrem verlornen Sohne? Kein Räuber hat aus dem Hinterhalte ihn überfallen, keine Flamme seine Vorrathskammern verzehrt, auch sonst kein Unfall von außen her ihn getroffen; er selbst hat durch wüste Schwelgerei sein Eigenthum nach und nach vergeudet, und jetzt, da ihm nichts mehr übrig geblieben, „fing er an zu darben."

Seltsamer Ausdruck, wunderlicher Anfang! Wer immer von seinem großen oder kleinen Vermögen zwei Drittheile, sieben Achttheile, oder sonst etwas Namhaftes veräußert hat, dem sollte man wohl billig zutrauen, er werde jetzt schon die verdrießliche Entdeckung machen, daß er anfange zu darben. Muß er es nicht mit seinen Augen sehen, oder mit dem Augenmaß erkunden, daß er, auf dem bisherigen Fuße, seinen Weg nicht lange mehr fortsetzen könne? Und wenn er auch die plebejische Mühe verschmäht, seinen Effectivstand sich anschaulich zu machen, wird er es nicht wenigstens handgreiflich erkennen, wie er, um seine Goldminen völlig auszubeuten, immer in tiefere Schachten hinabfahren müsse? Und sofern er nicht etwa jenen fabelhaften Heckthaler besitzt, der gleich dem Zwiebel der Zeitlose, im-

merfort eine junge Brut zur Seite anſetzt, wird er nicht jetzt ſchon, bei ſo winterlicher Abnahme langer Freudentage, den letzten Inhalt ſeines Schatzkaſtens in eine beſcheidene Sparbüchſe überſiedeln? Wird ihm nicht wenigſtens, oft genug, manch ein ſorgenvoller Gedanke durch die Seele ziehen, der die Stelle des Propheten vertritt?

So wenig daran ſich zweifeln läßt, wird dennoch vom verlornen Sohne der Hergang ſo berichtet: „nachdem er alles verſchwendet hatte, fieng er an zu darben.“ Iſt er ſich ſeiner Mittelloſigkeit erſt damals bewußt worden, als er den letzten Heller ausgegeben? Oder hat er, um ſeine Gelage fortzuführen, eine Zeitlang Schulden gemacht, bis plötzlich, durch beſondere mißliche Conflicte, ſein Credit zuſammen ſtürzte? Davon beſagt die Parabel nichts; ſie redet von Seinem Eigenthume bloß, und wirft nicht die ſchwärzern Schatten noch auf ihn, als habe er auch fremdes Gut verſchwendet. Vor ſolcher Ungerechtigkeit war der verlorne Sohn, den die Parabel zeichnet, ſchon dadurch verwahrt und geſichert, weil das Eigenthum, das ſie andeutet, gar nicht von der Art iſt, daß ein Sterblicher dem andern es leihen oder verleihen könnte; denn wache Vernunft und Freiheit, Einſicht und guter Wille, Glaube und gutes Gewiſſen laſſen ſich weder auf Borg nehmen noch geben. Dieſe ſind die Güter, mit

welchen der Herabgekommene, bis auf einen kleinsten Rest, fertig geworden, und nachdem er so völlig abgewirthschaftet, dann erst fängt er an zu darben.

Wie das zu verstehen sey, mag an dem berühmten Worte uns klar werden, das ein Dichter der Vorzeit ausgesprochen, und welches lehrt, daß gewisse eigenthümliche Lebensformen und Kräfte, die ein Naturwesen besitzt, auch mit der äußersten Gewalt verscheucht oder vielmehr niedergehalten, doch immer wieder zurückkehren, d. h. von neuem sich geltend machen *). Der noch so beharrlich von Jugend auf gezähmte Tiger wird doch plötzlich einmal, wenn die Gelegenheit sich darbeut, ein Lamm zerreißen; der gelehrigste Elephant einmal, in einem Anfall böser Laune, seinen Führer mißhandeln; der Heckenbaum, wenn schon jahrelang unter der Scheere gehalten, treibt doch immer die Schößlinge von neuem, und die Steinmassen des stärksten Gemäuers werden allmählich durch das Wurzelgefäser des Epheu auseinander geworfen. Bewährt sich nun dieß Gesetz überall in den Kräften der unorganischen wie der organischen Naturwesen, die doch nur in stetem Wechsel thätig sind; wie muß es vollends sich an jedem creatürlichen Geiste bestätigen, der

*) „Naturam expellas furca“ etc.

nicht bloß ein Naturding ist (welches bei aller Individualität und Einzelheit immer doch nur ein Ding für Anderes bleibt), sondern ein Wesen für sich, das sein eigenes Selbst als den verborgenen Grund seiner Thätigkeit erkennt? Auch hier also, und hier ganz vorzüglich, wird jener Ausspruch gelten: scheuche das geistige Leben, Vernunft und sittliche Freiheit mit der Peitsche hinaus, unterdrücke gewaltsam oder verschleudre seine Kräfte; immer doch wird es einmal wieder zum Vorschein kommen, und sein unverwüstliches Wesen behaupten. Denn zwar kann es, überboten von den Naturgewalten, welche die Sinne, das Gemüth, die Vorhöfe des denkenden Geistes beherrschen, auf ein Kleinstes herabgebracht und beschränkt werden (wie dieß im Kapitel vom menschlichen Jammer noch nachzuweisen ist), doch bleibt hier der Wendepunkt nicht aus; denn sobald die Gaukelbilder, der Sinnenzauber und alle die Täuschungen nimmer nachhalten noch ausreichen können, die aus dem Bereiche der Natur den Geist umschwärmen und knechten, wird er sofort seiner erbärmlichen Leere und Dürftigkeit inne, und je greller die Gegensätze, desto plötzlicher tritt dieser Umschwung ein.

Erst jetzt also, nachdem er alles verschwendet, fängt der verlorne Sohn zu darben an, wenn das, was ihm bisher die Sinnenwelt geboten,

ſeinem eigentlichſten Verlangen nimmer genügen kann. Mitten unter den Lockungen der Gegenſtände, welche der Begierlichkeit des Fleiſches zuſagen, fühlt der Geiſt ſich freudenlos, denn für ihn funkelt der alte oder neue Falerner nicht im kryſtallnen Becher; Sein Leben kann aus dem ewig bewegten Borne der Natur, aus elektriſchen Strömungen, aus chemiſchen Elementen, aus animaliſchen Erregungen keine Befriedigung ſchöpfen. Mitten im Zauberkreiſe der Geſtalten und Erſcheinungen, woran die Begierlichkeit der Augen ſich weidet, bleibt ihm doch ſein eigenes Innere düſter, und ohne Beſitz der Wahrheit; denn aus der Erſcheinungswelt der Natur wird keine Idee ihm zugeführt, und die bangen Räthſel des Lebens bleiben ihm unerſchloſſen. So kann auch alle Pracht und Hoffart des Erdenlebens das Gefühl der Ohnmacht und Knechtſchaft nicht abwehren, das irgend einmal in ſeiner ganzen unheimlichen Macht über ihn kommt; und wo oder wann dieß geſchehe, bedarf keines ſonderlichen Forſchens.

Unter den berühmten Frescogemälden, die den Kirchhof zu Piſa zieren, findet ſich eines von der Meiſterhand Orgagna's, auf welchem das Prachtvolle und Schauderhafte mit einander im Wetteifer begriffen ſcheinen. Da erblickt man links im Vordergrunde einen lieblichen Luſtgarten, wo

zwischen Hesperidenbäumen und Myrthen eine Laube von Weinranken sich wölbt; unter dem grünen Dache sitzen, von Frühlingslüften umflattert, prunkende Ritter und Herren, und wunderschöne, zierlich geschmückte Frauen; goldne Becher stehen vor ihnen; von den Jünglingen und den glänzenden Schönen spielen einige auf der Laute und Guitarre, andre singen; es herrscht da lauter Wonne, Lust und Scherz, ein süßes Freudenleben, wie man es vordem, poetisch und künstlerisch genug, im blühenden Florenz und anderen italischen Städten zu führen verstand. Allein im Vordergrunde zur rechten Seite stellt sich eine ganz andre Scene dar. Dort im weiten Schlunde einer düstern Höhle sind offene Särge aufgestellt, in welchen die Leichname von Fürsten, Prälaten und vornehmen Damen zur Schau liegen; andere hohe Herren und Frauen, alle auf glänzend geschmückten Rossen, zeigen sich am Eingang, und so wild ihre Pferde die Mähnen sträuben und stöhnen, müssen sie doch, von grausen Geistergestalten, die in den Lüften schweben, gehetzt und getrieben, in das Innere der Höhle den Schritt setzen, wo Moder ihnen entgegen duftet. Aber auch auf der andern Seite, über den Wipfeln des irdischen Paradiesgärtleins, breitet einer dieser Würgengel seine dunklen Fittige, und scheint sich eben einen sogenannten irdischen Engel, eine

der ſchönſten Fräulein aus der Société heraus zu wählen, die er vielleicht noch heute aus dem erotiſchen Kreiſe abzuholen gedenkt.

Was für eine Predigt es ſey, die der alte Meiſter Orgagna in die Züge dieſes Bildes umſchrieben, geht ſchon aus der Beſchaffenheit des Bilderſaals hervor, worinn er es aufgeſtellt. Die Extreme, die immerfort auf unſrem Planeten einander anſtreiten und höhnen, heißen, von verſchiedenen Seiten angeſehen, die Schwelgerei und die Noth, der Prunk und der Koth, das Leben und der Tod. Mitten im Taumel des Genuſſes, und umflimmert von den Leuchtkäfern ſpielender Witze, muß dennoch oft der Geiſt ſich in einſamer Oede fühlen, und über den Unbeſtand der Dinge, über den flüchtigen Wechſel der Geſtalten, über die Haltloſigkeit des organiſchen Lebens zur Beſinnung kommen. Darinn iſt der Grund zu ſuchen, warum eine gewiſſe ältere Schule den Menſchen „ein ernſthaftes Thier" genannt hat. Mag er ſich dann bemühen, dieſe ſeine organiſche Lebensſeite, welche von der Schrift als Fleiſch und Blut bezeichnet wird, feſt und haltbar zu machen, und durch emſige Pflege ihren Beſtand zu ſichern; wer will das, was weſenhaft Unruhe, Schwingung und ablaufende Bewegung iſt, in Stillſtand ſetzen, und zugleich doch nicht hemmen noch aufheben? Wem wird es vollends gelingen,

es durch Verfeinerung des Stoffes, durch überzärtliche Pflege, in eine Region zu erheben, wo es vor den Eingriffen der niedern und rohen Naturgewalten geschützt bleibt?

Jene sybaritisch gesinnte Dame, von welcher der heilige Petrus Damiani Bericht erstattet, eine Schwester des byzantinischen Kaisers Romanus, und Gemahlinn des Dogen von Venedig, nahm es mit der Verklärung des Fleisches so ernstlich, daß sie, gleich der weltberühmten Frau Mab, oder der Elfenköniginn Titania, zu ihren Bädern nur den Morgenthau brauchen konnte, den ihre Diener mit unsäglicher Mühe sammeln mußten; nie berührte sie die Speisen, die ihr von den Zofen einer Atzung gleich gereicht wurden; die Rosen- und Liliendüfte, die ihre Zimmer durchwehten, der ausgesuchteste Luxus des Orients, der sie umgab, die zarte Sorgfalt, womit alles Ungeweihte von ihren ätherischen Nervenkreisen fern gehalten wurde, übertrafen alles, was man von derlei Dingen je in der Christenwelt gesehen. Dennoch ward die Beklagenswerthe von einer schauderhaften Krankheit befallen, deren Verwüstungen von einem solchen Pestgeruche begleitet wurden, daß ihre Wärterinnen in ihrer Nähe nicht auszuhalten vermochten. Und als sie in diese Grube des Elends sich hinabgestoßen sah, da freilich fieng auch sie an zu darben.

Selbſt der verwilderte, zu den roheſten Anfängen des Denkens herabgeſunkene Menſch, der Wilde, ſteht vor dem Leichname ſeines Stammgenoſſen, mit unverwandtem Blick ihn anſtarrend, entſetzt von dem unbegriffenen Räthſel des Todes. Dieſer raſche Wechſel des Empfindens, der Willkühr, der Rede, des ganzen menſchlichen Daſeyns mit der regungsloſen Erſtarrung, mit den nahenden Vorzeichen des Zerfalles, erſchüttert ſeine Seele, und er bricht in ein Klaggeheul aus, um damit die lauten Fragen zu überſchreien, die ſich in ſeinem Geiſte erheben, und die er nicht zu beantworten weiß. So beobachtet man es an dem verlornen Sohne auf der niederſten Stufe der Geſittung. Wie benimmt ſich hingegen der andre, der, bei aller Ferne vom Vaterhauſe, doch zu einer höhern Cultur gediehen? Wenn er die ſichtbare Geſtalt des Lebens ſo unaufhaltſam vorüber ſchwinden ſieht, wird er dadurch ſchon beſtimmt, ſich ſelber aufzugeben? Und wenn er mit ſeinen geiſtigen Gütern noch ſo übel Haus gehalten, wenn er gänzlich der Welt und Natur ſich ergeben, wird er ſich zur Genüge überreden, oder gar überzeugen können, daß er ſelbſt, mit ſeinen Gedanken und Beſtrebungen, auch nur ein Phänomen, eine Erſcheinung ſey, die ſpurlos vorüber ſchwindet, ein Beſonderes, das wieder, ſich ſelbſt negirend,

in die Allgemeinheit des Seyns oder Nichtseyns sich auflöst?

Gerade diese Entzweiung des geistigen Menschen mit der Natur in und außer ihm, dieser Widerspruch der Nothwendigkeit und Hinfälligkeit im natürlichen Leben gegen das Bewußtseyn der Freiheit, diese unwiderstehliche Gewalt, die ihn hinweg nimmt, ohne des endlosen Willens, der schrankenlosen Gedanken und Entwürfe zu achten, von denen sein Inneres erfüllt und bewegt wird, gerade diese Momente sind es, die den Irrenden und Verwahrlosten immerfort beunruhigen, um über seinen wahren Zustand ihn zur Besinnung zu wecken. Jener glänzende Fürst, dessen Weisheit selbst von den Beduinen der Wüste noch geehrt wird, und die ihm das freilich nicht verdenken, daß er seinem Harem zu Liebe der Weisheit und dem Glauben eine Zeitlang abgesagt, hatte letztlich den ganzen Cursus durchgemacht, wie nur phönicische Uippigkeit ihn ersinnen konnte; und was mußte er zuletzt bekennen? Daß er in allen Dingen nur eitlen Wahn und Betrübniß des Geistes gefunden, weil nichts auf Erden sich bleibend erweise. (Eccle. 2.) Denn hat der Irdische jeder Art von Lust und Freude nachgejagt, hat er alles erschöpft, was ihm vollen Lebensgenuß zu geben verhieß, dann findet er doch nichts anderes, als Betrübniß und Oede des Geistes;

dann zieht erſt die Noth die lächelnde Larve von dem grinſenden Angeſicht, dann fängt er an zu darben. Er will ſich ſelbſt, ſein innerſtes Seyn behaupten gegen den Tod, und weiß nicht, durch welche Macht; er möchte unvergänglich bleiben mitten in einer Welt der Vergänglichkeit, und ſein Verlangen verſchwimmt in Wehmuth; er möchte eine feſte prophetiſche Rede haben, die ihm verkündet, ob es ein Jenſeits gebe, und wie es für ihn ſich geſtalte; allein er findet ſich nicht minder dürftig an Wiſſenſchaft und Einſicht, als an Kraft, und wer vermag ihm zu helfen? Die Gegend, worinn er weilt, und welche der Schauplatz ſeiner äußern Pracht und innern Armſeligkeit geweſen, iſt von Leuten bewohnt, die ſich ſelber ſo wenig zu rathen und zu helfen wiſſen, als ihm; ſie ſind alle mitſammen klägliche Hungerleider, denn es herrſcht eine große Hungersnoth in jener Region, die freilich erſt zur Zeit, da der verlorne Sohn recht aus dem Grunde verarmte, zum Ausbruch gekommen, oder aller Welt fühlbar geworden iſt.

Es unterliegt darum keiner Frage mehr, auf welchen Mangel jene Hungersnoth ſich beziehe; dem, wie Chryſologus ſo wahr bemerkt, weder die hypothetiſchen Lehrſätze der Weltweiſen, noch die trugfertige Beredſamkeit der Sophiſten ab-

zuhelfen vermochte*). Siehe, so heißt es beim Propheten: „so verkündet es der Herr: siehe, es kommen die Tage, wo ich Hunger sende auf Erden, nicht den Hunger des Brodes, auch nicht den Durst nach Wasser, sondern nach dem Worte des Herrn.“ Und er setzt die welthistorische Weissagung hinzu: „sie werden bewegt werden von einem Meere zum andern, und von Norden bis zum Orient, überall werden sie umhergehen, das Wort des Herrn zu suchen, ohne es zu finden.“ (Amos 8.) Man darf dabei nur an die Pythagoräer, an die Stoiker, an die Neuplatoniker denken, von denen so viele bald Aegypten, bald Baktrien und Indien durchzogen, um die echte Kunde von der Gottheit, vom Ursprunge der Welt, von dem Wesen und der Bestimmung des Menschen mit zu bringen, die jedoch durchaus in die ver-

*) Et cum consumpsisset conjecturis, quidquid erat sermonis, scientiae, rationis, judicii, egestatem summam, famem magnam cognoscendae veritatis, miserrimus sustinebat: quia Philosophia quaerendae divinitatis indixit laborem, veritatis inveniendae fructum contulit nullum.“ *S. Chrysol.* serm. 5. Ein Ausspruch, der freilich in solcher Härte nur auf das Heer der Sophisten sich bezog, nicht auf jene großen Weisen der Vorzeit, die mit redlichem Willen die Wahrheit suchten. M. s. z. B. über Plato die schöne Aeußerung in *S. August.* Confess. lib. 7. cap. 9.

ſchiedenen Formen pantheiſtiſcher Anſchauung ſich verlor, ohne je dem ſittlichen Hunger nach Wahrheit und Heil zu genügen *).

So iſt hiemit auch die andre Frage ſchon erledigt, wie jene Region geographiſch genannt werde, in welcher der Menſchengeiſt ſich fremd und elend fühlt, ſobald die Hungersnoth ihm empfindlich wird, die hier vorherrſcht. Welch einen bezeichnenden Namen trägt unſer Planet, mag er auch auf mythologiſchen Viſitekarten als Veſta, Tellus oder Hertha ſich anmelden? Die Sphäre und die Region des Todes, der Schauplatz, das Schlachtfeld, auch wohl, nach Hans Holbein, der Tanzſaal des Todes. Denn alles und jedes, was von Bedürfniß, Verhängniß, Leiden und Gefahren auf Erden vorkommt, ja ſelbſt, was auf Genuß und Pracht, auf Zeitkürzung und geſelliges Vergnügen abzielt, iſt meiſtens doch nur entweder Symptom und Wirkung, oder Decoration des Todes. Der Feldbau und die Jagd, ſamt dem unermeßlichen Apparat und Rüſtzeug, der dazu allmählich erfunden worden, ſodann die gefeierte Kochkunſt, mit ihrer höhern Wiſſenſchaft, der Gaſtronomie, und den zahllos verzweigten Gebieten ihres Bedarfes, wozu noch das große

*) Indigentia verbi veritatis est *in oblivione Creatoris*." Ven. *Beda* in Luc. 15.

Reich des Tafelwesens, seines Prunkes und seiner strengen Satzungen gehört, sind letztlich doch nur von Hunger und Durst geboten und erfunden; beide aber deuten mit ihren gebieterischen Forderungen auf die Hinfälligkeit des leiblichen Lebens, und folglich auf den Tod. Der Tod ist die im Hintergrunde verborgene Macht, der beiden eine so enorme Geschäftigkeit auf Erden anweiset, die alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft beherrscht.

Wer sieht aber nicht ein, wie alle Fäden des großen Netzes, das im Verkehr des geselligen Lebens sich flicht, in den einen Winkel zusammen laufen, wo jene düstere Kreuzspinne lauert? Der Aufbau der Wohnungen, von den Schneekammern der Eskimo, und den kegelförmigen Hütten der Californier bis hinauf zu den Villen und Palläſten eines Augustus, oder von den ärmlichen Kraals der Caffern bis zu den glänzenden Hauptstädten gebildeter Völker, dazu das ganze, in seinen Stoffen, Farben, Formen, Trachten und Moden völlig unübersehliche Gebiet der Kleidung, bezieht sich, von der Pracht des Lebens abgesehen, auf die Unbill der Witterung, des Frostes, der Sonnenhitze, der Regengüsse, also auf die Abwehr feindlicher Gewalten, die mit dem Tode drohen. Der große und kleine Handel, der die entferntesten Völker und Zonen verknüpft; die

mühsamen Stollen und Schachten, durch welche man die Tiefe der Oberfläche, das Eingeweide der obersten Erdkruste durchwühlt, sie sollen zuletzt nur dem Sterblichen vielfältige Mittel verschaffen, sich gegen Noth und Tod, seine beiden Erbfeinde, etwas länger und glorreicher zu behaupten. Die Gefahren der Gewässer und der Flammen, der Grimm der reißenden Thiere, die Krankheiten, nebst ihren Contagien und Miasmen, die eigentlich entscheidende Schärfe des Krieges, sie alle haben nur eine gemeinsame Gewalt, die sie so schrecklich macht, nämlich die des Todes *).

Aber diese, wie es scheint, höchst prosaische Seite, ist selbst aus dem Gebiete der schönen Künste nicht ausgeschlossen. Der holde Genius mit der umgekehrten, erloschenen Fackel, der Schmetterling mit den entfalteten Fittigen, diese Erfindungen der griechischen Plastik, sollen mit ihren freundlichen Bildern die Schreckniſse des Todes verhüllen. In allen Trinkliedern, von Horaz bis zu den Verfassern eines deutschen Musenalmanachs, wiederholt sich der alte, schon von Isaias citirte Lieblingsspruch: „lasset uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben."

*) Gedrängt und kräftig bespricht diesen Gegenstand der h. Gregor der Große moral. lib. 4. cap. 30.

Die tragiſche Kunſt will uns mit dem dunkeln Walten des Schickſals vertraut machen, das meiſt nur eine der Masken des Todes iſt; die Tonkunſt giebt Melodie und Rhythmus jenen Wellen und Wogen der Zeit, auf denen wir ohne Rückkehr dahin ſchaukeln. Dieſer unaufhaltſame Strom führt ein Menſchengeſchlecht nach dem andern fort, und alle geſchlechtlichen und Familienbande, alle Verhältniſſe der Mit- zur Nachwelt oder Nachkommenſchaft finden ihre Grundbedingung in dem Geſetze der Naturnothwendigkeit, die von dem geiſtigen Principe der Freiheit, dem ſie unterſtellt geweſen, wieder ſich losgerungen: in der Fortdauer der Gattung durch den ſteten Auf- und Untergang der Individuen. Durch dieſen Untergang des Individuums, durch dieſen Ausgang und Zerfall des organiſchen Lebens, und der ganzen Weiſe des bisherigen Daſeyns, ward der Menſch von jeher ſchmerzlich angeregt, mit ſeinen Gedanken in ein unbekanntes Jenſeits hinaus zu taſten; das Gefühl der Endlichkeit wies ihn darauf an, ein Unendliches zu ſuchen, und ſo iſt es wiederum das Räthſel des Todes, um welches die Religionen der Völker ſich wenden.

Alles auf Erden dreht ſich demnach um den Tod, wie der berühmte Basler Todtentanz figürlich es nachweiſt; überall zeigt ſich die Jagd des

Todes nach den Lebendigen, und der Kampf der letzteren, um ihn entweder (wie die chinesischen Zauberer durch ihren Trank der Unsterblichkeit) völlig zu bezwingen, oder ihm so lang als möglich auszuweichen. Und nicht umsonst heißt es beim Syraciden: „o Tod, wie bitter ist dein Andenken dem Menschen, der Frieden und Wohlfahrt findet in seinem reichen Besitze!" Der verlorne Sohn, dem der Tod in gehässigster Grauengestalt sich zeigt, ist nicht der zerlumpte Bettler ohne Dach und Speise, sondern gerade der Schwelger, in der Fülle der Uippigkeit und des irdischen Glanzes, inmitten der Pracht und des Uiberflusses. So gieng es jenen heidnischen Völkern der vorderasiatischen Lande, in Syrien, Sidon und Tyrus, deren Religion zum größten Theile in Selbstverherrlichung, Erdenpracht und Wollust aufgieng. Wie sie unter den Gestirnen, die sie göttlich verehrten, vorzüglich jenem des Tages, der flammenden Sonne huldigten, so war auch ihr Streben und Sinnen gänzlich dem irdischen Tage, der heitern Oberwelt und ihrer Freude zugewendet. Aber je fester und gieriger sie an die sinnliche Lust eines Daseyns sich klammerten und ansaugten, dessen Prunkgestalt ihnen doch den Moder der Vergänglichkeit nicht bergen konnte, desto heftiger mußte das Entsetzen vor dem Tode sie durchschauern. Aber mit so herbem

Schmerze jeder Gedanke, jeder Vorgang sie traf, der an den Unbestand des Irdischen sie mahnte, hatten sie doch ihr besseres Eigenthum zu sehr verschwendet, und von dem unvergänglichen Wesen ihres geistigen Lebens so trübe und mangelhafte Kenntniß bewahrt, daß ihnen kein anderer Trost blieb, als eben die fernere Hingabe an den physischen Lebensgenuß, so lange er nur nachhalten mochte.

Dieß ist das unheimlich bange Gefühl, das sich sowohl bei den syrisch-phönicischen, als auch bei den griechischen Völkern, auf sehr merkwürdige Weise, in der religiösen Verehrung eines Jünglings kund gab, der bei den Syrern Thammuz, bei den Griechen Adonis hieß *), ein Name, der gleichfalls semitischen Stammes ist. Die Sage bezeichnete diesen Adonis als den Sohn eines assyrischen Königs, und zwar in der Weise, daß mit seinem Ursprung ein großer Frevel verflochten war. Die beiden Göttinnen Aphrodite und Persephone (Proserpina) stritten um seinen Besitz, bis einstens von feindlicher Macht ein wilder Eber gegen ihn gehetzt wurde, der ihn tödtete. Von jetzt an gehörte er die eine Hälfte des Jahres hindurch der Aphrodite, in der andern der Proserpina, so daß er in einem stets wiederkeh-

*) Stuhr l. c. S. 444.

renden Wechsel zwischen der Lust und Freude der irdischen oder Oberwelt, und der finstern Trauer und Oede der Unterwelt beharrte. Bei den jährlichen Festen, die ihm geweiht waren, versammelten sich anfangs zahlreiche Frauen, die ein Klaggeheul anstimmten, Brust und Arme zerfleischten, und so seinen Tod beweinten; ein Cultus, den selbst der Prophet Ezechiel (8, 14.) anführt, weil auch die Diener Jehova's, vom Beispiel ihrer Nachbarvölker angelockt, sich damit befaßten. Nachdem die Trauer eine Zeitlang gedauert, kam von Aegypten her die Meldung, daß Adonis wieder auf die Oberwelt gekommen, und nun herrschte einige Wochen hindurch ein toller Freudentaumel, in zügellosen Lüsten, wie es solcher heidnischen Osterfeier, solcher Urstände des Fleisches ohne Geist, immerhin geziemen mochte.

Was nun dieser weit verbreitete Thammuzdienst in sich birgt, ist eben kein völlig gedankenloser Aberglaube, sondern ein tiefes Gefühl vom Räthsel des Menschenlebens, von seiner Dürftigkeit mitten in scheinbarer Fülle; ein Mythus, dessen Bilder eine große Wahrheit enthalten. Wer ist dieser Adonis, um dessen Besitz Aphrodite und Persephone streiten? Es ist der Mensch, der zwischen der Lust des Lebens und dem Grauen der Verwesung, aber auch zwischen

dem Lichte und der Finsterniß, dem Himmel der göttlichen Charitas und dem Abgrunde des Hasses schwebt. Wer ist dieser Adonis, der Königssohn, dessen Ursprung mit einer schweren Schuld verflochten? Es ist der Mensch, nicht wie er geschaffen, sondern wie er dermalen beschaffen; der Adamssohn, der bereits im Stande der Schuld und des innern Zwiespalts geboren, auf dem das Verhängniß lastet, das sein irdischer Stammvater sich aufgebürdet; der ein unzerstörlich Leben in sich trägt, kraft des Geistes, und doch dem physischen Tode unterliegt in seiner Leiblichkeit; der geistig frei erschaffen, und doch geistig geknechtet ward, und seiner Oberherrlichkeit verlustig über die unfreie Natur; der Unsterbliche, und aller ungeistigen Wesen von Gott berechtigter Gebieter, welchen dennoch der Eber oder der Tiger zerreißt, und dem die Elemente stets den Untergang drohen.

Was für ein ungeheurer Widerspruch! Wie trägt der Eine Mensch Unsterblichkeit und Tod, Licht und Finsterniß, Todesschuld und geistig leibliches Bestehen, Riesenkraft und Ohnmacht neben einander in sich, ohne daß eins das andere thatsächlich aufhebt? Und doch ist alles, erschöpfend genug, in den Worten enträthselt: „der Lohn der Sünde ist der Tod; die Gnade Gottes aber ist das ewige Leben in Christo Jesu.“ (Röm. 6.)

Der erste Mensch, welcher der Stammvater der menschlichen Gesamtheit geworden, hatte vor allem, und ehe er es ward, durch freie Selbstentscheidung sein persönliches Leben zu vollenden. Aber indem er in egoistischer Wahl die Hingabe seines Willens an Gott verweigerte, erkannte er das Gute nur durch die Erfahrung des Bösen; statt für immer in der göttlichen Liebe befestigt zu werden, fiel er ab von ihr; da verlor er seine wunderbare Stellung; da zerriß der herrliche Friedensbund, der zwischen der göttlichen Liebe einerseits, und der Natur und Geistesschöpfung andererseits erst zu befestigen war; nicht bloß fieng er nunmehr, nachdem er seine geistigen Gaben und jene der Gnade verschwendet, zu darben an; der Abfall von Gott mußte sein Zerfall werden, zur Unseligkeit des Geistes, zum Untergang des Leibes führen.

Nun besteht er aber dennoch, nur auf neue und andere Weise; weil das Werk der göttlichen Huld, das ihn vom Verderben gerettet und erhalten, die Erlösung nämlich, eine neue Schöpfung ist auf dem Grunde der ersten. Er erscheint lebend und sterbend, schuldvoll und hoffnungsvoll, von Gott getrennt und zu Gott sich sehnend, weil er ein zweifaches Element in sich trägt: jenes des innern Zerfalles und Todes von seinem irdischen Stammvater her, und jenes der

Gerechtigkeit und des Lebens durch den neuen und himmlischen Adam, der als neue Schöpfung, und in der ursprünglichen Vereinigung mit dem Logos Gottes, die thatsächliche Wiederherstellung des Bandes zwischen Gott und der Menschheit war, und der nun, kraft seines vollendeten, menschlichen Gehorsams, die Schuld thatsächlich versöhnte. Er allein ist es, welcher die Noth der Menschheit heilt; wenn wir anders die Gnade Christi erkannt haben, der, wie der Apostel sagt, um unsrer willen dürftig geworden, da er reich war, um durch seine Dürftigkeit uns reich zu machen. (2. Cor. 8.)

Und merkwürdig scheint es im Gange der Vorsehung, daß gerade dort, wo der todte und wiederbelebte Adonis verehrt wurde, wo die heidnischen Wehklagen um ihn sogar in das Heiligthum Jerusalems eingedrungen, der Wunderbare erschien, der zugleich mit den Banden des Todes das Räthsel des Lebens löste. Er ist Adonis im ganzen Sinne des Wortes, denn dieses Wort bedeutet soviel als: „mein Herr und mein Gott." Nicht der heidnischen Aphrodite gehörte er an; sondern die göttliche Liebe selbst, die ewige Charitas neigte sich in ihm zur Erde nieder. Nicht hielt ihn Persephone zurück im dunkeln Zwinger, sondern er selber stieg in die Unterwelt, ihre ehernen Riegel zu brechen. Bei den Leiden

des Adonis, wie die Zabier erzählten, waren alle Göttermächte und Geſtirne von Schmerz erſchüttert; beim Tode Jeſu ward die Sonne verfinſtert, die Erde bebte, die Felſen barſten, ein Weh durchſchnitt die ganze Natur. Den Tod des Adonis beweinten die heidniſchen Frauen; beim Grabe Jeſu ſaßen weinend die hehre Jungfrau, welche der Welt den Segen gebracht, und die Würde des Weibes wieder hergeſtellt; mit ihr Magdalena und die übrigen Frauen, deren Ruhm das Evangelium verkündet. Adonis blieb ſchwebend zwiſchen Leben und Tod, in träumeriſcher Halbheit, in troſtloſer Wehmuth, der unerlöſten Menſchheit Bild; zu ſeinem Jünger Johannes aber ſprach der Auferſtandene: „Ich bin der Erſte und der Letzte, und der Lebendige; ich war todt, und ſiehe, ich bin lebend ewiglich, und habe die Schlüſſel des Todes und der Hölle.“

VI.

Der Jammer.

„Da gieng er hin, und ward einem Bürger jener Region anhängig; der schickte ihn auf seinen Meierhof, um die Säue zu hüten.“ (Luc. 15, 15.)

Zweifacher Art ist das Elend, das als verschuldetes Verhängniß auf der Menschheit lastet, und das durch keinerlei dialektische Kunst sich aus der Wirklichkeit hinaus reden, noch mit der Schulmacht der Speculation in den Urbegriff der Wesen, und in den Proceß seiner Weltwerdung hineinschieben läßt. Das eine hat sein Gebiet in den Elementen und Kämpfen der Natur, und dreht sich mit seinem ganzen Trosse um die beiden Angelpunkte des Entstehens und Vergehens; das andre hat seine Region in der Welt des creatürlichen Geistes, und manifestirt sich als Verkehrtheit des Denkens und Wollens, als Verkümmerung der Vernunft und der Freiheit. Das physische Elend, das in dem leiblichen Tode seine

Höhe und Vollendung findet, ist mit einem Worte die Noth; das andre, das zum geistigen Tode führt, hat auf einen besondern Namen Anspruch, und dieser ist der Jammer. Und wenn schon jenes in unsrer Parabel bezeichnend genug geschildert wird, so sind es doch schärfere Züge noch, und grellere Farben, welche das Bild des letztern malen.

Denn je näher beide in einander verkettet und verschlungen, desto öfter erfüllt sich auch an ihnen der alte Lehrspruch, der von den Wasserschlünden der Charybdis und der Scilla entlehnt ist. In den menschlichen Versuchen und Kämpfen, durch eigene Kraft und Umsicht, oder durch den erzwungenen Beistand selbstgeschaffener göttlicher Mächte, aus den Tiefen der Noth sich heraus zu winden, ja selbst über den gähnenden Wirbel des Todes hinüber zu setzen, ist der Weg schon angebahnt, auf welchem die reißende Fluth ihn ergreift, um ihn noch tiefer zu stürzen; und von solchem eigenmächtigen Umthun nach Hülfe, ohne Erinnerung an das ewig Rechte und Wahre, giebt eben der Held unsrer Parabel Zeugniß. Wo ist ein Dürftiger und Verlassener, der sich so gänzlich aufgiebt, daß er nicht vorerst umherspähte, wo etwan Trost oder Rettung zu finden? So wird es dann auch von diesem Jüngling berichtet. Da es endlich mit ihm dahin gekommen, daß er sein fertiges Elend zu fühlen anfängt, da er

rathlos und vereinsamt in der Fremde steht, wo überall die Hungersnoth mit hohlen Augen ihn anstarrt, und er nichts weniger als Lust hat, ihr Raub zu werden, muß er wohl, was er lange ruhen gelassen, dem Geschäfte des Nachsinnens einige Augenblicke weihen, um Mittel und Wege zu bedenken, wie das nackte, dürre, freudlose Leben zu fristen, das nun, nachdem es alle zauberischen Hüllen abgestreift, inzwischen nur wenigstens als Daseyn sich behaupten will.

Und nachdem er den Gedankenfund zu Stande gebracht, was unternimmt er jetzt? „Er geht hin," also noch weiter hinaus, als er bereits gegangen, und wohin? Nicht zu seinem Vater, der seiner Erinnerung fremd geworden, sondern zu einem völlig Fremden, der keinen Funken von Liebe für ihn hegt, zu einem Bürger (oder, wie es Origenes gelesen, zu einem der Vornehmsten) jener Region *); diesem wirft er sich zu Füßen, diesem giebt er sich dar, die Rettung, die Stütze von ihm allein erwartend, und dafür zu jeder ihm auferlegten Bedingung bereit; mit Einem Worte: diesem hängt er an. Welch eine öde Region, welch ein unheimlicher Bürger, welch ein

*) So nimmt es auch der heil. Petrus Chrysologus: „Hinc est, quod adhaerebat *primario* regionis illius, a quo mittebatur in unam multarum superstitionum villam etc. l. c. serm. 5.

klägliches Bündniß! Eine Region, die nicht durch Breite- und Längengrade bezeichnet wird, sondern bloß durch die Ferne vom Vaterhause, und in welcher eben deßhalb die Hungersnoth herrscht*); ein Bürger, der in dieser Region nicht bloß heimisch, sondern auch darinn als einer der Proceres sich breit macht, und in dem Lande des Kummers und Elendes große Heerden, nicht zwar von Merinos, Infantados und Angoraziegen, wohl aber von borstigen Schlammbolden füttert; endlich ein hochbürtiger, ehedem reichbegabter, zu großen Dingen berufener Jüngling, der vor solch einem verächtlichen und herzlosen Despoten sich erniedrigt, als sey ihm sonst nichts übrig geblieben!

Lassen wir die Parabel ferner berichten, was er, der armselige Flüchtling, bei dieser Wahl gewonnen, was sein neuer Beschützer und Meister als ein echter Stief- und Rabenvater, für ihn gethan, so scheint es zunächst, daß dieser ihn zu keinem sonderlichen Geschäfte brauchen konnte, wie denn auch der fantastische Jüngling bisher nichts Tüchtiges gelernt, was in solcher Noth ihm zu statten gekommen wäre; er nimmt keine Rücksicht auf des Flehenden Gestalt und Schönheit,

*) „Omnis locus absente Patre penuria est." *S. Bonav.* (nach Beda) in Luc. 15.

er achtet nicht ſeiner feinern und überverfeinerten Bildung, ſeiner ariſtippiſchen Weltweisheit, ſeiner ſchlüpfrig glatten Halbgeſittung, er behandelt ihn nicht höflicher, als irgend einen Baſchkiren oder Oſtjaken; ohne Umſtände ſendet er ihn hinaus in einen ſeiner Meierhöfe, um dort die Säue zu hüten. Edle Beſchäftigung, ruhmvolles Loos, wunderlich grelles Gegenſtück zu der frühern Pracht und Hoffart des Lebens! Und was für ein Sold, für ſo ſchnöde Arbeit, ward ihm zugemeſſen? Bei ſchmaler, weder zum Leben noch zum Sterben geeigneter Koſt, fand er ſich in der Lage, ſogar die unſaubere Heerde um das Futter beneiden zu müſſen, das Andre ihr vorwarfen. „Er verlangte, ſeinen Magen nur mit den Hülſen zu füllen, welche den Säuen zum Fraße dienten, und Niemand gab ihm davon" *).

Welche Thatſachen ſind es, die hinter ſo trüben Bildern verborgen liegen? Um ihrer inne zu werden, iſt fürs erſte nach jenem Bürger der fernen Region Nachfrage zu halten. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß ein Bürger einen Menſchen bedeute, der nach ſeinem Grundbeſitz und Erwerbe, nach ſeinen Rechten und Pflichten irgendwo heimiſch iſt. Im weitern Sinne werden

*) „Crudele ministerium, quia neque convivit porcis, qui vivit porcis." *S. Chrysol.* serm. 1.

zwar alle Menſchen, ohne Unterſchied des Standes und Beſitzes, Bürger der Erde genannt, inſofern alle auf dieſem Planeten ihre zeitweilige Heimath haben; doch ſelbſt auf dieſes allgemeinſte Bürgerrecht (das in ſo vagem Sinne dem Nomaden und Jäger ſo gut zukommt, als dem eingebürgerten Städter), müſſen wir einmal verzichten, denn „wir haben hier keine bleibende Wohnſtadt, ſondern eine künftige iſt es, die wir ſuchen.“ Der Bürger hingegen, von dem die Parabel redet, hat in der Region, welcher er angehört, für immer und ewig ſeine Heimath gefunden; er fühlt ſich darinn nicht fremd, gleich dem verlornen Sohne, ſondern weiß ſich da völlig zu Hauſe; und ſelbſt durch jene Geißel, die über jeden Irdiſchen geſchwungen wird, kann er nicht hinaus geſcheucht werden, weil er dem Tode, nach unſrer Weiſe, nicht unterworfen iſt.

So erübrigt nur noch, daß wir ihn beurtheilen lernen nach der Beſchaffenheit ſeiner Heimath. Wenn nämlich die Region, in welche der eigenmächtige Sohn ſich verirrt, nichts andres andeutet, als Abkehr, Entfernung, Losſeyn von Gott, alſo Entfernung von Wahrheit, Licht und Liebe, und folglich Lüge, Finſterniß und Haß; wer ſoll dann der Scheuſelige ſeyn, der gerade in dieſer Region ſich heimiſch fühlt, der in Widerſpruch und Verboßtheit wie in ſeinem Elemente ſich be-

wegt, dem es niemals zu Sinne gekommen, noch kommen wird, nach der Heimath des Lichtes und der Wahrheit ſich zu ſehnen, oder vollends zu ſeinem und des verirrten Sohnes Vaterhauſe zurück zu kehren? Offenbar iſt er keines von jenen Kindern Gottes, die, im Momente ihrer Prüfung bewährt, zur Fülle des Lebens und der Herrlichkeit verklärt wurden, ſondern ein Ausgeſtoßener, der ſich ſelber vom Borne des Lichtes verbannt hat, um ſeiner eigenen, troſtloſen Herrlichkeit anzugehören; keiner jener Seligen, deren leuchtendes Geiſtesauge zur ſchöpferiſchen Liebe gewendet, ſondern ein Freud- und Friedenloſer, der im Misbrauche ſeiner Freiheit ſich von Gott entfremdet, die abſolute Selbſtändigkeit oder Selbſtvergötterung geſucht, und daher, dem Heiligen und Unendlichen gegenüber, ſowohl Ihn als ſein eigenes geſchöpfliches Weſen geläugnet hat. In dieſer Lüge und Läugnung erſtarrt, weilt er nun einſam und finſter in der Schöpfungswelt, ohnmächtig in ſeinem Weſen, rieſenhaft in dem Trotze ſeines Willens; ein Bruch, der nie zur Einheit gelangt, ein Leben, das, weil lieblos, für immer ſein Ziel verfehlt; eine geiſtige Perſönlichkeit, die mit ihrer ganzen Denkkraft, von der Verkehrtheit des Willens hingeriſſen, in den Abgrund der Lüge verſunken iſt. So wenigſtens, als perſönliche Wirklichkeit, und keineswegs als bloßer Ver-

ſtandesbegriff (als Negation des Guten) wird er in jenen Worten dargeſtellt, in welchen er der Mörder (und geiſtige Selbſtmörder) vom Anfang heißt, der in der Wahrheit nicht ſteht (der in der Wahrheit, aus der er gänzlich gewichen, nimmer einen Boden ſeines Denkens findet), der ein Verneiner iſt, und deßhalb ein Vater der Lüge. (Joh. 8, 44.)

So wird wohl der heilige Bernardus ſchwerlich zu weit gegangen ſeyn, wenn er, mit den meiſten früheren Kirchenlehrern, die Meinung ausſpricht: „Der Bürger jener fernen Region ſey einer der abtrünnigen Geiſter, welche durch die Hartnäckigkeit ihrer unveränderlich verkehrten Geſinnung, in die Bosheit und Sünde ſich gleichſam eingebürgert haben.“ Wenn von dem urſprünglich Erhabenſten unter ihnen, der auch jetzt noch ihr Fürſt und Führer, übrigens der Feind, der Böſe, der Ankläger, der Verderber heißt, durch ein Zeugniß von unverletzlicher Autorität gelehrt wird, daß er in der Wahrheit und Heiligkeit, alſo in der Liebe Gottes nicht verharret, und darum auch keine Wahrheit in ihm ſey; wenn von ihm ausgeſagt wird, daß er von Anfang her bemüht geweſen, durch Lockung und Verführung auch das Menſchengeſchlecht in denſelben Widerſpruch zu verwickeln, und dadurch ein Reich der Sünde auf Erden zu gründen, ſo hat man (einer

ſehr beliebten Einwendung gemäß) keineswegs zu fürchten, als werde damit ein böſes Princip oder Grundweſen einem guten entgegen geſetzt, und dem Satan eine unabhängige Stellung und ſelbſtändige Macht eingeräumt. Als creatürlicher Geiſt konnte auch er urſprünglich nur gut ſeyn; nur im Momente ſeiner freien Selbſtentſcheidung (perſönlichen Vollendung) iſt er egoiſtiſch erſtarrt und böſe geworden; nicht in ſeinem Weſen liegt dieß Böſe, ſondern in der Feindſeligkeit ſeines Willens gegen die Allmacht und Heiligkeit Gottes, die er nicht bloß kennt, ſondern auch erkennt, aber nicht anerkennt, und die er nicht nur läugnen (negiren), ſondern auch thatſächlich annihiliren möchte, wenn er über ſeine geſchöpfliche Unmacht hinaus langen könnte.

Dieß voraus geſetzt, finden wir unſern Heimathloſen in einer ſehr traurigen, grauenvollen Stellung. Fragen wir den ältern Sohn, der im Vaterhauſe geblieben, ſo ſagt er uns (im 90. Pſalme): „Wer im Schatten des Höchſten wohnt, in des Allmächtigen Schutze weilt, der ſpricht zum Herrn: mein Hort und meine Zuflucht biſt du, mein Gott, auf den ich vertraue. Denn er befreit mich von den Schlingen des Jägers, und von der Macht, die Verderben droht. Wie ein Schild wird ſeine Wahrheit und Liebe dich ſchützen, daß du nicht zitterſt vor nächtlichem Schrecken.“ Solch eine gei-

ſtige Sicherheit und Freudigkeit iſt dem verlornen Sohne überall fremd geblieben. Ohne Kenntniß von einem allmächtigen, über- und außerweltlichen, und doch allgegenwärtigen Gotte, unbekannt mit der Heiligkeit ſeiner Liebe, wußten die Heiden nichts vom Schutze ſeiner Vaterhuld; und ſo trüb und mangelhaft ihr Glaube an das Göttliche, ſo unſicher war auch ihr Hoffen; wo ſollten ſie da Schutz finden vor den Fallſtricken lauernder Argliſt, wie ſollten ſie nicht zagen vor den Schreckniſſen der Nacht, vor den dunklen Gewalten der Natur, und welche Macht mußten nicht Wahn und Leidenſchaft über ſie gewinnen? Auch der Menſch, der von Gott ſich abgewendet, iſt ein Gottentfremdeter Geiſt, und ſteht dadurch ſchon, ohne es zu wiſſen, in einem unheimlichen Verkehr mit der gefallenen Geiſterwelt. Unaufhörlich beſtürmt von den Zweifeln, welche der innere Zwieſpalt ihm aufdringt, ſucht er nach der Löſung der Räthſel, nach den Mitteln, die ſeine phyſiſchen Drangſale, ſeine Furcht vor der Zukunft und vor unbekannten, drohenden Mächten zu heben geeignet wären; aber wo, und bei wem? „Er gieng hin, und ward der Anhänger eines Bürgers jener Region.“

Es iſt hier auf eine Thatſache hingedeutet, die eine ſehr beſtimmte Nachweiſung zuläßt. Denn je mehr die beſonderen Formen der heidniſchen

Religionen nach der Maßgabe der Naturverhältnisse sich ausgebildet, wie sie in jedem Lande sich vorfanden, desto gewöhnlicher war es auch, daß die heidnischen Gottheiten ganz eigentlich als Landesgötter betrachtet wurden, die in ihrem Gebiete ausschließend die Herrschaft übten. Wer demnach, als Reisender oder Uebersiedler, in ein fremdes Land kam, huldigte sofort den hier verehrten Göttern, weil er an ihre Macht in diesem Lande glaubte, während sie in seiner Heimath unbeachtet blieben. Darauf beruhte der Kriegsrath jener Satrapen Benadad's, des Königs von Syrien, den das Heer des Königs von Samaria aufs Haupt geschlagen. „Ihre Götter, sagten sie von ihren Gegnern, sind Götter der Berge, deßhalb haben sie uns überwunden; besser, wir liefern ihnen die Schlacht auf der Ebene!" Darauf aber erfolgte die Weisung des Herrn an Israel durch einen Propheten: „dafür, daß die Syrer sagen, Jehova sey ein Gott der Berge bloß, und nicht ein Gott der Thäler, werde ich über diese ganze Menge dir den Sieg geben, damit ihr wisset, daß Ich der Herr sey." (3. Kön. 20.)

Fassen wir nun diese Landesgötter, wenngleich nur flüchtig und theilweise ins Auge, und das Unmenschliche, Düstere und Grausame wird an diesen fantastischen Gebilden meist als Hauptzug hervortreten. Jener vornehmste Gott der Hindu,

der furchtbare Feuergott Siwas Mahadewa, auch der Herr der gewaltigen Gespenster und Ungethüme, oder Rudra, der Thränen-Erreger genannt, entspricht diesen Ehrennamen durch die gewaltigen, scharfen Zähne, die er fletscht, durch die Tigerhaut, die um seine Schultern hängt, durch sein Halsband von Menschenschädeln, und den Dreizack in seiner Rechten. Und seine nichts weniger als holdselige Gemahlinn, die zwar mitunter als Parwati oder Naturmutter verehrt wird, behauptet doch vorzüglich ihr Ansehen unter dem Zerrbilde der schrecklichen Kali Rudrani, als finstere Schöpferinn der Trauer; mit schwarzem Angesichte, scharfen Tigerzähnen, rollenden Augen, von Schlangen umwunden, mit Dreizack und Schwert bewaffnet, und ein Blutgefäß tragend, sitzt sie auf einem Höllenpferde. Warum ist es vorzüglich die, in diesen Bildern dargestellte, finstere Macht der Zerstörung, welcher die sanften Völker Vorderindiens als Gottheit huldigen? Sehen wir uns weiter um, so werden viele, ganz ähnliche Fragen uns begegnen. Wenn die schamanischen Heiden, die den Norden bewohnen, nur die feindseligen und schadenfrohen Geister verehren, die sie unter der Gestalt der Bären, Schlangen und Eulen sich vorstellen, ohne um die guten und wohlthätigen sich zu kümmern, so wird es schwerlich genügen, dieß einzig aus dem Kampfe

mit dem rauhen Klima herzuleiten. Wenn die Götter der Japaner den Menschen erlauben, sich in alle Wollüste zu versenken, so daß die strengsten weltlichen Gesetze erfordert werden, um der heillosen Zerrüttung zu wehren, die ein solches Glaubenssystem herbei führt, so ist doch der sittliche Grund sehr unheimlich und schlammig, aus dem die Lüge selbst als Religion empor taucht. Wenn bei so vielen Völkern der Weltgeist unter dem Bilde der Schlange angebetet wurde, so läßt sich dabei die Erinnerung nicht als bedeutungslos abweisen, daß eben diese, in den heiligen Urkunden, das Symbol des sittlich Bösen sey. Auch jener oberste Gott der malayischen Völker (Mangala Bulan), welcher, nach ihrer Meinung, der Urheber aller Uibel, und der Anreizer zum Bösen ist, giebt von derselben gänzlichen Verkehrtheit des religiösen Sinnes Zeugniß, die überall in mehr oder weniger grotesker Weise sich herausstellen wird, ob wir nun an die schwarzen Geister der altslavischen Völker, an den colossalen und gräulichen Mexitli (Huitzilopochtli) der Mexicaner und den bestialischen Dsanrasik der Kalmücken, oder an die klassischen, in Schönheit glänzenden Götter und Göttinnen der spätern griechischen Mythologie denken, in welcher der verlorne Sohn seine eigenen Laster und Schwelgereien träumend auf die Höhen des Olymps verpflanzte.

Alle dieſe Thatſachen des Götterdienſtes, wie die Völkergeſchichte in unermeßlicher Zahl, und in der ganzen, ſchwankenden Verworrenheit der Bilder und Begriffe ſie uns vor Augen führt, weiſen auf den einfachen Grundzug hin: daß die verirrte Menſchheit einem der Bürger und Fürſten der Fremde ſich angeſchloſſen. Dadurch nämlich ward jener Geiſt, deſſen Daſeyn und Wollen in die Lüge aufgeht, aus eigenen Mitteln zum Fürſten dieſer Welt befördert; und das Heidenthum mit ſeinem Irrwahn und ſeiner ſittlichen Entartung, als durchgebildete Folge der Sünde und Gottentfremdung, geſtaltete ſich, grell genug, zum Reiche des Satans auf Erden *). Dem gemäß hat man auch, in chriſtlicher Vorzeit, den Götzendienſt als ſeine Verherrlichung (pompa diaboli) betrachtet; nicht etwan, als ob die böſen Geiſter ſelbſt in den Götzenbildern ſich huldigen ließen, ſondern inſofern in dieſer Abgötterei alle wahre Gottesverehrung in die Traumgeſtalten der Lüge unterging. Denn ſo lehrt ja ſchon der Pſalm: „alle Götter der Heiden ſind nichtig“ (Nichtgötter, Scheingötter); ſo auch Paulus: wir wiſſen, daß

*) Dr. A. L. C. Heydenreich: die eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums ꝛc. Band 2. Weilburg 1836. S. 289.

jedes Idol ein Nichts (ein Unwesen), und daß kein Gott sey, als nur der Eine (1. Cor. 8.); er sagt aber auch: „was die Heiden opfern, opfern sie nicht Gotte, sondern den Dämonen" (1. Cor. 10.), weil das, was sie als Göttliches und Himmlisches verehrten, das Unheilige und Widergöttliche war, und darum schon von selbst unter die Herrschaft der Lüge und des Lügengeistes sie knechten mußte.

In zweifacher Richtung hat diese finstere Befangenheit des Menschen Raum gewonnen, je nachdem bald die Empfindung seiner Willensfreiheit, bald wieder jene seiner Beschränktheit sich geltend machte. Insofern er von dem unklaren Bewußtseyn sich leiten ließ, daß ihm, als einem geistigen Wesen, die Herrschaft über die unfreie Natur und ihre wandelbaren Erscheinungen zukomme, erwachte in ihm das Streben, dieser letztern mit Erfolg zu gebieten, daß sie seinen Zwekken gehorche; und so gestaltete sich die Zauberei oder Magie, mit ihren Beschwörungsformeln, welche die Naturkräfte (und vermeintlichen Geister) bezwingen sollten, mit ihrem fantastischen Zubehör und Gaukelwerk, ihren absichtlich herbei geführten, krankhaft psychischen (somnambulen) Zuständen und Orakelsprüchen, ihren Talismanen, Amuleten und Zeichendeutungen, und den übrigen, oft sehr gräuelhaften Behelfen, womit sie

unter allen, sowohl rohen als civilisirten Heidenvölkern ihr Unwesen treibt; ein Unwesen, bei welchem zuweilen (wie bei den Künsten bengalischer Jongleurs) so viel Seltsames und Schauderhaftes vorgeht, daß selbst sehr nüchterne Beobachter nicht ohne Grauen davon berichten. Im Gegensatze zu diesem falschen Streben nach selbständiger Geistesmacht sah sich der Mensch, durch das lebhafte Gefühl seiner Abhängigkeit und Beschränkung, an irgend eine höhere, unsichtbare Macht angewiesen, deren Zorn er zu sühnen, deren Gunst er zu erwerben hatte, indem er sich ihr unterwarf, und so entstand das Opfer, als thatsächlicher Erweis dieser Ergebung seiner selbst, in der Hingabe und Vernichtung irgend eines dazu erwählten Einzelwesens.

Auch in dieser Hingabe, in der Art, wie diese Opfer gebracht wurden, sowie in ihrem Zwecke, ist neuerdings der verlorne Sohn zu erkennen, wie er zum Geiste und Fürsten der Fremde die Zuflucht genommen. Diejenigen Völker, deren Gemüth zur Rachsucht und Grausamkeit sich neigte, und die deßhalb auch in ihren Göttern die Mächte der Tapferkeit und des kriegerischen Glückes verehrten, haben vorzüglich auf blutige Menschenopfer ihr Vertrauen gesetzt. So schlachteten die Scythen ihre Kriegsgefangenen, und bestrichen mit dem Blute ein aufgerichtetes altes Schwert;

gleiche Opfer brachten die alten Perſer in ihren Mithrashöhlen, die Druiden der Urbewohner Europa's, die Germanen, die dem Othin und der Hertha Menſchen opferten, nicht minder die älteren Hellenen; und ſogar die Römer begruben (was noch im Laufe des letzten Jahrhunderts vor Chriſto geſchah) ihren Göttern zu Ehren lebendige Menſchen. Dieſelben Gräuel ſind bei den Wilden in Amerika und den Inſeln der Südſee noch mit kannibaliſchen Gebräuchen verbunden, und ſelbſt bei den halb cultivirten Batta's iſt die öffentliche Gerechtigkeitspflege ſo geartet, daß die ganze Gemeinde um den Verurtheilten ſich verſammelt, und dann jeder nach Belieben Stücke Fleiſches von ſeinem Leibe ſchneidet, die vor ſeinen Augen verſpeiſet werden.

Aber nicht Grauſamkeit allein hat dieſen ſchauderhaften Opfercult eingeführt; er findet ſich auch bei allen Völkern im Schwange, die, von ſteter Furcht vor den finſteren Mächten der Zerſtörung gequält, das drohende Verderben dadurch von ihrem Haupte abzuwenden wähnten, wenn ſie das Theuerſte, das ſie beſaßen, dieſen Göttern hingaben und der Vertilgung weihten. So meinen die Indier, daß der Grimm der Göttin Kali durch Ein Menſchenopfer auf tauſend Jahre hinaus beſchwichtigt werde, und in den Gebeten, womit ſie daſſelbe begleiten, kommen die Zurufe

vor: „Heil dir, Kali, Göttinn des Donners, mit den ſchrecklichen Zähnen; zerſtöre die Böſen, zerhaue ſie mit dieſer Axt, ergreife, trinke Blut!“ Die Zahl der Menſchenopfer, die alljährlich in Mexico den Göttern von Anahuac geſchlachtet wurden, rechnet Clavigero auf zwanzig tauſend. Die arabiſchen Volksſtämme opferten dem Planeten Mars gewöhnlich einen Krieger, dem Mercur einen des Schreibens kundigen Jüngling, dem Jupiter einen Säugling. Gräulicher noch waren die Opfer, welche die Völker in Syrien und Paläſtina dem Moloch brachten, um des Gottes verzehrende Gluth zu kühlen, ſeinen brennenden Zorn zu mildern. Das ungeheure Bild von Erz innen hohl, hatte einen Stierkopf und vorgeſtreckte Arme; auf dieſe, nachdem es glühend geheizt worden, legte man die zum Opfer erwählten Kinder; die umherſtehenden Prieſter zerſchnitten ſich mit Meſſern, und die Mütter mußten zuſehen, ohne einen Schmerz zu äußern. Bei großen, allgemeinen Drangſalen war der König ſelbſt gehalten, ſein liebſtes Kind herzugeben, um dem Unheil zu ſteuern. So hat ſich der Lügengeiſt, der Geiſt des Haſſes und der Finſterniß, den die bethörten Völker mit dem gerechten und heiligen Gotte verwechſelten, auch hier als „der Menſchenmörder vom Anfang“, als der feindſelige Geiſt des Mordes bewährt, der nicht allein das gei-

stige, sondern, wie alle Gotteswerke, auch das physische Leben zu verwüsten strebt*).

Wie aber mit der selbstsüchtigen Starrheit des Geistes die zügellose Freiheit des Fleisches den gleichen Schritt geht, und neben der geistigen Liebllosigkeit allzeit die Wollust sich herrschend zeigt, so mußten dort, wo der Egoismus in höherm Grade zur Entwicklung gekommen, im religiösen Culte zu den Menschenopfern auch Zauberei und ausgelassener Sinnendienst sich gesellen. Je tiefer die Völker in Uippigkeit und Sinnenlust versunken waren, und je mehr sie die zeugende Naturkraft als eine göttliche verehrten, desto sicherer wähnten sie ihrer Götter Gunst durch Opferungen zu gewinnen, die ins Gebiet der Unzucht gehören. Wie auf gährendem Moder, auf der Stätte der Verwesung die Bilsen- und Stechapfelblume, so blühte neben den Altären des Moloch und Baal der schmutzige Dienst der Astarte oder Mylitta. So war in Babylonien bei den Frauen die schändlichste Unsitte zur Religionsübung erhoben, so beteten ägyptische Weiber den Bock Mendes an; und mit den Phöniciern, sowie mit den Hindus, in ihrer eklen Verehrung der Sactas, wetteiferten die hochgebildeten Hel-

*) Heidenreich l. c. in der Anmerk. zu S. 282.

lenen in der Raserei und Unverschämtheit thierischer Lüste.

Darum bleibt es kein Räthsel mehr, was der neue Beschützer an dem verlornen Sohne gethan, womit er ihn beschäftigt und beglückt habe? Schon ist der Sinn dieser Worte deutlich genug: „er sendete ihn hinaus in seinen Meierhof, um die Säue zu hüten.“ Ob wir nun hier an gewisse, tief gesunkene Völker Brasiliens uns erinnern, bei deren Saufgelagen die Weiber Aufsicht halten müssen, damit sie ihren Männern, während sie Tage lang sinnlos im Sande sich wälzen, die Erde aus dem Rachen räumen, und sie vor dem Ersticken bewahren; ob an die Buschmänner am Oranjefluſſe, die dumpf und träge den größten Theil ihres Lebens verschlafen, oder gedankenlos auf dem Boden sich strecken; ob an jene stolzen und prachtliebenden Römer zur Zeit ihrer Weltherrschaft, die ihre Sklaven lebendig in die Fischbehälter werfen ließen, um durch dieses Futter ihre Fische schmackhafter zu machen; immer sehen wir nur verschiedene Lebensseiten und Musterbilder vom verlornen Sohne, der die Säue auf die Weide führt. Und es ist ja bekannt genug, welchen Ehrentitel, schon im Heidenthume, die berüchtigten Epicuräer empfiengen, welche die übel verstandenen Lehren ihres Meisters in der Anwendung noch bei weitem schlimmer machten!

Um, jedoch in das Verständniß des Bildes näher einzugehen, möge uns vornehmer Ekel nicht abhalten, dem verdrießlichen Tagewerk des Sauhirten zuzusehen, welches, so undankbar und verächtlich es erscheint, dem berühmten Freunde des edlen Odysseus *) doch nicht zu schlecht gewesen. Die Bestien, die er hüten und zügeln soll, sind die gemüthlosesten unter den Pachydermen und in der gesamten vierfüßigen Welt; ihr ganzes Daseyn und Leben ist grunzen, wühlen, im Schlamme wälzen, und unersättlich schlingen; immer sucht ihr Rüssel in der Erde, und ihre Halswirbel sind so gebaut, daß sie das Haupt nicht erheben können. Heerdenweise getrieben, trotten sie hin und her, lummern in jedem Pfuhle, und lassen sich nicht in Ordnung halten. So geht es eben auch dem verlornen Sohne mit seinen wüsten, ungeschlachten Leidenschaften und Begierden. Die wissen von keinem Aufblick zum Himmel, sie kennen kein sittliches Gesetz, und fragen nicht nach dem, was des Geistes ist, und der Idee des menschlichen Seyns entspricht; ungestüm und ordnungslos eilen sie der augenblicklichen Befriedigung zu; und doch soll der Mensch, der ursprüng-

*) Eumäos, „der Männerbeherrschende, der treffliche Sauhirt.“ Odyssee XIV. V. 121. und in den folg. Gesängen öfters.

lich Unsterbliche und Hohe, sie zügeln, sie bändigen, und mit geistiger Kraft zu Paaren treiben, wie dießfalls schon dem ersten unter den Adamskindern, dem Neid und Mordlust ins Herz gefahren, die Mahnung gegeben ward: „Deine Leidenschaft ist unter dir, und du sollst über sie herrschen."

Freilich tritt eben hier ein höheres Moment in Wirksamkeit, wie es schon aus der eben angeführten (göttlichen) Warnung hervor leuchtet. Ein Geistwesen, das einmal gegen Gottes Willen sich entschieden, hat in dieser Richtung für immer sich vollendet, und so wäre es auch vom gefallenen Menschen nimmer auszusagen, daß er in seine ursprüngliche Bestimmung wieder einlenken, die eigene Verkehrtheit überwinden könne, stünde ihm nicht, auf neue Weise, jene Offenbarung Gottes bei, die ihn sowohl an seine schuldvolle Zerrüttung, als an das ihm bereitete Heil ermahnt, und die wir, als objectives Moment des Gewissens, im weitern Verlaufe zu betrachten haben. Bei den heidnischen Völkern, in ihrer sittlichen Ferne, war dieß Licht des Gewissens, mit Ausnahme jener Gottesfürchtigen, die auch unter den Heiden ihm genehm geblieben *), durch vielfache Verschuldung bei den Meisten sehr getrübt, und eben deßhalb, wie der Apostel zeigt,

*) Apostelg. 10, 35.

(weil ſie den erkannten Gott nicht anerkannt, und vielmehr die Creatur angebetet, als den Schöpfer), fielen ſie ſchändlichen Leidenſchaften, und einer verworfenen Geſinnung anheim, welche ſie zu ungeziemenden Werken hinriß, die auch nur auszuſprechen ſchimpflich wäre. (Eph. 5.) Als ſolche „offenkundige Werke des Fleiſches" bezeichnet er die vielfältigen Frevel der geſchlechtlichen Unlauterkeit, den Geiz und Betrug, den Haß, den Neid und die Zwietracht, die Verläumdung und den Mord, die Hoffart und die Schmähſucht, die Zauberei und Abgötterei, den Uibermuth und Treubruch, die Trunkenheit und Völlerei, die Verunehrung der Eltern, die Verachtung Gottes, die erfindſame Behendigkeit zu jeglicher Art des Böſen. (Röm. 1. und Gal. 5.) Welch eine zahlreiche Heerde, welch eine wüſte Rotte von Beſtien, die der verlorne Sohn auf die Weide führt, und die vielmehr ihn ſelber in der Oede umher treiben und hetzen, bis er auf eine Weiſe verwildert, die ihn noch unter die Thierheit erniedrigt, und nicht anders als Unnatur genannt werden kann! Denn das unflätigſte oder grimmigſte Thier erfüllt endlich nur, indem es ſeinen Trieben folgt, die beſonderen Naturgeſetze, die in ſeiner Organiſation mit Nothwendigkeit vorherrſchen; während der Menſch, der an ſo egoiſtiſche oder ganz phyſiſche Begierden ſich hin-

giebt, mit dem Reſte ſeiner geiſtigen Willensfreiheit und Beſonnenheit, das Gräßlichſte vollbringen kann, und dadurch, er mag es ahnen oder nicht, dem Satan dienſtbar wird, deſſen Werk er durchführt, deſſen unheilbrütende Gedanken er auf Erden verwirklicht.

So weit alſo kann es der Verirrte im Dienſte ſeines unrechtmäßigen Gebieters bringen, in deſſen finſteren Gehöften, auf deſſen giftigen Hutweiden er irgend einem Zweige der verkehrten Wirthſchaft vorſteht. Und was bekommt er zum Lohne dafür? wo iſt der Sold, der ſeine Mühen und Opfer vergütet? Hier enthüllt ſich erſt vollends der alte Satanstrug; hier wird es offenbar, ob der auch Wort halten werde, in welchem jeder Gedanke eine Verneinung, jede Willensbeſtrebung Haß und Verrath iſt, und ob er Wort zu halten vermöge, der ſelber in die Tiefen der Ohnmacht und des Jammers ſich gebannt hat, aus denen er keinen Ausweg will, weil zu dieſem Ausweg nichts anders gehört, als ein reuiger Aufblick zur ewigen Liebe. So hat er keinen andern Lohn für den Bethörten, als in ſeine eigene Verworfenheit ihn hinab zu ziehen, und mag hierinn jenem berüchtigten Böſewichte der Vorzeit vergleichbar ſeyn, dem tückiſchen Räuber Procruſtes. Hatte dieſer aus dem Hinterhalte einen Wandrer erbeutet, ſo ſchleppte

er ihn nach seinem Schlupfwinkel, und legte ihn sehr gastfreundlich in sein eigenes Bette. Fand sich dann der Unglückliche zu lang, um darinn Raum zu haben, so haute er ihm die Füße ab; war er von kürzerem Maße als dieß Lager, so reckte und dehnte er ihm die Glieder mit einem Flaschenzuge. So sucht auch der alte Mörder jeden, der in seiner Region umherirrt, auf sein eigenes Schmerzenslager zu werfen, in seine eigene Situation zu bannen; und hat er seiner Leute sich bemächtigt, so verkürzt und peinigt er diejenigen, die Uiberfluß haben, durch Wegnahme der Täuschung, die Dürftigen aber dehnt und quält er mit trostlosen Begierden, denen keine Erfüllung zu Theil wird.

Und so geschieht es, daß der Unselige einer doppelt elenden Knechtschaft sich verkauft, indem er den Kaufpreis, den er zu empfangen gehofft, selber bezahlen muß *), oder keinen andern Lohn für seine Freiheit empfängt, als das Elend seiner Sklaverei. So tief ist er gesunken, daß er, alles Bessern vergessend, ja an jedem höhern Ziele verzweifelnd (Eph. 4, 19.), nichts anderes verlangt und begehrt, als die elende Speise,

*) „Ut dato, non accepto pretio miserae se venderet servituti." *S. Chrysol.* serm. 1.

die man der unsaubern Heerde vorwirft *), und auch von dieser „gab ihm Niemand." Wer sollte wohl einem Dürftigen beistehen, was immer ein Liebeswerk ist, in einer Region, wo die Liebe gar nicht heimisch? Aber von einer solchen Gabe, die aus der Hand des Mitleids kommt, ist hier gar nicht die Rede. Würde die Erzählung nach dem wörtlichen Ausdruck aufgefaßt, so entstünde sogar die Frage, warum der Jüngling, der ja die Aufsicht über die Heerde führte, nicht selber von den Hülsen, nach welchen es ihn gelüstet, seinen Theil genommen? Allein die traurige Wahrheit, die hier angedeutet, ward schon von den Hellenen gefühlt; sie findet sich in dem Mythus wieder, der die Qualen des Tantalus beschreibt. Der verlorne Sohn, indem er jene zügellose Heerde ins freie Feld hinaus führt, indem er seinen Begierden den weiten Spielraum gestattet, gewährt diesen, soviel an ihm ist, was sie immer verlangen; jedoch Niemand giebt ihm selbst, seinem unsterblichen Geiste, der ein ganz andres Bedürfniß hat, die Sättigung an solchen Lüsten; in all diesen Lastern und schmachvollen Genüssen

*) „Cum nil divinum, nil salutare, profuturum nil gentilis inveniret in talibus, desperans de Deo, de providentia, de judicio, de futuris, ab schola ad ventris &c deponebat ingluviem etc. l. c. serm. 5.

iſt für ihn keine Befriedigung möglich. So bewegt zwar einen jeglichen, der ſich zum Unwürdigen erniedrigt, eine dunkle Sehnſucht nach der rechten Freude und Beſeligung des Lebens, aber Niemand kann dieſe Lebensfülle ihm mittheilen, weil nicht im Gebiete der erſchaffenen Weſen ihre Quelle ſtrömt.

Dennoch hat es mit dieſer Tiefe des Elends, wohin der Irrende gerathen, mit dieſer Dürftigkeit, der Niemand abhelfen kann, noch eine andere Bewandtniß. Denn ſo gewaltig der Kampf des Fleiſches gegen den Geiſt, ſo ſtreitet doch auch dieſer gegen das Fleiſch; und aus demſelben Boden, dem ſo viel Unheil entſproßt, keimt auch die Wurzel des Heiles. An den ziemlich engen Schranken, die dem Naturleben und ſeinen Kräften gezogen ſind, ſtehen zahlreiche Leiden und Nöthen als Wächter, die den Geiſt aus dem Traume wecken, und in ſein Inneres ihn einzukehren beſtimmen. Andrerſeits liegt in der Möglichkeit und Wirklichkeit jenes Kampfes das Unterpfand der Erlöſung. Denn wie konnte Adam, ſeit ſeinem Abfalle von Gott, in ein Menſchengeſchlecht ſich fortſetzen? Oder, was daſſelbe iſt: Wem verdankt, ſeit dem Falle, dieſes Geſchlecht ſeinen Beſtand? Außer der rettenden, ewigen Liebe, dem Character der Menſchheit ſelbſt. Denn eben dadurch, daß er kein purer Geiſt, ſondern eben ſowohl geiſtig als leiblich

iſt, ſteht der einzelne Menſch im lebendigen Verbande eines großen organiſchen Naturganzen, in welchem die Zerrüttung, die von Einem ausgegangen, durch den Segen überwunden wird, den ein Andrer in daſſelbe gepflanzt. Alle Zerrüttung in der Menſchheit iſt Folge der Abkehr von Gott; aller Segen beruht in der Umkehr zu Gott, in der erneuerten Hingabe an ſeinen heiligen Willen, alſo im wahrhaften Opfer. Nicht in des geſunkenen Menſchen Gewalt lag dieſe Wiederkehr; ſie iſt durch den neuen Menſchen, den geiſtigen Stammvater des Geſchlechtes vermittelt, der, in göttlicher Hoheit und menſchlicher Demuth, dazu auf Erden erſchien, „um die Werke des Satans zu zerſtören"; um ſtatt der Vielgötterei den Glauben an den ewigen, gerechten Vater, ſtatt des machtloſen wüſten Zaubers die Kraft des heiligen Geiſtes, ſtatt des Sinnentaumels die geiſtige Wachſamkeit, ſtatt der elenden Hülſen die Speiſe der Unſterblichkeit zu bringen, und den verlornen Sohn, die vielfach verkümmerte, verirrte Menſchheit, wieder zurück zu führen in das Vaterhaus, in die Heimath des Friedens und der Freude. —

VII.

Die Einkehr.

„In ſich aber zurückgekehrt ſprach er: wie viele Taglöhner in meines Vaters Hauſe haben Uiberfluß an Brode, während ich hier vor Hunger verſchmachte.“ (Luc. 15, 17.)

Es iſt bekannt genug, wie in unſrer neuern, an Vermuthungen und Anſichten reich geſegneten Zeit, die Hypotheſe wieder zum Vorſchein gekommen, daß die Erde mit ihrer Metalloid-Kruſte eine unermeßliche Höhlung umſchließe, und auch dadurch zum Theil einem Klapperſtein in größtem Ausmaße gleiche, indem in ihrem innern Raume wieder eine kleine Sonne, als Aſtrallampe ſchwebe, welche der Finſterniß und Kälte noch mächtiger und dauernder abwehrt, als dieß auf der Oberfläche möglich wird. Zu dieſer Annahme geſellte ſich dann, wie billig, eine zweite, deren thatſächliche Widerlegung nicht minder ſchwierig erſcheint: die Meinung nämlich, daß

irgendwo, am Nord- oder Südpol, eine Pforte sich öffnen müsse, die in jenen innern Prunksaal der Erde führt. Und da man auf der Oberwelt längst schon die Länder und Meere durchstreift, und, ausser den vielen tausend Quadratmeilen im Innern von Afrika und Ostasien, und höchstens noch einigen Madreporenklippen im südlichen Ocean, nichts besonderes mehr zu entdecken hat, so ist es wohl eben so wenig zu verwundern, daß man den Vorschlag machte, eine Expedition auszurüsten nach dem Innern der Erde, als daß aus dieser etwas bedenklichen Unternehmung bisher nichts geworden ist.

Nun giebt es freilich eine innere oder Innenwelt, worinn des Merkwürdigen gar viel zu finden und zu entdecken wäre für jeden. Die Reise dahin ist weder weit, noch mit physischen Beschwerden verbunden; sie kann in jedem Augenblicke zurückgelegt werden. Der Eingang ist zwar ausschließlich nur für einen Einzigen offen, doch zum Glücke gerade für denjenigen, den die Entdeckungsreise zunächst und am meisten angeht. Denn dieß unantastbare Zeugniß vom Selbstbewußtseyn hat schon der Apostel ausgestellt: daß Niemand (den Unendlichen ausgenommen) wisse, was im Menschen sey, als allein der Geist, der in ihm selbst ist. (1. Cor. 2.) Und wird schon dadurch der innern Dunkelheit fürgesorgt, noch

mehr jedoch durch eine echte Centralſonne, die Niemand, der noch im Fleiſche wandelt, auszulöſchen vermag, durch jenes Licht nämlich, „ſo einen Jeglichen erleuchtet, der in dieſe Welt kommt.“

Doch nur zu ſehr, im Zwieſpalt ſeines Doppelweſens, iſt der Menſch gewohnt, mit dem geiſtigen Sinn und Willen, alſo mit Sinn und Geſinnung, in der Auſſenwelt umher zu ſtreifen und zu flattern, und darüber den Weg in das Innere gänzlich zu verſäumen, wird er nicht von dieſer Auſſenwelt ſelbſt, indem ſie fremd und feindſelig gegen ihn ſich wendet, zur Rückkehr getrieben; und wohin kann er dieſen Rückzug nehmen, wo nicht in ſein eigenes Innere? In jenem Zuſtande des Auſſerſichſeyns, in jener Entfremdung vom eigenen Ich, wohin ihn die Entfernung vom Vater geführt *), haben wir den verlornen Sohn gefunden, da wir auf ſeinen Irr- und Querfahrten ihn begleitet. Wir ſahen, wie er, ſtatt ſich geiſtig zu behaupten, immer mehr dem Zuge der ſinnebeherrſchenden Mächte ſich hingab, und wie ſein Geiſt als Sklave ſich

*) In se rediit, ut rediret ad Patrem, qui a se ante recesserat, cum recessit a Patre. *S. Chrysol.* l. c. In se reversus — quia peccati ebrietate a se erat alienatus.“ *Euthym.* in Luc. 15.

vorspannen ließ an den Triumphwagen der Natur, gehetzt von der Geißel ihrer blinden Triebe, so daß es, im altbeliebten kurzweiligen Jammer, immer weiter hinaus gieng, und immer tiefer hinab, über Stock und Dorn, bis in die schlammige Tiefe, bis in die kläglichste Knechtschaft der Sünde und des Satans.

Wo ist aber hier die Gränze, wo die Verderben wehrende, schützende Schranke? Steht der Geist da plötzlich stille, wie am Rande des Abgrunds, etwa wie ein scheues Pferd, das, vom Instinct gewarnet, sich bäumt und zurück weicht? Erhebt sich, hart vor der verhängnißvollen Stätte, eine freundlich gesinnte, doch streng gebieterische Macht, die zum Einhalt ermahnt? Oder ist er es selber, und kein andrer als er, der plötzlich, aus eigenem freien Willen, die Besonnenheit aus dem Taumel hervorruft, zum ernstlichen Denken sich bestimmt, und wieder mit Freiheit vom selbstgewonnenen, bessern Entschlusse sich bestimmen läßt? Eben erst hat die Parabel von dem Verwahrlosten berichtet, daß er mit gefräßiger Gier nach den Hülsen sich sehnte, die dem Borstenvieh zum Futter dienten. So tief versunken war er demnach in die rohen oder verfeinerten Lüste des Sinnengenusses, daß er an nichts Höheres mehr zu denken schien; und nicht den mindesten Unterschied macht es hier, ob die Rede von Cy-

prus, ob der Fliegenschwamm von Kamtschatka, oder der Hadschisch von Cairo *) zu diesem Untergehen des Geistbewußtseyns in die psychische Lebensnacht ihm verholfen. Mit einem Male hören wir nun, wie er in Sich zurückgekehrt, und zur Erinnerung, wo nicht an den Vater, doch wenigstens an das Vaterhaus erwacht sey. Wo und von welchen Momenten gieng hier der Umschwung, die Wendung aus, die doch zuverlässig keine Wendung der Noth (Nothwendigkeit), sondern der Freiheit war? Liegt hier nichts anderes zum Grunde, als die Wechselwirkung zwischen der weckenden, physischen Noth und dem schlummernden Geiste? —

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts trieb sich ein Wüstling in den Bergschluchten Siciliens umher, dessen Namen schon Furcht und Schrecken erregte; er hieß Pietro von Mazara. Obwohl von christlichen Eltern geboren, war er doch frühzeitig in ein tolles, zügelloses Lasterleben versunken, hatte bereits alles Erdenkliche verübt, wozu die Furien der Wollust und Grausamkeit einen Sterblichen anspornen können, und zu ei-

*) Ein im Orient berüchtigtes Ersatzmittel des Morphin; wie man annimmt, aus der Wurzel des Hanfs, dem Bilsenkraut und andren Ingredienzen bereitet, das die tollsten Delirien hervor bringt.

nem tüchtigen Rinaldo, zum Haupte einer Räuberbande sich durchgebildet. Inzwischen war seine Stunde gekommen, nur in ganz eigener, seltsamer Weise. Als er eben mit seinen Raubgenossen durch das Dunkel eines Forstes zog, fand er sich, durch ein unschwer zu errathendes Bedürfniß, bestimmt, einige Schritte hinter seinen Gefährten zurück zu bleiben. Er gieng also abseits, und legte Pulverhorn und Flinte, Pistolen, Dolch und Messer auf einen Baumstrunk; wie er aber, um sich der Bande wieder anzuschließen, diese Werkzeuge des Mordes wieder aufraffen und umgürten wollte, suchte er vergeblich darnach; alle waren sie spurlos verschwunden. Er schrie nach seinen Gefährten, doch waren sie zu weit voran, und vernahmen seinen Ruf nicht mehr. Wer hatte seine Waffen hinweg genommen? Jene konnten es nicht gethan haben, denn er hatte sie ja vor sich zwischen den Bäumen fortwandern gesehen; auch fremde Leute nicht, weil Niemand den verrufenen Forst zu betreten wagte. Das Geheimnißvolle an diesem Vorgange, worüber auch in der Folge sich nichts aufgehellt, ergriff ihn so mächtig, daß Schauder sein Gebein durchrieselte, und je länger er das Ereigniß bedachte, desto größer ward seine Bestürzung.

Wer durch irgend einen, höchst unerwarteten, für den Augenblick unerklärlichen Vorfall über-

raſcht, ſich in einer Situation findet, die ihn nöthigt, ſich ſelbſt mit ſich zu vergleichen; wer ſo in ſein Inneres zurück getrieben, mit ſich ſelber zu Rathe geht, alſo mit Du ſich anredet, den pflegt man treffend genug verdutzt zu nennen. Was mochte nun der ruhmloſe Held Pietro Mazara zu ſich, mit ſich geredet haben? Das ſollte gar bald ſich ausweiſen. Denn wenige Minuten hatte er ſo in ſtarrem Nachſinnen zugebracht, als er ſchon ſich hinwarf, das Antlitz zur Erde neigte, in einen Strom von Thränen ausbrach, und mit Wehklagen den düſtern Wald erfüllte. Noch denſelben Abend ſchlich der zahm gewordene Wehrwolf, geſenkten Hauptes, zur Pforte eines Capucinerkloſters, das in der Nähe des Waldes lag, und trat als Laienbruder in den Orden, wo er als Muſterbild der Reue und Selbſtverläugnung bis an ſein Ende verharrte.

Was war mit dieſem Manne geſchehen, daß er ſo ſchnell umwandelt wurde, oder vielmehr, in voller, zwangloſer Thätigkeit ſeines freien Willens, ſelber ſich umgewandt? Er hatte plötzlich, und auf eine Weiſe, die, weil ihm der Vorgang verborgen geblieben, auf eine höhere, unſichtbare Macht zu deuten ſchien, ſeiner Waffen, und damit aller Stärke und Herrlichkeit, auf die er ſein Vertrauen geſetzt, ſich beraubt geſehen; in dieſem Augenblicke begann er ſchon, ſeine Dürftig-

keit zu fühlen, und die Folge war, daß er zur Besinnung über sich selber kam, seinen geistigen Zustand erkannte. Und doch ist mit allem dem der höhere, ursächliche Moment nicht bezeichnet, welcher dem, vielleicht natürlichen (zufälligen) Ereignisse erst die erweckende Kraft und Bedeutung gab; auch konnte einem Menschen, der vor seiner Verwilderung christlich erzogen war, die bereits gekannte Wahrheit mit neuer Macht entgegentreten. Hingegen kann eine einzelne Begebenheit um so weniger zur Entzifferung unsrer Parabel ausreichen, je gewisser sie im weltgeschichtlichen Sinne zu erfassen ist. Hätten wir lediglich auf dem Boden der Erzählung zu verweilen, würde es sich um irgend einen Luginsland handeln, der seinem Vater entlaufen, so wäre die Wendung, die in seinem Innern vorgegangen, höchst natürlich, und gleichsam von selbst zu verstehen. Denn warum und wie sollte dieser des Vaterhauses gänzlich vergessen haben? Und wären es auch bereits zehn oder zwanzig Jahre, seit er ins Weite gezogen, unvergeßlich bleiben die Erinnerungen der frühern Jugend; und je bitterer und schmachvoller nun das Elend, in das er herab gesunken, desto glänzender wird, durch den grellen Contrast, die frühere Glückseligkeit ihre Bilder ihm vorführen. Dort in der süßen Heimath war er der Sohn, der Geliebte, der Be-

rechtigte, der zweite Gebieter im Hauſe; noch heimiſcher als dieß Haus mit ſeinen Gehöften umfiengen ihn Behaglichkeit, Ordnung und Frieden, und ſo ſchmuck und ſtattlich er dort umher gegangen, mehr als dieſe Gewande noch ſchmückten ihn der Schimmer der Ehrbarkeit und edlen Sitte. Jetzt aber, da er in den Lumpen, die ſeine Jammergeſtalt drappiren, nur das ſchwache Bild der innerlichen Zerriſſenheit, der noch bei weitem trübſeligern, ſittlichen Entwürdigung erkennt, müſſen ihm ſogar die Knechte oder Taglöhner im Vaterhauſe zu Sinne kommen, die er vordem kaum eines Blickes werth geachtet, und deren Loos ihm nun beneidenswerth erſcheint, im Vergleich mit dem ſeinen. „Wie viele Taglöhner in meines Vaters Hauſe haben Uiberfluß an Brod, und ich verſchmachte hier, in der Fremde, vor Hunger!“

Solch eine Gedankenwendung oder Reflexion von Sich im jetzigen auf Sich im frühern Zuſtande iſt allerdings klar, und ganz natürlich; iſt es aber auch in jenem höhern Gebiete, in welchem die Bedeutung der Parabel ſich vollendet, mit einem ſolchen Hergang abgethan? Jahrhundert folgt auf Jahrhundert, Geſchlecht auf Geſchlecht; im Zuge der Naturherrſchaft, des Irrthums, der Verkehrtheit findet ſich nicht, wie in gewiſſen krummen Linien (Curven), oder vollends wie in den Umſchwüngen der Weltkörper, ein

Fallen, das wieder zugleich zu einem Aufſteigen anſtrebt; nur immer tiefer verſinkt die Menſchheit in Wahn und Laſter; wie ſoll nun, in irgend einem Moment des Zeitenganges, der große Heide mit einem Male in ſich kehren, an ein Vaterhaus denken, ſich lebhaft erinnern, daß er einen Vater im Himmel habe? Es iſt zwar andem, daß irgend einmal, bei einzelnen Menſchen, wie bei Völkern, die Selbſtverblendung gleich den Nebelgebilden zu Boden fällt, daß ſie alsdann, mit dem rege gewordenen Gefühle ihrer geiſtigen Verkümmerung und Verſchuldung, zur Sehnſucht nach Heil und Wahrheit erwachen; wo iſt aber der Sonnenblick, der jene Dunſthüllen zerreißt, und das davon umſponnene Bewußtſeyn wieder zur Tagesordnung ruft? Giebt es einen Naturinſtinkt, der den Menſchengeiſt vom Abgrund zurückhält? Oder wird dieſer von ſelbſt, wann und wie es ihm beliebig, die eingeſchlagene Richtung verlaſſen? Wann wird er das wollen, oder, was daſſelbe, wann wird er ſeinen Geiſtesſinn (ſeine Vernunft) wieder dem Uiberſinnlichen, und zwar dem Unendlichen und Heiligen zukehren? „Niemand ſteigt gen Himmel empor, es ſey dann wer (vorerſt) vom Himmel herab geſtiegen;" d. h. die urſprüngliche Einleitung und Veranlaſſung (die Initiative) zu einer ſolchen Wiederkehr kann unmöglich vom Menſchen, noch überhaupt von

einem geschöpflichen Wesen, sie kann einzig von Gott nur ausgehen.

Dieß ist nun die Eine Frage, um welche das rechte Verständniß der Parabel sich dreht; es macht sich aber eine andre noch bemerklich, die nicht umgangen werden will. Sowie nämlich der verarmte und verwahrloſete Schwärmer aus der Aussenwelt, in die er sich verloren, nach innen umkehrt, und somit in einen neuen Lebenspfad einlenkt, denkt er auch sofort nicht bloß an das Vaterhaus, sondern zugleich an die Taglöhner in demselben, mit denen er sich in Vergleichung setzt. Wer sind nun wieder diese Taglöhner oder Söldner, und wer wird damit angedeutet? Oder ist die Sache, bequem genug, damit abgethan, daß sie einzig nur zur Ausmalung des Bildes, zum Aufschmucke der Parabel dienen? Die Geschichte vom Reiche Gottes weiß das auf bessere, weil positive Weise zu beantworten.

Wenden wir uns nun zur ersten Frage, so finden wir, im geistigen Bewußtseyn des Menschen selbst, den schlagenden Beweis, daß er, so lange er auf Erden lebt, bei aller eigenen Abkehr von Gott, dennoch nicht geistig vereinsamt und losgerissen, oder mit der göttlichen Liebe ganz ausser Verkehr gesetzt sey, indem eben diese letztere es ist, die ihn, durch ein ursprünglich von ihr wieder angeknüpftes Band, an Sich gefesselt

hält. Es lebt ein Gedanke, der scharf genug in lautlosem Worte sich ausprägt, im menschlichen Bewußtseyn, der, als ein sich selber aussprechendes Gesetz, allen Gedanken, Neigungen und Trieben, mit der gebieterischen Form: du sollst, du darfst oder sollst nicht, sich gegenüber stellt. Was dieser redende Gedanke lehrt und bezeugt, ist eines Inhaltes, dessen Wahrheit auch dem geistigen Sinne (der Vernunft), wenn er ungetrübt bleibt, mit unmittelbarer Gewißheit einleuchtet, so daß der menschliche Geist sich bewußt wird, auch selber es so und nicht anders zu denken. Und doch ist die Art und Weise, wie er sich kund giebt, so streng und herrisch, die Autorität, die er über alle Neigungen, Meinungen oder künstliche Trugschlüsse des Geistes ausübt, so gebietend und unbedingt (absolut), daß darinn unzweifelbar ein Verkehr der Majestät Gottes mit dem Menschen anerkannt werden muß. So erscheint demnach das Gewissen, von seiner objectiven Seite, insofern es gebietend, warnend, richtend oder verurtheilend auftritt, als eine Offenbarung Gottes an den Menschen und in seinem Geiste, und folglich auch als Unterpfand seiner Huld, welches die Rettung und Wiederkehr des Verirrten möglich macht.

Die heilige Schrift nennt diese Selbstbezeugung des göttlichen Willens das innere, den

Menſchen ins Herz geſchriebene Geſetz; und obgleich es, um ihrer Treuloſigkeit und träumeriſchen Befangenheit zu wehren, ihnen auch, in entſchieden objectiver Form, gegenüber geſtellt wurde im ſtarren, unverlöſchlichen Buchſtaben, eingegraben in die ſteinernen Tafeln, ſo hat doch eben der Gottgeſandte, der es in dieſer Form ſeinem Volke übergab, ſo ſchön und eindringlich die Identität dieſes geſchriebenen mit dem innern und göttlichen Geſetze ihm an's Herz gelegt. „Das Gebot, das ich dir heute vorſchreibe, iſt nicht hoch über dir, noch in weiter Ferne, noch im Himmel niedergelegt, daß du etwan ſagen könnteſt: wer von uns vermag gen Himmel empor zu ſteigen, um es herab zu tragen; auch liegt es nicht jenſeits des Meeres, daß du klagen dürfteſt: wer von uns vermag hinüber zu ſchiffen, um es herbei zu holen; ſondern überaus nahe bei dir iſt das Wort, in deinem Munde, in deinem Herzen." (Deut. 30.) Darum beſaßen, wie der Apoſtel es ſo ausdrücklich bezeugt, auch die Heiden dieß Geſetz, obwohl es in jener objectiven Geſtalt, wie es der Felsplatte vom Sinai eingeprägt erſchien, nur Einem Volke zur religiöſen Verwahrung überliefert wurde; und er bezeichnet es als das Gottesgeſetz, welchem der innere Menſch, d. h. der menſchliche Geiſt, ſeinen Beifall nicht verſagen könne. (Röm. 7.)

Es kann uns deßhalb gleichgiltig seyn, wie es um jene vielbesprochene Urtradition stehe, die von den Noachiden aus zu allen Völkern gekommen, und allmählich bis auf gewisse Spuren sich verwischt habe; Eine Offenbarung, die an jeglichen Menschen gelangt, ist thatsächlich unläugbar, da ohne sie, seit dem ursprünglichen Abfalle, das Bestehen des Ganzen wie des Einzelnen gar nicht denkbar wäre. So wird es (an seinem Orte) noch bestimmter sich ausweisen, wie der ewige Vater in Christo, oder im Lebensverkehr des Gewissens, niemals von der Menschheit gewichen, auch nicht von den letzten der Heiden. Aber so klar und mächtig diese Offenbarung, konnte sie dennoch in dem Maße getrübt werden, als der Sinn des Geistes von verkehrten Neigungen sich bethören ließ; und so wurde sie auch bei allen jenen Völkern verdunkelt, oder in sehr gebrochenen, täuschenden Lichtreflexen aufgefaßt, wo das sittlich geistige Bewußtseyn hinter das vorherrschende Leben der Natur zurück trat. So konnte es, weil diese letztere unter keinem sittlichen Gesetze steht, dahin kommen, daß die Unsitte selbst zur Religion erhoben, Unzucht und Mord als religiöse Handlungen betrachtet wurden. Doch diese Verblendung, wie sie auf den niedrigen Culturstufen der Völker und bei den meisten Formen der Naturreligion sich kund giebt, hat ge-

wisse Gränzen, die sie überall erreichen muß, wo nicht, wie bei manchen, zu thierischer Rohheit entarteten Stämmen, die Verwilderung so tiefe Wurzeln gefaßt, daß sie, bisher wenigstens, jeder geistigen Fortbildung unzugänglich geblieben.

Es mußte nämlich im Fortgange der Menschengeschichte, und unter den Kämpfen, die zwischen den heranwachsenden Völkern sich entspannen, für das Menschengeschlecht im Ganzen eine Zeit der Entwicklung eintreten, wo das geistige Leben, das persönliche Bewußtseyn mächtiger als je hervorgerufen wurde, um von aller Aussenwelt entschieden sich zu sondern; und so weit sich das historisch nachweisen läßt, fällt diese Epoche so ziemlich in das sechste Jahrhundert vor der Geburt des Herrn. In dieser merkwürdigen Zeit findet sich, überall unter den Völkern des Alterthums, ein allmähliches Erwachen des verlornen Sohnes, ein Heraustauchen aus den kindischen, ganz in die Natur versenkten Religionsformen, und zugleich das Beginnen einer Einkehr in das bisher verwahrloste Gebiet des Geistigen und Innern. Das erste, was dem Erwachenden nun mit mächtigem Gefühle sich aufdrang, war die, wiewohl noch unvollständige, Erkenntniß seiner Noth und geistigen Armuth. Was sein bisheriges Traumleben mit zauberischer Lust umgaukelt, erschien ihm jetzt leer und vergänglich, und darum

ohne Halt und Troſt. Er ſaß an der Tafel der Lüſte, bei den üppigſten Genüſſen, welche Natur und Kunſt um ihn her verſammelten; er wiegte ſich auf dem ſchwellenden Divan, und ſah mit morgenländiſch gravitätiſcher Faulheit den Tänzen der Bajaderen zu; doch konnte er ſich der herben Gewißheit nimmer erwehren, daß alle dieſe Genüſſe, die auf dem Boden des Naturlebens wuchern, und bloß dieſem genügen können, für den Bedarf des Geiſtes nur taube Hülſen ſeien, bei welchen er verſchmachten und verkümmern müſſe.

Dieſe gewiſſermaßen aſcetiſche, in der Abkehr von der Erſcheinungswelt beginnende Richtung iſt es, die, wie in der Buddhalehre überhaupt, ſo insbeſondere in der Sage vom Sakya-muni hervor tritt, der mit dem Buddha ſelbſt für eine und dieſelbe Perſon geachtet wird. Als Königsſohn geboren, in Schönheit glänzend, und von größter Pracht umgeben, wendete, wie dieſe Sage berichtet, Sakya-muni doch ſehr bald von allen weltlichen Vergnügungen ſich ab, und richtete ſeine Betrachtung auf das Unheil der Leiden und des Todes, dem jegliches belebte Weſen unterworfen. Das Elend, das auf dem Menſchengeſchlechte liegt, erweckte ſein Mitleid in ſo ſchmerzlichem Grade, daß ihm die eigene Glückſeligkeit dadurch verleidet wurde, und er in dem Glanz

und den Lustbarkeiten, die ihn umringten, keine Freude finden konnte. Vergeblich blieben die Bemühungen seiner Eltern, die mit größter Sorgfalt seine Umgebungen überwachten, damit alles, was seinen Blicken begegnen könnte, ihm das Erdenleben nur von der anmuthigsten und fröhlichsten Seite zeigte. Der Jüngling hatte von der düstern Kehrseite schon zu viel erkannt, um der Täuschung sich hinzugeben; entschlossen, dem Prunke und den Lüsten der Welt zu entsagen, entfloh er den rings von Wächtern umstellten Pallästen und Gärten, und wohnte als Einsiedler am Ufer eines Flusses, wo er den Namen (Buddha) Gautama *) führte.

In dieser, übrigens sehr umständlich und verschiedenartig ausgemalten Sage ist die Grundansicht der Buddhalehre schon enthalten, nach welcher das höchste Heil der Lebenden darinn besteht, dieser Welt der Uibel zu entweichen. Nur in dieser Beziehung gebeut sie die Bändigung der Sinnlichkeit, der Begierden, des Hasses und der Rachsucht, so wie die Uibung des Mitleids,

---

*) P. F. Stuhr l. c. S. 149, 179 u. a. In dem berühmten altdeutschen Gedichte vom Einsiedler Barlaam und dem Königssohne Josaphat, dem eine schöne Legende zum Grunde liegt, sind viele einzelne Züge dieser Sage zum Behuf christlicher Belehrung veredelt.

damit die Seele, über alle weltliche Wirklichkeit erhaben, in vollkommenster Ruhe und Stille verweile, bis sie zum höchsten Zustande der Heiligung, nämlich zur Kenntniß vom Nichtseyn des Ichs, zum Aufhören aller Selbstheit gelangt. So hat sich diese, höchst einseitige Bestrebung des erwachenden Menschengeistes nothwendig ins Leere und Nichtige verflüchtigt, ohne zur echten, sittlichen Freiheit zu führen; und wohl mit Recht hat Sakya-muni oder Buddha sammt seinen ersten Eingeweihten den Bettlerstab ergriffen, da in diesem Denksysteme doch nur das Gefühl der geschöpflichen Dürftigkeit und des geistigen Elendes vorherrscht, dem durch kein Almosen irdischer Güter jemals aufzuhelfen.

Reger und kräftiger tritt, um dieselbe Zeit, das geistig sittliche Bewußtseyn bei dem Heldenvolke der Meder und Parsen hervor, die nach ihrer, von Zerduscht erneuerten und bereicherten Religionslehre, nimmer die Welt der Vergänglichkeit schlechthin als das Böse bezeichneten, sondern vielmehr dem Bösen die Schöpfung des Ormuzd entgegen setzten, und den Zweck derselben darinn suchten, daß im Kampfe gegen das Uibel, und zwar durch die Selbstentscheidung des freien Willens, das Gute zur Herrschaft komme. Wenn auch ihr vornehmstes, von den drei Todtenrichtern (Seruſch, Raſchneraſt und Mithra)

überwachtes Gebot, das die Heiligkeit des Gedankens, des Willens und der That vorschrieb, nicht in jenem vollkommenen, geistigen Sinne zu nehmen ist, den wir diesen Ausdrücken zu unterlegen gewohnt sind, so war doch hier die Naturreligion schon zu einer Form gediehen, die nimmer blos das duldende Ertragen des Uibels, sondern den Kampf des Willens gegen das Böse überhaupt, für den Sieg und das Reich des Guten, zur heiligen Pflicht erhob. Während aber von diesen Völkern die große weltgeschichtliche Bewegung ausgegangen, durch welche die nahende Fülle der Zeiten vorbereitet wurde, hat sich das Erwachen der freien Persönlichkeit bei den Stämmen der Hellenen, schon seit ihrer Heroenzeit her, noch glänzender entfaltet. Und doch hatten sie bereits die Höhen ihrer herrlichen Kunst und Rede erreicht, ehe jener berühmte Weltweise Athens unter ihnen auftrat, der zum erstenmal, und auf bisher unerhörte Weise, sie ermahnte, in ihr Inneres einzugehen, und dort die Erkenntniß des sittlich Schönen, Rechten und Guten zu suchen; der auch sein Leben daran gesetzt hat, die bisher verschlossene Region der Sittenlehre zu öffnen *), und der selber zwar der

*) H. Th. Rötscher. — Bekanntlich ward Socrates von Aristoteles der Urheber der Ethik genannt. Daß der

Stimme des Gewiſſens im eigenen Innern horchte, doch aber ihrem Weſen und Urſprunge nach ſo wenig ſie erkannte, daß er dieſelbe ſeinem „Dämonion" zuſchrieb.

So flüchtig nun dieſe Züge hier gezeichnet, deren Ausführung zu ſehr ins Weite gienge, ſo mögen ſie doch zur Anerkennung der Thatſache genügen, wie überall in den letzten Jahrhunderten vor der Ankunft Chriſti die geiſtige Beſonnenheit rege geworden, und dieſer Beginn der Einkehr in Sich iſt nothwendig zugleich ſchon der Anfang der Selbſterkenntniß, aus welcher allein die Sehnſucht nach dem Vaterhauſe und nach der rechten Nahrung und Erquickung des Geiſtes hervorgehen kann *). Aber der verlorne Sohn ſeufzt nicht bloß nach Brode, er bringt es mit den Taglöhnern in Verbindung, die im Hauſe des Vaters ſind; es iſt das Brod dieſer Taglöhner, wornach er Verlangen hat. Wer ſind

---

neue Erkenntnißweg, den er lehrte, der fantaſtiſch heidniſchen Götterwelt gefahrdrohend erſchien, und ihm dadurch die Verfolgung zuzog, verſteht ſich von ſelbſt.

*) Unde hoc scire poterat, in quo tanta erat oblivio Dei, sicut in omnibus idolatris fuit, nisi quia ista recogitatio jam *resipiscentis* est. *Ven. Beda.* in Luc. 15. Fames revocat, quem saturitas exularat; fames illi Patrem dedit sapere. *S. Chrysol.* l. c. serm. 2.

nun dieſe Taglöhner? Ohne Zweifel ſolche Menſchen, die, im irdiſchen Hauſe des Vaters heimiſch, ihm gehorchen, und ſeine Gebote vollziehen, auch wohl, wie jene Arbeiter im Weinberge, für Andere Wahrheit und Heil zu fördern bemüht ſind, doch allerdings in unverhehlter Abſicht auf zeitlichen wie jenſeitigen Lohn. Wie nun, in der eben berührten Parabel, unter den ſpäteſt Berufenen, die den ganzen Tag über (d. i. manch ein Jahrtauſend) müßig auf dem Weltmarkt geſtanden, auch wieder die heidniſchen Völker zu verſtehen ſind, die der jüngere Sohn repräſentirt, ſo wird durch die früheren Arbeiter im Weinberge, oder, was daſſelbe ſagen will, durch die Taglöhner im Vaterhauſe, das Volk Iſrael bezeichnet. Denn zwar trägt es auch den Namen des ältern Sohnes, der als ſolcher wohl über dem Taglöhner ſteht; doch darf man nicht vergeſſen, daß überall, wo von einer Geſamtheit die Rede, zwiſchen den Edleren oder Ausgezeichneten und der übrigen Menge zu unterſcheiden ſey. Nicht ein Jeglicher in jenem Volke war ein Moſes, ein Samuel, ein Aſſaph oder Iſaias, einzig von der Idee der göttlichen Wahrheit und Liebe begeiſtert; nicht jeder, wie Eliſäus, ein Meiſter der Weisheit und Entſagung; die Mehrzahl beſtand aus Taglöhnern, weil ſie

zum Gottesgehorsam sich anschickten, zunächst um des zeitlichen Lohnes willen.

Doch selbst diese, noch so engherzige Gesinnung, mußte den wunderbaren Zwecken der Vorsehung dienen. Sie erzog dieses Volk (wie es wohl nicht anders seyn konnte), indem sie zu den Begriffen seines kindlichen Alters sich herab ließ; sie gab ihm eine Heimath, die von Milch und Honig überfloß, so daß dieser Landstrich, der jetzt verödet liegt, damals die Fülle der köstlichsten Erzeugnisse trug; und so unmittelbar und gleichsam sichtlich war ihr Eingreifen in die Geschicke Israels, daß jedem Volksfrevel und Abfall gar schnell eine derbe Züchtigung folgte, jede Rückkehr zu Jehova's Gesetz auch sogleich durch Waffenglück und blühende Wohlfahrt belohnt wurde.

Doch ist dieß keineswegs so roh aufzufassen, als hätte dieses Volk keine Kunde vom Uibersinnlichen, von der sittlichen Aufgabe des Erdenwandels, vom jenseitigen und unsterblichen Leben gehabt, da doch eben dieser Ideenkreis ihm eigenthümlich angehörte, und alle seine irdischen Verhältnisse durchdrang. Und wenn auch Abraham, nach der Weise seiner Berufung, ein Arbeiter um verheißenen Lohn war, so hörte er doch das Wort des Unendlichen: „wandle vor mir und sey vollkommen; Ich selbst werde

dein übergroßer Lohn seyn." So sehr auch die größere Menge vorzüglich nach irdischem Wohle strebte, und den göttlichen Geboten in knechtischer Gesinnung gehorchte, so verstanden doch die Geringsten noch den Ausspruch: daß der Mensch nicht vom Brode allein lebt, sondern (seinem geistigen Wesen nach) von jeglichem Worte, in welchem Gott sich offenbart. Darum waren sie mit einer reichen Fülle von Erkenntnissen begabt, worinn sie über den Schöpfer und die Welt, über das Verhältniß des Menschen zu Gott, und die Räthsel und Aufgaben des Lebens genügende Belehrung fanden, während der Heide, bei seiner überaus dürftigen und schwankenden Kunde von solchen Dingen, ja bei völliger Unkenntniß des wahren Heiles, allerdings klagen mußte: wie viele Taglöhner im Vaterhause haben des Brodes vollauf, während ich hier verschmachte vor Hunger!

Zwar ist noch keineswegs damit die ganze Frage beantwortet. Denn woher und wieso wußte die Heidenwelt von jenen reich belohnten Dienern? wie kamen sie dazu, sich mit diesen in Vergleichung zu setzen? Dieß war vorlängst schon eingeleitet durch die höhere Lenkung der Menschenwelt. Zu derselben Zeit, da der verlorne Sohn in sich kehrte, und seine bisherigen Wege bedachte, da Buddha, Zerdusht, Cungfu-dsü die alten religiösen

Meinungen zu ordnen, und durch reiner sittliche Elemente zu verbessern suchten, waren auch jene Söldner oder Lohndiener vielfach gezüchtigt, geprüft, im Feuerofen der Trübsale geläutert, zu einer höhern Stufe geistiger Erkenntniß und sittlicher Treue gediehen, aber auch, in Folge der über sie verhängten Geschicke, weithin zerstreut in die Wohnsitze der Völker des westlichen Asiens und der Länder am Mittelmeer. Und nicht umsonst geschah es, daß sie zu vielen Hunderttausenden, in die großen Länderstrecken des Euphrat und Tigris, so wie bei andern Anlässen nach Aegypten und Kleinasien vertrieben wurden; immer befanden sich unter diesen Gefangenen oder Flüchtlingen hochbegabte und begeisterte Männer, Gesetzeskundige, erhabene Propheten und echte Jehovadiener (wie z. B. Ezechiel, Daniel, Aggäus, Serubabel), deren Tugend und Weisheit auch in so fremden Gebieten nicht unter dem Scheffel sich barg, sondern selbst den Heiden beachtenswerth erschien.

Ganz vorzüglich aber ist es, im Anfang dieser Periode, der überaus nahe Verkehr zwischen ihnen und dem Perservolke, der hier nicht übersehen werden kann. Wenn der glänzende Siegesheld Cyrus (Chosrew), und der mächtige Darius Hystaspes (Guschtasb) berufen waren, der eine, die persische Waffenherrschaft über Asien zu

gründen, der andre, den großen Weltstaat zu ordnen, so gewinnen doch beide noch eine besondre Bedeutung im Reiche Gottes durch ihre eigenthümliche Stellung zum Volke Israel, dem sie, als Befreier von der Knechtschaft, und Wiederherstellter Jerusalems, vielfache Wohlthaten erwiesen, so zwar, daß Cyrus schon durch den Seher einer weit frühern Zeit genannt, und als der große Völkerhirt und Gesalbte geweissagt wird, dem Jehova die Nationen unterwerfen, und die Pforten der Reiche eröffnen werde. (Isai 44 und 45.) Aus diesem freundlichen Verkehr der Perser mit den Juden, die lange Zeit hindurch in ihrer Mitte gewohnt, erklärt es sich, wie es gekommen, daß so unverkennbar von den letzteren nicht wenige Satzungen und höhere sittliche Ideen, ja selbst die ausdrückliche Erwartung eines Welterlösers, in die dem Zerdusch zugeschriebenen, persischen Religionslehren herüber genommen wurden *).

*) Sosiosch, der Siegesheld, der Wiederbringer der Heiligkeit, der die Welt glückselig und groß machen, die Leiber der Welt reinigen, Schmerz und Sünde hinausschaffen wird. So wird von ihm gelehrt im Zend-Aveſta, wobei die Aehnlichkeit zwischen den beiden Namen Sosiosch und Josua (Jehoschua), welcher letztere wieder auf Jesus hinweiset, immerhin der Beachtung werth ist. M. s. Stuhr l. c. S. 371 — 375.

Doch blieben es keineswegs die Perſer allein, ſamt den ihrer Macht unterworfenen Völkern, die auf ſolche Weiſe mit den Taglöhnern des Vaterhauſes, und ihrem geiſtigen Lebensbrode bekannt geworden. In den gewaltigen, raſch auf einander folgenden Völkerkämpfen, durch welche die Perſer der Weltherrſchaft der Macedonier, und wiederum die morgenländiſchen Griechenreiche der römiſchen Uibermacht anheim fielen, wurde auch Iſrael, ſowohl vor als nach ſeiner erneuten Heldenzeit, in zahlreichen Trümmern über die Welt zerſtreut; und wenn es offenbar manche Elemente und Formen der Bildung von den Griechen entlehnte, die ihm in der Folge für die Aufgaben des apoſtoliſchen Wirkens zu Gute kamen; ſo haben doch andrerſeits die griechiſchen Weltweiſen, die (ſeit Pythagoras) ſo manche Kunde von dem abſoluten Urheber der Dinge, von der „unendlichen Monas," von reinerer Sittenlehre aus Aegypten und dem Orient gebracht, die Quellen nicht angegeben, aus denen ſie dieſe Weisheit ſchöpften. So tiefſinnig aber ihre Forſchungen, und ſo glänzend ihre Redeſätze, war doch das Höchſte, was ſie von Gott, vom Menſchengeiſte, von unſterblicher Fortdauer, vom Dieſſeits und Jenſeits zu lehren wußten, ſo unſicher und haltlos, ihre Ideen von der göttlichen Heiligkeit und Liebe, ſowie von wahrhafter Tugend ſo man-

gelhaft und zum Theil auch verkehrt *), daß der Geringste jener Taglöhner, der etwan nur den Dekalog und irgend einen Psalm inne hatte, in seinem lebendigen Glauben und einfach klaren Wissen ohne Vergleich reicher war, als diese gefeierten Weisen insgesamt.

Doch von den vielen und wichtigen Dingen, wovon die heidnischen Völker samt ihren Weisen nichts wußten, ist hier noch eines näher zu erwägen. Betrachten wir nämlich die Worte noch einmal, mit welchen der verlorne Sohn sein Selbstgespräch begonnen, so wird eine Frage ganz eigener Art sich hervorstellen. Wie kommt es, daß er mit keiner Sylbe seines Bruders erwähnt, an den er sich doch wohl sogleich erinnern müßte,

---

*) In den Principien ihrer Sittenlehre herrscht meistens, nur in verschiedenen Formen, der Egoismus vor, während die religiöse Weihe gänzlich fehlt. Die Demuth war ihnen völlig unbekannt, die Sanftmuth rechnet Aristoteles unter die sklavischen Schwächen; in eben dem Sinne erklärt Seneca das Mitleid als Aeußerung einer niedrigen Gemüthsart; Rache und Selbstmord werden (z. B. von Cicero) unter die heroischen Tugenden gezählt; gewissen geschlechtlichen Unordnungen redet der strenge Cato, ja sogar Plato das Wort. Vieles hierher Gehörige findet sich zusammengestellt bei Heydenreich l. c. I. S. 340 f.

ſowie er des Vaterhauſes gedenkt? Warum vergleicht er ſich, in ſeiner Wehmuth, nicht mit dieſem Bruder? Er hätte ja, ſchmerzlich genug, ſein Loos beklagen können, wenn er es ſo bedachte: wie lebt mein Bruder in des Vaters Hauſe ſo wohlbehalten, und hat des Brodes und der Güter vollauf, und ich, der ich doch wenigſtens die gleichen Rechte und Anſprüche beſitze, wie er, ſoll in dieſer Noth und Schmach verkümmern! Allein es ſind nur die Taglöhner, die in ſeiner Erinnerung auftreten; von einem Gedanken an den Bruder iſt keine Spur vorhanden. Wie erklärt ſich nun dieſer bedeutſame Zug der Parabel?

Die erſte und entſchiedenſte Verſtändigung darüber iſt wohl dieſe: er weiß noch gar nicht, oder weiß es ſeit langen Zeiten nimmer, daß er einen Bruder hat. Denn ſo lange die Völker keinen, Allen gemeinſamen Vater im Himmel kannten, war auch die Idee der Menſchheit ihnen ſo fremd, wie das Geſetz der Nächſtenliebe. Nach den engherzigen Begriffen, die ſie hegten, ward von ihnen jeder Fremdling als Barbar oder Feind (hostis) bezeichnet; und ſelbſt die berühmte Pflichtenlehre des Marcus Tullius findet zu gebieten nothwendig: daß man den Fremden nicht hindere, aus dem vorüberfließenden Waſſer zu ſchöpfen, und ihm überhaupt nicht verſage, was man ohne

sonderliche Beschwerde oder Verlust ihm gewähren könne. Das Gebot der wechselseitigen Liebe, nach dem Vorbilde und Maße der seinen, das der Herr gegeben (Joh. 13, 34.), war in der That „ein neues Gebot," und bisher noch unbekannt auf Erden. Wie aber echte Nächstenliebe nur in der Gottesliebe wurzelt, so hängt damit noch ein andres Bewandtniß der Sache zusammen: der Verirrte, der nun wieder in sich gekehrt, hat zu der Würde und Gesinnung des Sohnes noch manchen Schritt zu thun, und selbst zur Sinnesart des Taglöhners kaum noch sich erschwungen; er denkt eigentlich mehr an das Vaterhaus, als an den Vater selbst, seine Sehnsucht ist ausdrücklich weniger nach Gott, als nach Frieden und Glückseligkeit gewendet. Und es kann ihm das nicht verdacht werden, so lange das Gefühl der Noth und des Mangels vorwaltet, wovon er, bei seinem ersten Erwachen, sich von allen Seiten umrungen sieht.

Was jedoch von Seite der göttlichen Weltregierung so wundersam vorbereitet und veranlaßt worden, nahm auch in raschen Schritten seinen Fortgang. Die Einkehr in das Innere, die zur Selbsterkenntniß, und zugleich schon nothwendig zur Anerkennung Gottes führt, ist eben so unzertrennlich von der Wendung oder neuen und

beſſern Richtung der Willensfreiheit, wie hinwiederum von dieſer Willensbeſtimmung die Erkenntniß des Heiles abhängt. Der Weg aus dem Aeußern ins Innere wird auch zugleich, durch Wiederbefreiung des Geiſtes, der Weg von der Tiefe zur Höhe; wie das die Worte des Apoſtels bezeugen: „ſteh' auf, der du ſchlummerſt, und erſtehe von den Todten, und Chriſtus wird dich erleuchten." So folgte dann alsbald des verirrten Sohnes Entſchluß: „ich will aufſtehen, und zu meinem Vater gehen." Wie aber von des Vaters Seite dieſer Entſchluß geweckt, geſtärkt und zur That gefördert wurde, darüber, im Allgemeinen, findet ſich manch ein lichtes Wort in den Weiſſagungen der Propheten. „Ich werde ihnen ein Herz geben, auf daß ſie erkennen, daß ich der Herr bin, und ſie werden mein Volk ſeyn, und ich ihr Gott; denn zurückkehren werden ſie zu mir von ganzem Herzen. Ich weiß die Gedanken, die ich für euch hege, ſagt der Herr; Gedanken des Friedens, und nicht der Strafe. Ihr werdet mich anrufen, und hingehen, und mich bitten, und ich werde euch erhören. Ihr werdet mich ſuchen und finden, ſofern ihr mich ſuchet von ganzem Herzen." (Jerem. 24 und 29.) Dieſe Gedanken Gottes, die zur Thatſache der vollendeten Erlöſung ſich verwirklichten,

erkannte der Seher, da er ausrief: „Herr, mein Gott bist du, dich will ich preisen, und deinem Namen huldigen; denn du hast wundersame Dinge vollbracht, nach deinen ewigen Gedanken, in unwandelbarer Treue und Wahrheit!“ (Isai. 15.)

VIII.

Die Umkehr.

„Ich will aufstehen und zu meinem Vater gehen, und ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir; nimmer bin ich würdig, dein Sohn zu heißen.“ (Luc. 15, 18.)

Es war am heiligen Christtage des Jahres 1246, als man auf den Straßen von Piacenza eine wilde Rotte von Jünglingen sich umher treiben sah, die sich vor Uibermuth und Kurzweil nicht zu lassen wußten. Sämtlich zu Pferde, und mit flimmernden Gewanden und Waffen heraus geschmückt, schienen sie gegen alles, was Sitte und Ordnung heißt, zu Felde ziehen zu wollen; am tollsten jedoch trieb es der Anführer, der an ihrer Spitze ritt, und den die Uibrigen durch diese Cavalcade eben heut verherrlichen wollten. Denn der junge Mann, dem seine vornehme Geburt und sein nicht geringer Reichthum einiges Ansehen gaben, war eben auf Verwendung seines

Oheims, nach damaligem Gebrauche, zu einer halb kirchlichen Dignität befördert worden, und diese Erhebung war es, die seine Freunde mit ihm durch solchen Muthwillen zu feiern für gut befanden. Doch mitten im schönsten Fortgange des tobenden Gelächters, und aller der schonungslosen Scherze, mit welchen das galoppirende wilde Heer, zur Wonne der Straßenjungen, die friedlichen Bürgersleute vor sich her trieb, und sittsame Frauen kränkte, strauchelte plötzlich des Anführers Roß, ein feuriger Andalusier, über einen lockern Stein, stürzte zu Boden, und warf seinen Reiter herab, ehe er sich eines solchen Misfalles versehen konnte.

Wahrscheinlich hätte er diesen Sturz, der nicht der erste gewesen seyn mochte, sehr bald verschmerzt, wäre er nicht unglücklicher, oder vielmehr glücklicher Weise in eine Grube gefallen, die so tief, und mit halbflüssigem Straßenkothe so zur Genüge angefüllt war, daß er, nachdem man ihn wieder aus dem Cocythus gezogen, weniger einem Menschen als einem Erdenkloße ähnlich sah, so gänzlich waren ihm Antlitz und Kleider mit dem schwarzen Schlamme überzogen. Was ihm dabei für den Augenblick zu Gute kam, war der Umstand, daß man so wenigstens die glühende Röthe nicht bemerken konnte, die, von Scham und Zorn heraufbeschworen, unter der

Larve sein Angesicht bedeckte. Statt seiner ritterlichen Gefährten, nunmehr von einem ganzen Trosse jubelnder Knaben verfolgt und verhöhnt, eilte er nach Hause; und nachdem er in die einsamste Kammer sich geflüchtet, kehrte er auch in die seines Herzens ein, (die zwar eine Doppelkammer für centrales und peripherisches Leben, doch aber nur Eine Wohnung ist); dort hielt er sich eine ernstliche Lection. Hier hast du endlich, so ließ er sich an, was du in vollem Maße verdient; du hast die Prämie hingenommen, welche die Welt ihren Jüngern darreicht. Von jetzt an begann er erst, sich dem Berufe zu weihen, der ihm bereits zu Theil geworden; aus einem verlornen Sohne ward er nicht bloß ein eifriger Taglöhner, ein emsiger Arbeiter im Vaterhause, sondern auch einer der reichst Begnadigten unter den Kindern Gottes. Denn der Mann, in dessen Jugend dieß Ereigniß so wohlthätig eingegriffen, war Petrus Consalvi, den die Kirche als einen der ausgezeichneten und schon auf Erden verherrlichten Gottesdiener verehrt.

Was in seinem Innern vorgegangen, als er so handgreiflich aus träumerisch eitlem Prunk und keckem Selbstbehagen in das andre Extrem hinein gerieth, in die chaotische Mischung von Wasser und Staub, aus welcher alle Blüthenpracht der Erde sich entwickelt, das ist aus dem

Erfolge leicht zu errathen. Wo sonst, in ähnlichen Fällen, jede Erschütterung des Gemüthes von einem unterirdischen Wetterleuchten, von irgend einer energischen Blasphemie begleitet wird, womit der gedemüthigte Heros in seiner vermeintlichen Geistesgegenwart sich zu behaupten sucht, war der erste Gedanke, der gleich damals, von göttlichem Lichte geweckt, in unsrem Helden die Herrschaft gewann, dieser: „ich will aufstehen, und zu meinem Vater gehen.“ Kaum sind seine egoistischen und sinnlichen Triebe einmal derb gezüchtigt, und durch mancherlei, nicht selten vom eigenen Uibermuthe herbei geführte Begegnisse, sein Geist auf sich selber zurück gewiesen *), als es schon dem verlornen Sohne schwerer wird, „gegen den Stachel auszuschlagen,“ als schon die objective Macht des Gewissens die oft verschmähte Wahrheit mit neuer, unabweislicher Kraft ihm aufdringt. Und wenn er alsdann, aus freier Selbstbestimmung, dieß Zeugniß bejahet, dem gebietenden Worte sich willig unterwirft, dann wird er sich erst vollends bewußt, daß er von seinem Vater entfernt, und was er in solcher Ferne sey: ein zerfallender Leib, ein vereinsamter Geist, der

*) Uiber Erweckungen s. Prof. Hirscher's christliche Moral ꝛc., 2. Band, §. 351. Tübingen 1836. (Zweite Auflage.)

vor Hunger verſchmachtet. Er ſieht alſo ein, daß er zurückkehren müſſe, aber zugleich gewahrt er ſich nicht aufrecht ſtehend, ſondern zu Boden liegend, unter die Elemente der Natur, und von noch ſchlimmerer Macht geknechtet; er muß daher ſich aufrichten, und ſeine geiſtigen Kräfte wieder zuſammen nehmen, ehe er an eine Rückkehr denken kann; wer gehen ſoll, muß vorerſt auf ſeinen Füßen ſtehen, und darum eben ſagt er: ich will aufſtehen, und zu meinem Vater gehen *).

Aber ſowie er an das Aufſtehen denkt, muß ihm auch, mit der Situation oder Lage, in die er gerathen, der ganze Jammer deutlich werden, der an ſeinem gegenwärtigen Daſeyn haftet. Der Jüngling, der auf den Straßen von Piacenza aus arger Selbſttäuſchung geweckt wurde, fand ſeine rechte Beſinnung wieder, als er ſich liegen ſah in ſchlammiger Tiefe; der Jüngling, den die Parabel zeichnet, wendet ſeinen Blick nicht eher nach oben, als bis er zum ohnmächtigen Hüter einer Heerde herabgewürdigt, die ſich im Schlamme wälzt. Wie wird er es nun wagen, vor ſeinem Vater zu erſcheinen, ſich ſeinem Vater wieder vorzuſtellen, in ſo ſchmählicher Entartung und

*) „Jacebat, qui dixit: surgam; intellexit lapsum, sensit ruinam.“ *S. Chrysol.* l. c. serm. 2.

Versunkenheit, als ein Ritter von der allertraurigsten Gestalt, als ein Centaur, an welchem das Thier so ungebührlich die Obmacht gewonnen? Hat er nicht sein köstliches Erbgut verschleudert, seine hehre Würde mit Füßen getreten, seines Vaters Namen entheiligt, seine geistige Schönheit und Kraft in den Staub gezogen? Ist er nicht zum seltsamsten Ungeheuer in Gottes Schöpfung ausgewachsen, jenem Caliban ähnlich, den der Dichter hingepflanzt in die Klippen und Wälder der bermudischen Inseln, mit einem Willen, der nur Bosheit brütet, mit einer Vernunft, die das Unheilige zur Gottheit sich gesetzt? Vom Wirbel des Hauptes bis zu den Fußsohlen ist keine Gesundheit an ihm (Isai. 1.), wird ihm wohl Einlaß werden an der Pforte des Vaterhauses?

„Wer darf emporsteigen zum Berge des Herrn, wer wird bestehen vor ihm in seinem Heiligthume? Dessen Hände schuldlos sind, und rein das Herz; dessen Geist nicht strebt nach verwerflichen Dingen. Dieser wird Segen vom Herrn empfangen, und Barmherzigkeit von Gott, seinem Heiland.“ So wird es im Psalme bezeugt. Aber der verlorne Sohn hat weder schuldlose Hände bewahrt, noch ein reines Herz; wie sein Wandel, so ist auch seine Gesinnung frevelhaft gewesen, und er hat seine geistigen Kräfte an

nichtswürdige Dinge verschleudert. Soviel an ihm ist, hat er den Willen des Vaters durchkreuzt, seine heilige Absicht vereitelt, die göttliche Weltordnung gestört; wie will er nun, so gleichsam ohne Umstände, sich nähern, und vor seinem Angesichte sich zeigen?

Ein entlaufener und ungerathener Sohn, der in äußerster Noth den Entschluß faßt, zu seinem, wiewohl schwer beleidigten (irdischen) Vater die Zuflucht zu nehmen, weil er mit gutem Rechte auf die, nicht leicht zu erschöpfende Tiefe der väterlichen Liebe baut *), wird darum doch keineswegs sehr dreist und hochmüthig auftreten, und das Haupt in den Nacken werfen, sondern schüchtern genug, und mit gesenktem Blicke vor ihm erscheinen; ja er wird vorher noch reiflich bedenken, was er zur Beschönigung oder Milderung seiner Irrthümer vorbringen könne, und dann den Fund in mancherlei Gemeinplätzen darstellen. Das Unglück hat mich verfolgt, wird er etwan sagen; ein schweres Verhängniß ist auf mir gelegen, falsche Freunde haben mich irre geführt, böswillige Leute haben mich betrogen; auch der Mangel an Erfahrung, die ich doch nicht besitzen konnte, bevor ich sie gemacht und erworben, auch

*) „Ego perdidi, quod erat filii, ille, quod Patris est, non amisit." *S. Chrysol.* l. c. serm. 2.

das Temperament und heiße Blut, das ich doch eigentlich von dir geerbt, auch die übergroße Zärtlichkeit, mit welcher du oder meine Mutter mich auferzogen, das allzu reichliche Gold, das du mir eingehändigt, die Bereitwilligkeit, mit welcher du allzu früh meine Bitte gewährt, dieß und so manches andre mag wohl geeignet seyn, den Thorheiten, deren Strafe ich ja ohnehin schwer genug empfunden, zur Entschuldigung zu dienen.

Anders der verlorne Sohn, in seinem Verhältniß zu einem ewigen Vater. Ihm fällt es nimmer ein, dergleichen lügenhaften oder haltlosen Ausflüchten nachzusinnen; in seinem Bewußtseyn ist es zu helle geworden, als daß er dem innern Zeugnisse widersprechen, oder die innere Anklage mit heidnischen Sophismen beschwichtigen könnte, welche entweder das geistig Böse aus dem Kampfe der Naturkräfte entspringen lassen, oder als eine allem Endlichen anklebende Unvollkommenheit betrachten, ja letztlich in irgend einer Weise in den Urgrund der Dinge selbst hinein schieben, und so in jedem Falle es dergestalt unter die Gesetze der Nothwendigkeit stellen, daß es der Entschuldigung weder bedürftig noch fähig erscheint.

Zur Zeit, da die moderne Schauspielkunst noch auf der niedrigen Stufe des Possenspiels verweilte, hat man in „Alt England" eine Scene

aufführen gesehen, in welcher der vielbesprochene Gegenstand mit einem Witze behandelt wurde, der dazumal für das Beste von dieser Sorte galt. Die Vorstellung zeigte einen Gerichtshof, wo an der schwarzen Tafel Richter und Schöppen saßen, ausgestattet mit aller gehörigen Gravität; der Delinquent wurde vorgeführt, Kläger und Zeugen verhört, und förmlich erwiesen und constatirt, wie jener einem Landmanne ein Pferd von der Weide gestohlen. Schon war die Abstimmung im vollen Gange, und das Endurtheil schien nimmer zweifelhaft, als der Gaukler, der die Person des Delinquenten spielte, aus allen Kräften schrie, wie höchst ungerecht es sey, den Stab über ihn zu brechen, ohne vorerst seine Vertheidigung zu hören. Der Richter läßt ihm das Wort; es entsteht eine Grabesstille; große Erwartung, allgemeine Spannung, und zwar, wie sich's von selbst versteht, vorzüglich unter den Zuschauern. Wie wird, so fragt sich das Publikum, wie wird es dem Gauner möglich werden, etwas zu seiner Rechtfertigung vorzubringen, nachdem er der That schon überführt worden? Da räusperte sich der Anwalt seiner selbst, und begann, trotz einem Eugen Aram, nach allen Regeln der Eloquenz, mit einer gediegenen, trefflichen, überaus tief moralischen und tugendhaften Rede, worinn er zuerst die Heiligkeit des Rechtes, die Sicherheit

des Eigenthums in Schutz nahm, und dann wieder die Größe und Abscheulichkeit des Frevels, der diese Rechte verletzt, mit den grellsten Farben schilderte. Er zeigte mit oratorischem Prunk, wie durch solche Verletzungen, sofern sie ungestraft blieben, die häusliche Ruhe und Sicherheit, die Früchte mühsamer Arbeit, die Aussicht für die Versorgung der Kinder, der Friede und das wechselseitige Vertrauen im Kreise der Familien, zu Grunde gehen müßten, und wie demnach kein Vergehen auf Erden der geselligen Ordnung verderblicher, keins fluchwürdiger und strafbarer sey, als der Diebstahl. Und nun gab er plötzlich der Fluth seiner Rede eine neue Wendung. Da ihr nun, ihr Herren Richter, selber einsehen und anerkennen müsset, wie schwarz und verabscheuenswerth das Verbrechen, dessen man mich zeihen will, so ist es gänzlich an euch, nach reiflicher Prüfung zu entscheiden, welch eine Strafe diesen meinen Anklägern hier gebühre, die eigentlich allein an dem Uibel schuld sind; denn diese sind es, die das Pferd so künstlich abgerichtet haben, daß es unbescholtene Leute ohne ihre Schuld zum Stehlen verleitet. Denn wohlgemerkt! wenn ihr etwan die Meinung hegtet, ich hätte das Pferd hinweg genommen, und dieß einzig aus dem Grunde, weil man mich darauf sitzen gesehen, so wäre dieß ein Irrthum, der bei so hochweisen

Herren gar nicht gesucht werden sollte; sintemal nichts klärer am Tage liegt, als die große Wahrheit, daß nicht das Pferd von mir fortgetragen wurde, sondern ich vom Pferde!

Was hier, in possenhafter Weise, auf dem Thespiskarren als erklecklichen Witz sich ausbot, hat leider auch, in der theoretischen wie in der sittlichen Durchbildung des Heidenthums, eine weltgeschichtliche Bedeutung. Die Abscheulichkeit des Lasters, das Frevelhafte jeder ungerechten Handlung hat der verlorne Sohn, im Ganzen und Großen, zu empfinden nie aufgehört; doch haben seine Weltweisen den Grund des Bösen am liebsten in einem gewissen, gröber materiellen Elemente gesucht, welches sie als das, dem Göttlichen in der Seele beigemischte Sinnliche, als den Wohnsitz der Begierden betrachteten. So konnten denn auch sie über das Thier sich beklagen, das darauf abgerichtet sey, ihr besseres Ich zu entführen. Sehr geläufig war es ihnen auch, das Princip der Körperlichkeit (die Materie) als ein von ewig her neben Gott bestehendes anzusehen, das von Gott selbst nicht umgewandelt (durchgeistet) werden, und in seiner heftigen Begier den Forderungen des Wahrhaften und Guten nicht gehorchen könne.

Bei allem dem, und obschon er im folgerechten Wahn dem Zeus und Siwas, der Maja und

Cythere ſeine eigenen Laſter angedichtet, konnte der Verirrte doch nicht mit ſo vollkommener Täuſchung ſich beſchwichtigen, daß nicht eine tiefe Ehrfurcht vor der Gerechtigkeit, Lauterkeit und Wahrheit in ihm rege geblieben wäre, an denen er ſich nicht zu vergreifen vermochte, ohne von inneren Schrecken heimgeſucht zu werden. Die zahlloſen Opfer, die er den beleidigten, göttlichen Mächten darbrachte, der Glaube an die rächenden Eumeniden und die Nemeſis, die Sage vom Prometheus, an deſſen Eingeweiden der Geier hackte, die tiefen, ſittlichen Züge in der Sage von Oreſtes und Pylades, und viele andere Bilder eines geängſtigten, von Schuld zerriſſenen Bewußtſeyns geben Zeugniß davon. Und deßhalb iſt es wahrlich ein ſtaunenswürdiger, ja ganz wunderbarer Umſchwung, der in ſeinem Innern vorgegangen, daß er weder mit jenen Truggedanken ſich länger täuſchen mag, noch andrerſeits, da er zur wahren Erkenntniß über die Sünde und das Böſe gelangt, vor der göttlichen Gerechtigkeit die Flucht zu nehmen trachtet, die ihm vielmehr jetzt, in ihrem vollen Lichte, als Heiligkeit, und darum als erbarmende Huld entgegen leuchtet. Schon iſt demnach ſein Geiſt geweckt und gekräftigt worden, ſich aus der Tiefe der Naturbefangenheit herauf zu ſchwingen; ſchon erkennt er ſich in ſeinem weſenhaften Gegenſatze

zu allem, was der Nothwendigkeit unterworfen; er sieht ein, daß keine physische Gewalt seine Willensfreiheit zwingen könne, die einzig selber sich bestimmt, und wie demnach nichts böse sey, als der freie Widerspruch gegen Gottes Idee und Willen. Entschuldigen also kann er sich nimmer; die Gründe, die er sonst zu ersinnen verstand, verachtet er nun selber. Zum Vater will er dennoch; wo anders könnte ihm Hilfe und Rettung werden? Es kommt also nur darauf an, was er sagen soll. Und auch da bleibt ihm keine Wahl, als die anerkannte Wahrheit ohne Rückhalt zu gestehen.

Wie jener Büßer in den Psalmesworten es ausgesprochen: „ich erkenne meine Verschuldung, und meine Sünde steht allezeit vor mir", so bedachte es in seinem Herzen auch er. Er will es nicht bloß im Denken belassen, sondern auch aussprechen; denn des Menschen Gedanke kann nur im Worte sich ausprägen, und der Glaube des Herzens, der zur Rechtfertigung gereicht, muß, um das Heil zu erreichen, auch zum Bekenntnisse des Mundes werden. (Röm. 10.) So ist schon sein Vorsatz eine innere Rede: „ich will zu meinem Vater gehen und sagen: Vater, ich habe gesündigt." Ich selbst muß Klage führen gegen mich, und ich allein bin es, den diese Anklage trifft, denn was ich gethan, geschah durch

mein geistiges Selbst, durch meine eigene Wahl und freie Selbstbestimmung, und folglich durchaus ohne Nothwendigkeit, ohne zureichenden Grund, sonst wäre es keine Sünde. Welch eine Klarheit und Tiefe in den einfachen Worten dieses Geständnisses! Es enthält die volle Negation dessen, was von der Heiligkeit Gottes negirt (und verurtheilt), und daher auch schon die Bejahung alles desjenigen, was von dieser affirmirt wird; es ist das Zeugniß des hell gewordenen Selbstbewußtseyns oder geistigen Selbstgefühls, das dem Urtheile Gottes (im objectiven Momente des Gewissens), gänzlich beistimmt, und ihm sich unterwirft.

So steht der Reuige, in der Erkenntniß seiner Freiheit und Bedingtheit, seinem Schöpfer und Gebieter gegenüber, zu dem er nicht aufblicken kann, ohne in ihm den Vater zu lieben; und er bekennet und läugnet nicht: ich habe gesündigt. Du hast dieser unermeßlichen Naturschöpfung ihr Gesetz eingepflanzt, dem sie, im Ganzen wie im Einzelnen, gehorchen muß ohne Wahl, und kein Planet wendet seine Bahn um, kein Baum verkehrt seinen Wipfel zur Wurzel; jedes Geschöpf beharrt im Kreise seiner Triebe. Du hast auch der großen Welt der Geisteswesen ihr Gesetz gegeben, dem sie gehorchen sollen aus freier, eigener Wahl, damit sie auf eine Weise

ſich ſelbſt vollenden, die ſie des Antheils an deiner ewigen Lebensfülle fähig und würdig macht; und beiden dieſen Geſetzen Hohn zu ſprechen, deine heilige Weltordnung zu ſtören, dein Werk an mir und Anderen zu verwüſten, habe ich für etwas Geringes geachtet. So habe ich die herrlichen Kräfte, die du mir verliehen, in Trägheit verkümmern laſſen, oder zu verächtlichen Zwecken mißbraucht; deiner abſoluten Oberherrlichkeit mit Trotz und Leichtſinn den Widerſpruch bietend, habe ich die innere Gewißheit von der ſittlichen Kraft und Würde meines Geiſtes preis gegeben, und, in das Sinnenleben verſenkt, die Freiheit mit der Knechtſchaft vertauſcht; einzig mich ſelbſt ſuchend, nicht Dich; habe ich ſtatt der Wahrheit nur Lüge, ſtatt des freudigen Lebens nur Finſterniß und Elend gefunden.

Doch nicht darinn iſt ſein Bekenntniß ſchon abgeſchloſſen. Nicht um der herben Strafen oder Folgen willen wird die Sünde wahrhaft bereuet, da ſolch eine Reue wieder nur den Finſterniſſen der Selbſtſucht angehörte. Das Weſentliche an der Sünde iſt die Schuld; die Schuld aber iſt die Verletzung der Huld Gottes, iſt die Flamme, die hervorſchlägt aus der feindlichen Spannung zwiſchen dem geſchöpflichen und dem göttlichen Willen; ſie iſt ein Widerſpruch, der nothwendig dazu führt, daß die göttliche Liebe, die in ihrer

Heiligkeit ewig nur ihre Idee als wahr und gut behaupten kann, auch ihrerseits der Lüge verneinend entgegen tritt, und dadurch dem frevelnden Geiste nunmehr gebietend und drohend (als göttlicher Zorn) sich kund giebt. Dieß beherzigend, diese feindselige Richtung der Sünde fühlend, die nur gegen ihn selber sich umkehren kann, und als blitzendes Schwert den Liebesbund Gottes mit ihm durchschneidet, führt der Reumüthige sein Bekenntniß weiter durch in den Worten: „ich habe gesündigt in den Himmel" *). In oder gegen den Himmel: denn der thatsächliche Widerspruch gegen die Majestät und Heiligkeit des göttlichen Willens ist wie ein greller Schrei, der die Harmonie der Schöpfungswelt durchfährt; ein Auflehnen und Ankämpfen gegen die Autorität des absoluten Gebieters, der, weil er außer- und überweltlich, und dennoch allgegenwärtig, in den Himmeln wohnt, nämlich in seiner eigenen Unendlichkeit.

Auch darinn also gestaltet sich die Sünde zu

*) Wenn Maldonat diesen Ausdruck als einen bloß sprachlichen betrachtet, so übersah er dabei nicht nur, daß in diesem Falle das Verbindungswort: in den Himmel und vor dir, ganz überflüssig wäre, sondern auch, was die Hauptsache ist, daß damit eben das Wesentliche an der Sünde, der Widerspruch gegen Gott, angedeutet werde.

einer Feindseligkeit gegen den Himmel, weil der Treulose und Ungerechte, indem er das Gesetz Gottes verachtet und verletzt, Ihm gegenüber sich selber zum eigenmächtigen Herrn aufwirft, und folglich, so viel an ihm ist, die absolute Herrschaft Gottes läugnet, wodurch er nicht bloß den sagenhaften Himmelsstürmern aus dem Geschlechte der Titanen sich anreiht, sondern auch in die Gesinnung jenes finstern Riesengeistes eingeht, die mit den hochtrabenden Worten prahlt: „ich will in den Himmel emporsteigen, und über die Gestirne Gottes meinen Thron erhöhen; ich werde dem Allerhöchsten ähnlich seyn." (Isai. 14.) Was ist dem Knechte der Sünde geläufiger, als der folgerechte Wunsch, daß kein persönlicher Gott sey, der als solcher auch die Geistesweſen und ihre Thaten richtet; oder daß er wenigstens dem Torngarsuk, dem Gotte der Grönländer gleiche, den sie für allzu gütig halten, als daß er irgend eine Verantwortung oder Sühne fordere. Mit dieser schnöden Gesinnung sündigt er auch dadurch in den Himmel, weil er im Widerstreite gegen jene Himmel verharrt, welche, nach dem Zeugnisse des Herrn: „in meines Vaters Hause sind der Wohnungen viele", die Heimath zahlloser verklärter Geister sind, die ewig der göttlichen Weisheit und Liebe huldigen, und aus ihrem Friedensborne schöpfen. Welch eine tiefe

und mächtige Reue muß den Menschengeist ergreifen, sobald er zur Einsicht gelangt, daß er allen diesen himmlischen Wesen, zu deren Gemeinschaft er doch berufen, einen Gegenstand des Mitleids, aber auch des Abscheues dargeboten? Denn sofern nur dem göttlichen Ausspruche, nach seiner ganzen Bedeutung geglaubt wird: „daß im Himmel, und bei den Engeln Gottes mehr Freude über einen Sünder ist, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen", wie sollte daraus nicht schon auf die Größe des Misfallens zu schließen seyn, womit dieselben himmlischen Geister jeden von Gott Abgewendeten betrachten?

Noch in andrer, eigenthümlicher Weise wendet die Sünde gleichfalls ihr Wurfgeschoß gegen den Himmel, weil sie nicht bloß der Stimme des ewigen Logos, sondern auch dem, in seine Lebenseinheit aufgenommenen, himmlischen Menschen *), und folglich dem gesammten Mysterium der Erlösung und des Heiles entgegen wirkt, indem sich der Sünder vielmehr in dem entzweiten und knechtischen Zustande des alten und irdischen Adam behauptet, an dem er sogar, so lange

*) Qui enim in coelum peccat, quod etsi supernum, tamen *visibile* elementum est, ipse est, qui peccat in hominem, quem suscepit filius Dei pro salute nostra. *S. Chrysostom.* homil. de duob. fil.

er nicht zur Besinnung gekommen, einzig sein Behagen findet. Wenn wir nun (wie Theophylactus bemerkt) von einem Menschen, der Blei dem Golde, oder, um etwas Höheres für diese Vergleichung zu wählen, irgend ein rohes und werthloses Ding einem herrlichen Kunstwerke vorzieht, billig aussagen können, daß er mit seiner Unkenntniß oder Leichtfertigkeit gegen den verachteten Gegenstand frevelt; wenn wir im uneigentlichen Sinne von Sünden gegen die feine Sitte und Höflichkeit, gegen die Klugheit, gegen die Wissenschaft und bildende Kunst reden dürfen, was soll erst der Sterbliche von sich urtheilen, welcher die untergeordnete, unfreie Natur dem Geiste und seinen Zwecken, die vergänglichen Güter der Welt und der Erde den himmlischen, und den irdischen Genuß dem Leben aus Gott, dem göttlichen Frieden vorgezogen?

Allerdings muß er darum in jeder Weise bekennen: ich habe gesündigt gegen den Himmel; doch bleibt er auch bei diesen Worten nicht stehen. Er ahnet wohl, daß es an Anklägern nicht fehlen könne, die ihn seiner Verkehrtheit zeihen, doch weiß er auch, daß sein Richter und Retter ihrer nicht bedürfe. Der irdische Vater eines fern entwichenen Sohnes muß wohl um Mittel sich umsehen, damit er von dem Thun und Lassen des Verirrten etwas erfahre; hier aber ist

es anders *). Der mit der Schöpfungswelt auch die Weise des relativen Daseyns, nämlich Raum und Zeit gesetzt, ist nothwendig auch von diesen Schranken frei zu denken. Eben deßhalb, weil die Welt nicht durch Emanation (Zeugung) aus dem Wesen Gottes hervorgegangen, wie der ewige Sohn, weil sie daher auch ihre Wesenheit (Substanz) nicht aus seinem Wesen, sondern aus der Allmacht seines Schöpferwillens erhalten hat, und als ein Werk seiner Allmacht besteht, als die Verwirklichung seiner Idee von dem, was er wesenhaft nicht ist; eben deßhalb, weil sie ausser und unter ihm steht, und einzig von ihm, ihrem absoluten Urheber abhängt, ist er der Allgegenwärtige und darum auch Allwissende, der nicht allein (wie es von selbst sich versteht) das Wesen der Dinge überhaupt, sondern auch die Gedanken und Willensregungen der geistigen Geschöpfe durchschaut. Zwar hat man neuerlichst, im seltsamen Eifer für die Reinheit der Gottesidee, jeder vom menschlichen Geiste entlehnten Analogie, als einer fehlerhaften Vermenschlichung des Unendlichen, den Krieg erklärt; man ist so weit gegangen, zu behaupten, daß bei Gott Möglich-

*) Cui peccatur in coelo, non terrenus Pater est, sed coelestis, et ideo adjecit: coram te. *S. Chrysol.* serm. 2.

keit und Wirklichkeit, Allwiſſenheit und Allmacht in eins aufgehen, und es für ihn kein Erkenntnißgebiet gebe, das auſſerhalb des Gebietes ſeines allmächtigen Willens, oder der von ihm gewollten und hervorgebrachten Dinge liege; indem eine ſolche Unterſcheidung zwiſchen dem Möglichen und dem Wirklichen nur der menſchlichen Beſchränktheit angehöre *). Wo bliebe aber dann noch ein Spielraum übrig für die freie Thätigkeit der geiſtigen Geſchöpfe? Soll die ſittliche Freiheit, gegenüber der göttlichen Allmacht, nicht geläugnet werden, ſo bleibt es unſtreitig, daß die Allwiſſenheit Gottes nicht bloß jene Dinge und Vorgänge zum Object hat, die von ſeiner Allmacht hervorgebracht, geordnet und gewollt ſind, ſondern auch jene Unordnungen, die er nicht gewollt, die ſeinem heiligen Willen widerſprechen, und darum eben als das Böſe hervortreten.

So hochgeiſtig alſo der Eifer gegen jede menſchlich bildliche (anthropomorphiſche) Ausdrucksweiſe ſcheinen mag, wird doch der Ausſpruch des Apoſtels ſeine volle Geltung behalten: „vor Gott, der ein Richter der Gedanken und Geſinnungen des Herzens, iſt kein Geſchöpf verborgen: alles

*) Uiber die neueſten dogmat. Verſuche in der Ausbildung und Darſtellung der Gottesidee, in Fr. Feldmann's theologiſchen Miscellen. Cottbus 1837.

liegt bloß und offenkundig vor seinen Augen." (Hebr. 4.) „Die Augen des Herrn wachen über die Wege der Menschen, und alle ihre Schritte betrachtet er. Es giebt keine Finsterniß, noch irgend einen Todesschatten, wo sich vor ihm verbergen könnten, die ruchlos handeln." (Job 34.) „Wehe euch", heißt es beim Seher, „die ihr schlauen Herzens seyd, wähnend, vor Gott euere Beschlüsse zu verbergen; die ihr eure Werke im Dunkel vollführt und sagt: wer siehet und wer kennt uns? Verkehrt ist dieser euer Gedanke; wie etwan, wenn der Lehm gegen den Töpfer sinnen, und das Gebilde seinem Werkmeister und Bildner sagen würde: du hast mich nicht gemacht, und du verstehst mich nicht." (Isai. 29.) Von solchem Irrwahne kann der reuige Sohn, der zu seinem Vater aufblickt, nimmer getäuscht werden; ihm ist das Licht schon aufgegangen, das in so klarer Fülle aus den Worten des herrlichen (138.) Psalmes strömt: „wohin, o Herr, soll ich gehen vor deinem Geiste? wohin vor deinem Angesichte fliehen? Stieg' ich gen Himmel empor, daselbst bist Du; suchte ich in der Unterwelt mein Lager, bist du auch dort; könnte ich mit den Fittigen der Morgenröthe mich aufschwingen, und wohnen am fernsten Strande des Meeres, auch da würde deine Hand mich lenken, deine Rechte mich erfassen!" Und so be-

kennet er dann: „ich habe geſündigt in den Himmel und vor dir, vor deinem Angeſichte, vor deiner Allgegenwart.“ Dir allein habe ich geſündigt, und was vor dir böſe iſt, gethan, ſo daß du gerecht bleibſt in deinem Urtheilsſpruche, und Recht behältſt, wenn du richteſt.“ (Pſ. 50.) Denn in dieſer einzig wahren Auffaſſungsweiſe der Schuld, als eines Frevels an und wider Gott, liegt auch ſchon die Anerkennung, daß ſein Urtheil in Tiefe und Wahrheit das unſre bei weitem übertreffen werde. „Wenn unſer Herz uns anklagt, ſo iſt Gott größer, als unſer Herz, und weiß alles“ (1. Joh. 3.); ohne Vergleich genauer und ſchärfer ſieht und beurtheilt er unſre Verſchuldung, als wir, die wir noch obendrein ſo gern ſie beſchönigen oder verkleinern.

Dieß beherzigend, bejahet der Wiedererweckte nicht allein das Gottesurtheil, das er in ſeinem Gewiſſen vernimmt, ſondern er kommt auch dem Gottesgerichte zuvor, indem er ſich ſelber richtet. „Vater, ich habe geſündigt in den Himmel und vor dir; nimmer bin ich würdig, dein Sohn zu heißen.“ Er ſagt keineswegs: ich bin unwürdig, dein Sohn zu ſeyn, weil er gleichſam unwillkührlich, aus innerſtem Gefühle, den Beleidigten noch immer Vater nennen muß; doch bekennt er ſich unwürdig, einen ſo ehrenvollen Namen zu führen, dem er in ſolchem Maße treulos gewor-

den. Was verlangt er dennoch? mit welcher Bitte beſcheidet ſich ſeine Demuth? „Mache mich wie einen deiner Taglöhner.“ Auch ſelbſt mit dieſer Forderung tritt er nur ſchüchtern hervor; er will nicht ausdrücklich ſagen: nimm mich auf unter deine Taglöhner; denn er möchte wohl mit der Zeit der Würde des Sohnes wieder ſich werth machen; fürs erſte aber wird er ſich glücklich preiſen, nur wie einer von den Söldnern gehalten zu werden.

Betrachten wir den Wiedererweckten auf dieſem Gedankengange, ſo erkennen wir an dem, wenn noch ſo tief Geſunkenen, immer doch den Sohn eines unendlich heiligen Vaters. Nicht umſonſt verwies der Apoſtel die Männer von Athen an den Ausſpruch ihrer eigenen Dichter: „wir ſind von göttlichem Geſchlechte“, obwohl dieſer poetiſche Spruch auf chriſtlichem Boden ein andres Verſtändniß giebt, als auf dem heidniſchen. Der Menſchengeiſt, in ſeiner Ebenbildlichkeit oder Befähigung für Gott, verläugnet ſeinen Adel nicht, der ſogleich wieder zum Vorſchein kommt, ſobald der Verkehr mit dem göttlichen Lichte neu beginnt. Dieß giebt ſich nun, in mehrfacher Weiſe, an der Bitte des verlornen Sohnes kund. Im Sklaventhume der Sinnlichkeit und des Lügengeiſtes war er ein Knecht ohne Lohn; alle die Dienſte und Mühen, die ihn niederdrückten,

konnten nur Verluſt und Schmach ihm einbringen; nun ſehnt er ſich darnach, nur wie ein Diener um Lohn im Vaterhauſe zu weilen. Schon im buchſtäblichen Sinne der Parabel iſt dieß ein erfreulicher Fortſchritt, eine wahre Verbeſſerung und Erhöhung ſeines jetzigen Standes; weil der Söldner doch wenigſtens kein Leibeigner oder Sklave mehr, ſondern ein Freier iſt, der ſich aus eigener Wahl zu einem Dienſte herbeilaſſen, und nach erfülltem Werke wieder austreten kann. Im höhern Sinne erſcheint der Reumüthige wieder auf dem Wege, die ſittliche Freiheit, die er vergeudet, dadurch neu zu gewinnen, daß er zum Gottesgehorſam zurückkehrt*). „Befreit von der Sünde", ſo lehrt der Apoſtel, „ſeyd ihr der Gerechtigkeit dienſtbar worden." (Röm. 6.)

Zwar (wie der Abt Gilibertus hier bemerkt) erſcheint die Hoffnung, die er in ſeinem Herzen hegt, noch etwas dürftig und beſchränkt; zu gering iſt noch ſein Glaube an die unermeßlichen Schätze der väterlichen Huld; ſeine Bitte iſt ſo geſtellt, daß ſich der Zuſtand des Hungerleiders noch daran erkennen ließe, der ſeine nüchternen

*) Qui penes extraneum servam senserat libertatem, penes Patrem credit sibi futuram liberam servitutem. *S. Chrysol.* serm. 2.

Wünſche zu nichts höherm zu erheben wagt. Und wirklich weilt er ja noch mitten im Elende, hat noch nicht thatſächlich erfahren, was der Vater für ſeinen Empfang bereitet. Dennoch iſt darinn ſchon die Schönheit und Großmuth ſeiner Geſinnung ausgeprägt, daß er keineswegs verlangt, im Vaterhauſe müßig zu gehen, und in aller Ruhe der Luſt und Freude zu leben, daß er nimmer (nach plebejiſcher Redensart) ein Tagedieb, ſondern ein Taglöhner ſeyn mag, der emſigen Arbeit ſich widmen, und ſeine Kräfte benützen und üben will, um würdige Früchte der Buße zu wirken.

Welch ein wunderbares Ineinandergreifen der innigſten Empfindungen und Beſtrebungen in einem Momente! Die Schauer der Furcht vor dem beleidigten Vater und die kindliche Sehnſucht nach ſeiner Nähe; der tiefe Schmerz über die ſchwere und ſchmähliche Verſchuldung, und der Muth des heiligen Vertrauens; das Gefühl der Hülfloſigkeit im eigenen Selbſt, und die ganze Kraft der wiedergewonnenen Hoffnung, ſie vereinen ſich in dem lebendigen Entſchluſſe: ich will aufſtehn und zu meinem Vater gehen. Und doch (wie Auguſtinus anmerkt) ſind das nur Worte eines Menſchen, der ſeine Buße vorbedenkt, noch aber nicht vollzieht. Denn bisher hat er alles dieß dem Vater nicht bekannt, ſon-

dern bei seiner Ankunft es zu sagen sich vorgenommen. Er will erst aufstehen, er will erst hin gehen; doch zwischen dem Wollen und dem Vollbringen wird eben so sehr eine Vermittlung eintreten müssen, als zwischen dem Nichtwollen und Wollen, zwischen dem Todesschlummer und dem Erwachen des Geistes. Hier also erst beginnt die Entwicklung der großen Geschichte; und, wie es bei jeder Entwicklung geschieht, das Wesentlichste und Innerste kommt zuletzt an den Tag, das Früheste tritt am spätesten hervor, das Erste erscheint als das Letzte. Ich will aufstehen, ruft der Verlorne, und zu meinem Vater gehen. Der aber als erster und letzter von Anfang her das gefallene Menschengeschlecht vor dem Vater aufrecht erhalten, und der es am Ende Ihm wieder zurückführt, ist derselbe, der von sich aussagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater, es sey dann durch Mich." —

IX.

Die Heimkehr.

„Und er ſtand auf, und kam zu ſeinem Vater. Als er aber noch fern war, ſah ihn ſein Vater, und ward von Barmherzigkeit bewegt.“ (Luc. 15, 20.)

Gar oft erblicken wir in einiger Ferne einen Bergesgipfel hervorragen, oder die Spitze eines Thurmes; dort iſt die Gegend, dort die Stadt, wohin wir gelangen wollen. Doch ob wir auch zum erſtenmale dieſe Straße ziehen, errathen wir doch leicht, daß hier noch manch ein Hügel und Abhang, manch eine Schlucht oder Flußbette mit ſeinen Krümmungen und Brücken dazwiſchen liegen, welche dem Wege, den die Füße betreten, ganz andre Linien und Richtungen anweiſen, als jenem des Lichtes, dem das Auge folgt. So begegnet es uns auch hier, indem wir die Geſchichte des verlornen Sohnes da wieder aufnehmen, wo wir zuletzt ihn verließen. Noch in der Tiefe der Noth und des Jammers befand er ſich, da er

ſich ſelber ermunternd ſprach: ich will aufſtehen und zu meinem Vater gehen. Und unmittelbar darauf wird berichtet: „und er ſtand auf, und kam zu ſeinem Vater.“ Geſagt, gethan, iſt wohl ein ſchönes Wort, das in irdiſchen Vorſätzen und Geſchäften eben ſo oft dem Leichtſinn als der Energie zum Wahlſpruch dient; aber in den Angelegenheiten des höhern Lebens, ſo unbedingt hingeſtellt, allerdings an die Satzungen heidniſcher Stoa und pelagianiſcher Weisheit erinnert, und zu baarer Lüge ſich geſtaltet.

Schon das Bewußtſeyn der Schuld, und der Glaube an die Liebe des Vaters, die gleichzeitig in dem Verirrten erwachten, ſetzen die Offenbarung der göttlichen Huld voraus; zwiſchen dem Entſchluſſe und der That, zwiſchen dem Beginne des Weges und dem Ziele, wird auch wohl noch Großes liegen. Hinabſtürzen in den Abgrund, das kann der Sterbliche wohl, ſobald er mit ſeiner Freithätigkeit von der ewigen Liebe ſich abgewendet; vermag er auch wieder empor zu klimmen, einzig durch ſeine Kraft? Gefangen geben und einſperren kann jeder ſich ſelbſt, ſobald er eine Thüre hinter ſich zuſchlägt, die mit einem altfränkiſchen, nur von auſſen zu öffnenden Schloſſe verwahrt iſt; doch wird er nachher vergeblich um den Ausweg ſich bemühen, wenn ihm Niemand aufthut. Sich ſelber zu tödten, liegt in ſeiner

Macht, doch nimmer vermag er, sich wieder ins Leben zu rufen! Näher bezeichnet (nach den Worten des heil. Papstes Martin des ersten), ist es der Schwäche des gesunkenen Menschen eigen, daß er irre geführt und betrogen wird; aber in einen bessern Zustand ihn umzuwandeln, ist einzig der Gnade Werk; insofern es nur von ihr den Anfang und das Gelingen nehmen kann.

Was demnach hier von der Parabel nur leise angedeutet, ja voraus gesetzt wird, oder was der Erzähler derselben nicht ausdrücklich in den Vordergrund stellt, ist — der Erzähler selbst, der alles Leben in der Menschheit vermittelt, der auch gelehrt hat: „niemand kommt zum Vater, es sey dann durch mich.“ Die Geschichte vom verlornen Sohne, von seiner Rückkehr ins Vaterhaus, von der Heilung seiner Noth, und der Erneuerung seines Lebens, ist nichts geringeres als die Geschichte der Erlösung. Diese Geschichte hat ihre negative und positive Seite, deren eine das Verderben, die andre das Heil oder die Hülfe von oben umfaßt, die aber keineswegs wie zwei auf einander folgende Theile oder Abschnitte einer Historie, sondern wie zwei von Anfang her unzertrennlich verflochtene Fäden, wie Zettel und Einschlag eines Gewebes sich verhalten.

Die erste Seite, die des Verkommenseyns und geistigen Elends war es, die wir in ihrem Vor-

herrſchen bisher betrachtet; ſowie ihren Umſchwung und Wendepunkt in dem Bekenntniſſe: „ich habe geſündigt in den Himmel und vor dir.“ Doch konnte die Bedeutung davon noch nicht aus der rechten Höhe und Tiefe, und darum nur unvollſtändig erfaßt werden. Denn offenbar entfalten ſich in dieſem Bekenntniſſe ſchon die himmliſchen Keime des Glaubens, der Liebesreue, der Hoffnung; wie ſollten ſie aber Wurzel faſſen und gedeihen, ohne Pflanzung von oben? Wir erkannten darinn die willige (ſubjective) Uibereinſtimmung mit dem Zeugniſſe des Gewiſſens; allein worinn hat wieder dieſes ſeinen thatſächlichen Beſtand? Müſſen wir demnach, von vorn herein ſchon, die Erweckung des Verunglückten als eine Gottesthat anerkennen, ſo will uns darüber auch die Parabel nicht lange in Zweifel laſſen; denn klar genug iſt das in den Worten dargelegt: „als er aber noch ferne war, ſah ihn ſein Vater, und ward von Barmherzigkeit bewegt.“

Alſo nicht der verlorne Sohn in der Ferne ſieht den Vater, wohl aber ſieht der Vater ihn. Er ſieht ihn aus der Ferne, denn „hoch erhaben iſt der Herr, und ſiehet den Niedrigen; den Uibermüthigen kennet er von fern.“ (Pſ. 137.) Er ſiehet ihn in der Ferne, weil der Flüchtling ſich abgekehrt von ſeiner Huld. Aber weil er ihn ſieht, weil er mit heiliger Güte über ihn wacht,

ihn als einen Verlornen nicht aufgiebt, iſt eben damit ſchon die Rettung eingeleitet. Ja eben dadurch, daß er auf ihn ſieht, behält der Verirrte, obwohl in öder Ferne, die Fähigkeit, gewinnt er wieder die Kraft, auch ſeinerſeits, durch ſeinen Geiſtesſinn (im Glauben) den Vater zu ſehen: eine Fähigkeit, die nur durch die Sünde verdunkelt wurde *). Dieſe wachende Vaterhuld wird, in der bildlichen Sprache der Schrift, das Licht genannt, das von ſeinem Angeſicht ausgeht, und Wahrheit und Heil in die Herzen ſtrahlt. So iſt es in den Worten des Pſalmes gemeint: „ſey uns gnädig, o Gott, und ſegne uns, und laſſe dein Antlitz über uns leuchten, daß man auf Erden deine Thaten erkenne, unter allen Völkern deine Hülfe.“ So iſt es in dem Gebete ausgedrückt: „du biſt meine Leuchte, o Herr, und du erleuchteſt meine Finſterniß.“ So auch in dem inhaltvollen Bekenntniſſe: „bei dir iſt des Lebens Quelle, und in deinem Lichte werden wir das Licht ſchauen.“ (Pſ. 35.) Von dieſer Erleuchtung ſeines geiſtigen Sinnes hängt es ab, daß der in ſich entzweite, in das Traumleben verſunkene

*) „Pater vidit illum, *ut et ille* Patrem possit attendere: Patris visus illustravit filii venientis aspectum, ut tota fugaretur obscuritas, quae circumfusa fuerat de reatu.“ *S. Chrysol.* l. c. serm. 3.

Menſch im Innern erwache, zu ſich ſelber komme, und indem er Gottes Heiligkeit und Wahrheit erkennt, ſelbſt wieder licht werde; weßhalb auch (wie ſchon der heilige Biſchof Aſterius geſagt hat), der Sünder nicht von Sich bekehrt, von ſeinem eigenen Selbſt erleuchtet wird, da er ja eben zu Dem ſich bekehrt und wendet, was er nicht iſt, nämlich zur Fülle und Wahrheit des göttlichen Lebens *).

Aber dieſe huld- und ſegensreiche Kraft, die in dem Blicke des Vaters liegt, wird durch das Folgende noch genauer bezeichnet. Da der Vater den Entwichenen in ſeinem Verfalle, in ſeiner Zerrüttung ſieht, wird er von Barmherzigkeit beweget. Die Huld, die Liebe, die als ſolche nur auf dem Getreuen und Bewährten ruht, und auf dem Schuldloſen, der ſeine Willensfreiheit noch in keiner Weiſe bethätigt, dieſe Huld und Liebe, die der abtrünnige Menſch verletzt und

*) Conversione tua factus es luminosus, sed a quo? Numquid a te? Si a te conversus posses illuminari, nunquam posses tenebrari: quia tecum esses semper. Quare illuminatus es? Quia convertisti te ad illud, *quod tu non eras*. Deus lumen est. Non enim tu lumen eras, quia peccator eras. *S. Asterius* Ep. Amas. supra Ps. 25. Man kann an dieſen Ausdrücken eine ſehr entſchiedene Betonung gegen pantheiſtiſche Redeweiſen bemerken.

zurück geſtoßen, wird auch jetzt nicht für immer ihm entzogen; ſie waltet noch ferner über ihm, nur freilich in einer andern und neuen Form ihrer Wirkſamkeit, in der Form der Erbarmung. Dieſe Erbarmung iſt es, die den Vater bewegt. Wird auch Gott bewegt, daß er aus ſeinem Weſen und Seyn herausgeht *)? Und doch wird ferner geſagt, daß er dem Kommenden entgegen geht, ja entgegen eilt. Der Vater geht aus dem Vaterhauſe hervor, um dem Reuigen zu begegnen und ihn zu tröſten noch in einiger Ferne. Der Ewige und Unſichtbare, ſich ſelbſt offenbarend, nähert ſich der ihm entfremdeten Menſchheit in neuer Weiſe **); der Himmel neiget ſich zur Erde; es erfüllt ſich die, dem Menſchengeſchlechte durch den Seher gegebene Verheißung: „mit immerwährender Huld habe ich dich geliebt, darum habe ich dich zu mir gezogen, deiner mich erbarmend.“ (Jer. 31.)

Um in dieſe Myſterien der göttlichen Liebe

---

*) Movetur misericordia, qui loco non potest dimoveri; accurrit non progressu corporis, sed pietatis affectu. *S. Chrysol. l. c. serm.* 3.

**) Pater occurrit et accurrit longe. Cum adhuc impii essemus, Christus pro nobis mortuus est. Occurrit Pater, occurrit in Filio, cum per ipsum de coelo descendit et pervenit ad terras. Pater, inquit, qui me misit, mecum est. *l. c. serm.* 5.

näher einzugehen, wollen wir fürs erste auf dem Boden der Parabel verweilen, und fragen: ob ein weiser Vater wohl seinen Sohn entlasse, damit dieser nach eigener Wahl und Einsicht handle, wenn er irgend wie mit großer Wahrscheinlichkeit voraussieht, daß der Jüngling sich in böse Gefahren verwickeln werde? Allerdings entläßt er ihn dennoch seiner Obhut, damit er den Kampf des Lebens bestehe, und zur Selbständigkeit gedeihe. Uiberläßt auch Gott den Menschen seiner freien Wahl, obgleich er voraussieht, daß diese verhängnißvolle Selbstentscheidung unselig ausfallen werde? Dieß ist so gewiß, so unumgänglich, als es zum Wesen des geistigen Geschöpfes gehört, daß es durch freie That sich selbst vollenden muß. Die andre Frage, die an die erste sich anschließt, wird diese seyn: ob ein liebevoller (irdischer) Vater den widerspenstigen oder leichtsinnigen Sohn dergestalt seinem Geschicke anheim giebt, daß er nicht, so lange er noch auf seine Sinnesbesserung hoffen kann, von Zeit zu Zeit nach seinem Wohl oder Weh sich erkundigt, einen Gruß, eine freundliche Warnung ihm zusendet, sondern völlig unbekümmert ihn verwildern und verderben läßt in der Fremde? Gewiß wird er von dieser Seite thun, was er nur immer vermag. Daß nun auch der ewige Vater die Menschen nicht ohne Warnung, ohne Botschaft, ohne

Hülfe, der Zerrüttung preis gegeben, dafür zeugt schon unser Bestehen, und die eigenthümliche Weise, wie dieses Bestehen sich gestaltet.

Denn die Zerrüttung, die so unläugbar in das Menschenleben eingedrungen, hätte ja, im unaufgehaltenen Gange, zum gänzlichen Verderben und Zerfalle geführt, und dazu führen müssen, ohne Dazwischenkunft der rettenden Allmacht. Verödet wäre die Erde geblieben, der Mensch, der leiblich alle ihre Kräfte und Gebilde in sich verinnert, und durch seine Geisteskräfte sie beherrscht und ordnet, wäre wieder von ihr verschwunden, und sie selbst in die früheren chaotischen Zustände zurück gesunken. Zu großartig ist des Menschen Stellung und Zweck im Weltall, als daß sein Untergang vor der Idee des Schöpfers etwas Geringfügiges wäre. Es ist ja die Lebenseinheit zweier Schöpfungswelten, die in ihm zu Stande kommen soll. In ihm soll die Natur unter die Gesetze des Geistes gestellt, zur freien Persönlichkeit und folglich zur Unsterblichkeit (Beharrlichkeit) empor gehoben werden, um an der Lebensfülle oder Beseligung Theil zu nehmen, deren ursprünglich nur das Geistwesen fähig ist.

Die Grundbedingung dieser großen Lebenseinheit kann nun freilich weder in dem einen noch dem andern geschöpflichen Boden, weder in der Natur, noch im Geiste gesucht werden, sondern

sie muß über beiden liegen, in einem Höchsten und Dritten. Das einzelne Naturwesen, es sey Mineral, Pflanze oder Thier, ist in seinem Werden und Vergehen gänzlich im Naturgebiete beschlossen, dem allein es angehört. Der Geist, in seiner unerschöpflichen Daseynskraft, hat einzig die Aufgabe der freien Selbstbestimmung für oder wider Gott, wovon nur die Art und Weise seines seligen oder unseligen Fortbestehens, nicht aber sein Fortbestehen selbst bedingt wird. Anders verhält es sich mit dem Menschenleben, in welchem Natur und Geist, Werden und Bestehen, Unfreies und Freies im höchsten Einklange in einander sich verflechten sollen, was nur dadurch möglich wird, wenn der Menschengeist in der Liebe Gottes sich bewährt und befestigt, und in ihr seine Herrschaft über das ihm untergeordnete Lebensgebiet für immer gesichert hat. Die Natur, der Geist, und über beiden die Huld und Liebe Gottes, oder mit anderen Worten: die Nothwendigkeit, die Freiheit und die Gnade, dieß sind die drei Momente, die durch ihr Ineinanderwirken das Leben der Menschheit, in seinem Bestande sowohl als in seinem vollen, seligen Gedeihen bedingen *).

*) Dr. J. H. Pabst Adam und Christus. Wien 1835, S. 49 u. f.

So mußte demnach die erſte, freie Selbſtentſcheidung des Menſchengeiſtes doppelt verhängnißvoll werden, wie er darüber auch durch die Warnung belehrt ward, die göttlicherſeits an ihn ergangen. Sowie er es verweigerte, durch einfachen kindlichen Gehorſam in die Abſichten der ewigen Liebe einzugehen, und ihrem Willen ſich hinzugeben, riß er durch thatſächlichen Widerſpruch nicht allein ſich ſelber los von ſeinem ewigen Lebensgrunde, ſondern auch die, zur Einheit mit ihm verbundene, zu ihrem Ruhe- und Höhepunkte erhobene Natur, ſo daß dieſe in ihre Unruhe und Vergänglichkeit wieder zurück fiel. So war der Ungehorſam des erſten Menſchen, ſeine lügenhafte Anmaßung auf eigene abſolute Macht, als Abfall von der Gnade Gottes eine Todſünde im vollen Sinne des Wortes, die ſein menſchliches Daſeyn aufheben, ſeiner Geſchichte oder menſchheitlichen Entwicklung ſofort ein Ende machen mußte.

Anders jedoch hat der ewige Vater es beſchloſſen, weil er es vom Anbeginne ſo gefügt, daß ſein ewiger Gedanke (Idee), den er in der Menſchenſchöpfung verwirklicht, und wodurch er ſeinen Gedanken von Weſen außer Ihm zum Schluſſe gebracht hatte, von dem erſten unglücklichen Wurfe der freien Willensentſcheidung, in ſeiner Verwirklichung nicht gefährdet werden konnte. Jene

Fügung aber lag ſchon beſchloſſen und eingeſchloſſen in der Menſchennatur ſelbſt, inſofern ſie die Verbindung jener beiden Weſenreihen darſtellt, die wir das Natur- und Geiſterreich nennen. In Folge des Antheils nun, welchen der Geiſt im Menſchen am Leben der Natur nimmt, war es allein möglich, daß jener Unglückswurf die Wirkungen nicht nach ſich zog, wie er ſolche im Reiche der reinen Geiſter gehabt, von welchen die Offenbarung uns belehrt, daß die Entſcheidung ihres Willens zur Entſchiedenheit für die Ewigkeit ausſchlägt, und daß demnach ihre Erlöſung unmöglich wird. Anders verhält es ſich in der Menſchenwelt, in Folge jenes Antheils am Leben der Natur, weil nach ihren Geſetzen aus dem erſten Menſchen ein geſchlechtlich organiſches Ganze, mittelſt der Abſtammung von ihm, ſich entfaltet und entwickelt. In ſolch einem organiſchen Ganzen, wie es die Naturwiſſenſchaft überall nachweiſet, kann allerdings Ein Glied die Thätigkeit eines andern zum Vortheile des Ganzen übernehmen; wird es aber ſo auch in der Menſchenwelt ſich finden? Kann es in dieſer einen zweiten Adam geben, der an die Stelle der Schuld des Erſten ein aufwiegend Verdienſt ſetzte, und ſo das Geſchlecht im Ganzen vor Gott entſündigte? Der Weltapoſtel (in den Sendſchreiben an die Römer und Corinther) beantwortet dieſe

Frage durchaus mit Ja und Amen. Er lehrt auch: daß nur Ein Mittler Gottes und der Menschen sey: der Mensch Christus Jesus (1. Tim. 2.), und ferner: „Gott war in Christo, die Welt mit Sich versöhnend.“ (2. Cor. 5.) Darauf, in Uibereinstimmung mit den Zeugnissen Christi über seine Person, beruht unser Glaube an den Gottes- und Menschensohn, als unsern Erlöser, dessen erlösende Macht schon im Falle des ersten Adam sich wirksam erwiesen.

Denn in jenem furchtbaren Augenblicke, als der Stammvater unseres Geschlechtes den Versuch machte, wie es dann kommen werde, wenn er die vorgezeichnete Schranke überschritten; als er auf sein eigenes Selbst sich stellte, und so, sein Verhältniß zu Gott thatsächlich läugnend, aus dem Stande seliger Kindheit und schuldloser Unbefangenheit in die schreckliche Wissenschaft des Bösen stürzte; als das Schwert der Schuld sein innerstes Leben durchschnitt, die gesamte Naturwelt mit einem Male fremd und feindlich ihm gegenüber trat, der angedrohte Tod mit seinen Schrecken auf ihn eindrang, und der giftige Hohn des Lügners und Lockers ihm entgegen zischte, in eben diesem Augenblicke fühlte er sich aufrecht gehalten, über dem Abgrund schwebend, von der Todeswunde getroffen, und doch dem Leben nicht entrissen; zugleich vernahm er die Stimme, die ihn

neu zur Beſinnung weckte mit der Frage: Adam, wo biſt du? in welcher Region? in welcher Ferne von mir? wo warſt du früher, und wo findeſt du dich jetzt? Es bedarf der Frage nicht, wo dieſe Stimme ertönte, noch woher ſie gekommen. Er vernahm ſie in ſeinem Geiſte, und ſie kam von ſeinem Schöpfer und Gebieter. Daß ſie aber zu dem Abtrünnigen gelangte, und er ſie vernahm, dieß ſetzt eben ſchon eine neue, ſchöpferiſche Gottesthat voraus. Der Vater war dieſem erſten verlornen Sohne rettend entgegen gekommen, hatte ihn neu erfaßt, im Augenblicke ſelbſt, da dieſer dem Verderben ſich preis gegeben. Gleichwie er, in Sich eingehend, Sich ſelbſt weiß oder anſchaut im ewigen Logos, ſo hat er auch, in der Weltſchöpfung, durch den Logos ſich nach außen offenbart; und wie er durch ihn das Weltall und den Menſchen erſchaffen, ſo hat er wiederum neu ſchaffend oder erlöſend ihn hergeſtellt durch denſelben Logos. Schon damals, obwohl freilich vorerſt noch auf geiſtigem Wege, nahm jenes große Werk des Heiles ſeinen Anfang, worauf die Rede Chriſti ſich bezieht: „ich bin vom Vater ausgegangen, und in dieſe Welt gekommen.“ Der Geiſt Gottes, der im Leben der Gottheit den perſönlichen Gegenſatz von Vater und Sohn zur Einheit vermittelt, derſelbe heilige Geiſt iſt es auch, welcher das freie Geſchöpf, durch ſeine Ver-

einigung mit ihm, eben so in die Gottheit zurückführt, wie es durch den schöpferischen Logos aus ihr hervor gegangen. In demselben Momente daher, als der Geist Gottes den abtrünnigen Menschen verließ, weil dieser von ihm gewichen, setzte sich das schöpferische Wort mit ihm in Verbindung, bewahrte ihn vor dem Untergange, erhielt ihn aufrecht im Falle, im Tode lebend, und in der Abkehr dennoch vom Göttlichen nicht losgerissen, um zuletzt, in der Fülle der geschichtlichen Zeit, selber in die Tiefen der Menschheit einzugehen, und sie zum neuen und göttlichen Leben wieder empor zu führen.

So stehen wir an der Pforte des hohen Mysteriums, das ganz eigentlich das Wunder der Menschheit ist, und das große Geheimniß aller echten Religion und Gottseligkeit, „das geoffenbart ward im Fleische, bewährt und erwiesen im Geiste, erschaut von den Engeln, verkündet den Heiden, geglaubt in der Welt, aufgenommen in Herrlichkeit.“ (1. Tim. 3.) Wer vor dieser Lebenspforte scheu zurückweicht, oder bedenklich und vornehm vorüber geht, weil er sich von diesem Mysterium keine andre Idee zu machen weiß, als die einer unmittelbaren Verkörperung der Gottheit, oder einer völligen Umwandlung des schöpferischen Wortes und Wesens in einen, des Leidens und Todes fähigen Menschen, der wird

ſich damit nicht entſchuldigen können, daß er nicht erſt genauere Nachfrage halten gewollt. Denn hätte er von der heiligen Kirche ſich belehren laſſen, ſo würde er von keiner Verwandlung der Gottheit in Fleiſch (in die Menſchennatur) gehört haben, wohl aber von der Aufnahme einer menſchlichen Perſönlichkeit, nicht in die Weſens-, ſondern in die Lebenseinheit des göttlichen Logos. Auch wird er, zur Beſchönigung ſeines Unglaubens, vergeblich auf gewiſſe heidniſche Vorſtellungen ſich berufen, die in den Religionsſyſtemen der Indier noch heutigen Tages beſtehen. Allerdings laſſen dieſe ihre Gottheiten, in den ſogenannten Awataren, durch Einkörperungen in beſtimmte Geſtalten, ſichtbar auf Erden erſcheinen; allein, da ſie unter dieſen Gottheiten ſtets nur begeiſtigte Naturmächte dachten, ſo lag es ihnen wohl nahe genug, nicht bloß den unſichtbaren oder doch allgemeinen Naturkräften (die im Lichte, in der Wärme, in Luft und Erde walten), ſondern auch ihren mehr verkörperten Erſcheinungen göttliche Verehrung zu bringen; darum es auch gar nicht befremden kann, daß ſie dieſe Einkörperungen ihrer Gottheit nicht bloß in menſchlichen, ſondern häufig auch in Thiergeſtalten darſtellen.

So vielfach aber in dieſer Naturvergötterung jede höhere ſittliche Idee verdrängt wurde, ſo

kommen doch in den Sagen von den Awataren des Wischnu wieder Züge vor, deren tiefere Bedeutung kaum zu verkennen ist. Er, welcher (als erhaltende, in der Luft wirksame Macht) das Himmlische und Irdische vereint, und über die Schicksale der Menschen waltet, wird abgebildet, ruhend auf der Schlange Seschnaga, welche ihrerseits über die Unterwelt die Herrschaft führt; und erscheint solchergestalt als Uiberwinder der Macht des Bösen. In seiner ersten Einkörperung, als der gewaltige Kriegsheld Rama, bezwang er das Reich des Rakschasa, oder die Macht des Todes und der Hölle. In seinem zweiten Awatar, da er als Krischna erschien, waltet er als göttliche Heilkraft über die menschlichen Geschicke, lindert die Schmerzen, tröstet die Betrübten, und eröffnet den Irdischen die Aussicht in ein über die Erdenwelt erhabenes Reich der geistigen Freiheit, wo keine blinde Nothwendigkeit mehr gebietet *).

So groß die Verworrenheit, und so fantastisch der Ausschmuck dieser Sage, so bedarf es doch gerade hier keiner Künstelei, um die Lichtspuren heraus zu finden, die hinter den Gewölken hervor schimmern. Sie zeigen auf die uranfängliche Verheißung von dem Sohne der Jungfrau zu-

*) Stuhr l. c. 312.

rück, welcher der Schlange das Haupt zertreten wird. Sie weisen auf die uralten Hoffnungen hin, daß eine göttliche Dazwischenkunft die Uibel des Erdenlebens heilen, die sittliche Kraft der Menschen aufrichten, ihre Erlösung und Heiligung vermitteln werde. Sie lassen das tiefe Gefühl der Wahrheit durchblicken, wie das Menschengeschlecht nur insofern bestehe und lebe, als es einen Erlöser hat, dessen Leben, als ein neues und himmlisches, mit dem seinen verflochten ist.

Doch bei weitem lebendiger und geistiger, als es in so zerstreuten und bunten Völkersagen möglich ist, werden wir diese Grundwahrheit bezeugt finden, wenn wir mit einigem guten Willen in den Tiefen unsres eigenen Bewußtseyns forschen. Da entdecken wir leichtlich, wie unser Geist von Neigungen beherrscht wird, die seiner unwürdig sind, während er doch der Freiheit sich bewußt bleibt, die ihn seiner sittlichen Obmacht versichert; wir fühlen uns von Gott und dem wahrhaften Frieden entfernt, und in diesem Gefühle liegt doch wieder die, wenn schon oft nur dunkle Sehnsucht nach einem bessern Ziel; wir wandern mit unsrer leiblichen Gebrechlichkeit wie auf schwankem Moorsumpf oder morschem Gebälke umher, das über dem Abgrund liegt, und werden in jedem Augenblicke, wie an den schlammigen Ufern

des Miſſiſſipi, von dem Krokodillrachen des Todes angegähnt, und tragen doch in uns die unmittelbare Gewißheit des unzerſtörlichen Seyns. Wie erklärt ſich die Möglichkeit und Wirklichkeit dieſes Bei- uud Mitſammenſeyns von Zuſtänden, die ſo entſchieden im Widerſpruche ſtehen, wie Leben und Tod, wie Licht und Finſterniß, und doch einander nicht aufheben, ſofern nicht unſer Leben ſelbſt, als ein urſprünglich zerrüttetes und wieder hergeſtelltes, im Untergange wieder erneuertes, und ſolglich als das Werk einer Doppelſchöpfung erkannt wird?

Unſer Bewußtſeyn ſelbſt, wenn es nicht ſchlummert, lehrt uns, daß wir bedingte und folglich geſchöpfliche Weſen ſind, daß wir mit geiſtiger Freiheit begabt, und doch Knechte der Sünde, daß ein tödtlicher Zwieſpalt in unſer innerſtes Leben eingedrungen, der aber doch die Keime des ſittlich Guten nicht getilgt hat; daß wir alſo ein zweifaches Element, des Fluchs und des Segens, des Verderbens und des Heils, der Schuld und Erlöſung in uns tragen. Wollen wir daran vergeſſen, ſo warnt oder richtet uns ſofort jene gebietende Stimme, deren Ausſpruch ſo unbedingt lautet, daß ſie jede ſündhafte Regung durchaus verurtheilt, und unter keiner Bedingung billigt. Haben wir nun dieſe Stimme, die, im Augenblicke ſeines ſelbſtbereiteten Verderbens, ſchon

an den ersten Menschen ergieng, als die neue Offenbarung des schöpferisch erlösenden Logos, oder als das objective (göttliche) Moment des Gewissens erkannt, so werden wir hinwiederum unser eigenes, sittliches Bewußtseyn, insofern es jenem Zeugnisse Beifall geben muß, als das subjective Moment desselben betrachten müssen. Daraus ergiebt sich dann schon die wunderbare, wahrhaft religiöse (christliche) Bedeutung des Gewissens selbst, wodurch in jedem Menschengeiste der Lebensverkehr der zerfallenen, jedoch durch die Erlösung wieder erneuerten Menschheit mit Gott sich ausspricht und kund giebt.

Darinn aber hat dieser wieder angeknüpfte Lebensverkehr, durch welchen gleich anfänglich das natürliche Leben Adams und seines Geschlechtes wieder hergestellt wurde, seine Begründung und Vollendung, daß der schöpferische Logos mit einem menschlichen Leben (Natur und Geist) zu Einer Persönlichkeit Sich verband, und so, in neuer und übernatürlicher Weise, als Menschensohn in das Geschlecht eintrat, um der Todesschuld gegenüber, welche in den Organismus der Menschheit die Zerrüttung gebracht, ein allgenügendes, die Schuld aufwiegendes Verdienst zu setzen, das gleichfalls der Gesamtheit als Erbe angehört. So ward der Logos, als kommender Erlöser, von allem Anfang her die Grundveste und das er-

haltende Princip der Menschheit, wodurch sie im Verfalle fortbestand, und im Tode lebend blieb. Im wunderbaren Wechselverhältnisse beruhte auf seinem (vom Vater vorgewußten) menschlichen Gehorsamsverdienst, auf seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit, das Leben Adams und des Menschengeschlechts, sowie er wieder seinerseits, als wahrhafter Mensch, aus Adams Geschlechte hervor gieng. Eben deßhalb war auch sein Eintreten in die Menschenwelt, den Epochen ihrer Entwicklung gemäß, gleichsam ein schrittweises Herannahen und Kommen, so daß er zuerst nur, in der Stimme des Gewissens, an den Geist jedes Einzelnen, später im Bunde mit den Abrahamiden, in der gesetzlichen und prophetischen Führung eines ganzen Volkes sich offenbarte, bis die Fülle oder Mitte der Zeiten gekommen, wo die Völker den Höhenpunkt ihrer geschichtlichen Entwicklung, und zugleich den Wendepunkt erreicht hatten, auf dem sie (oder die Edleren unter ihnen) aus der Naturbefangenheit zum geistigen Leben erwachten, um die Sonne der Wahrheit und Gnade zu sehen, die bereits über die Erdenwelt aufgegangen.

Denn „als die Fülle der Zeit gekommen, sendete Gott seinen Sohn, geboren vom Weibe, unterthan dem Gesetze, damit er die, so unter dem Gesetze standen, erlöfete, auf daß wir (durch sein Verdienst) an

Kindesstatt angenommen würden." (Gal. 4.) In menschlicher Wirklichkeit und Persönlichkeit erschien nun das schöpferisch erlösende Wort, und zwar als Mittler Gottes und der Menschen, daher wir auch sein irdisches Erscheinen sowohl in der Beziehung von Gott zu uns, als in jener von uns zu Gott betrachten müssen. In jener erstern hat er uns heimgesucht als „der Aufgang aus der Höhe," als der neue und himmlische Mensch, „geboren vom Weibe," d. h. der Jungfrau Sohn, nicht hervor gebracht vom Geschlechte, sondern schöpferisch neu von Gott gesetzt, und in ursprünglicher Einheit mit dem Logos; darum der Wunderbare, Heilige und Makellose, der geistige Stammvater des Geschlechtes, der in Rede und That von sich bezeugt hat: „ich bin gekommen, damit sie das Leben haben, und im überfließenden Maße," der Urheber alles Lebens seit dem Falle Adams, der Wiedererwecker der geistig und leiblich Todten.

In der andern Beziehung, in welcher er, gleichfalls durch Wort und That, sich offenbarte als „der Sohn des Menschen, der gekommen ist, sein Leben darzubringen zur Erlösung Vieler," erscheint er als der schuldlose Büßer, der in barmherziger Liebe das schwere Verhängniß der Leiden auf sich genommen, die als Folge der Sünde

auf der Menschenwelt lasten, der, in vollkommener Armuth und Demuth wandelnd, die Ehrfurcht und den Gehorsam gegen Gott, sowie die Liebe zu den Menschen, in unerschütterlicher Treue bis zum Aeußersten bewahrte, und durch das Verdienst dieser Hingabe das Eine erlösende Opfer, sowie der Eine Hoheprieſter im Menschengeschlechte wurde. In beiden Beziehungen endlich, indem er nicht bloß durch sein Lehrwort Sich selbst, oder das Mysterium seines göttlich-menschlichen Lebens, sowie die Fülle des sittlichen Gesetzes offenbarte, sondern auch seinen irdischen Wandel als Vorbild und Ideal für Alle darstellte, die durch Ihn ihr Heil finden wollen, gab er als den einzigen Lehrer und Meister sich kund, dem Alle ohne Vorbehalt sich anzuschließen haben. „Wer Mir nachfolgt, wandelt nimmer in den Finsternissen, sondern wird das Licht des Lebens besitzen."

Und sowie er nun, nach allen diesen Seiten hin, das Werk seiner Sendung zum Ziele geführt; wie er die thatsächliche Schuld durch seinen thatsächlichen Gehorsam ausgeglichen, in seiner Auferstehung das unsterbliche Leben des Menschengeschlechtes begründet, die dereinstige Erlösung der Natur in seiner leiblichen Verklärung verbürgt, und durch die Aufnahme zur ewigen Herrlichkeit seine Siegesbahn vollendet hatte, war

auch der Augenblick gekommen, wo die göttliche Liebe, die Menschen in Christo, und Christum in diesen schauend, in der Offenbarung des heiligen Geistes, in der Fülle ihrer belebenden Kraft, den Erlöseten sich von neuem mittheilte. Um das nun vollbrachte Werk der Erlösung durch alle folgenden Zeiten und Geschlechter durchzuführen, d. h. um das Leben und das Opferverdienst Christi, sowie die Wiedervereinigung mit dem Vater durch den heiligen Geist (die Rechtfertigung und Heiligung) der Gesamtheit zu sichern, und jedem Einzelnen zur persönlich freien Annahme darzubieten, war das neue Gottesreich, die heilige Kirche, schon in volle Wirksamkeit getreten; und so geschah es nun, daß überall dem wiederkehrenden Sohne des ewigen Vaters Huld entgegen kam mit den Segnungen der Gnade Christi, ihm offenbarend den Weg, die Wahrheit und das Leben. —

Es war im Anfange des neunten Jahrhunderts der christlichen Aera, als die Welt ein großes Schauspiel gesehen, wie es sich wohl in Jahrtausenden nicht wiederholt. Vor den Augen eines zahlreichen Kriegsheers, unter einem hohen, von allen Seiten offenen Zelte, saß auf dem Throne Kaiser Ludwig der Fromme; neben ihm zwei seiner Söhne, die Könige von Baiern und Aquitanien. Vor ihm erschien in reumüthiger Haltung sein Sohn Lothar, König von Italien, der sich

der Kaiserwürde angemaßt, und gegen seinen Vater vielen Frevel verübt hatte; mit flehentlichen Worten bat er nunmehr um Gnade, und warf sich ihm zu Füßen. Und der tief gekränkte Vater widerstand seinen Bitten nicht, er hob ihn zu sich herauf, und schloß ihn in seine Arme. Wie kam es, daß dieser trotzige Sohn, der so lange Zeit sich unbeugsam bewiesen, und der eben erst, an der Spitze eines Heeres, gegen seinen Vater zu Felde gezogen, nun zu einem Schritte sich bestimmt fühlte, der seiner Sinnesart so erniedrigend und peinlich werden mußte? Nicht so ganz sein eigener, freier Entschluß war es, der, aus echter Reue sprossend, ihn zu solcher Rückkehr bewog, sondern vielmehr die eiserne Gewalt der Drangsale, von denen er sich umringt sah. Die Künste der List und des Verrathes, die bei früheren Gelegenheiten ihm so manchen Dienst geleistet, wollten dießmal nimmer nachhalten; ein verschmitzter Plan nach dem andern mislang, und schaarenweise waren seine Truppen ausgerissen, und zu des Kaisers Fahnen übergetreten. Dieser hingegen hatte Gesandte zu ihm geschickt, die ihm zur Ausgleichung des Zwistes, und als Bedingnisse der Versöhnung, nicht minder gerechte als strenge Forderungen vorlegten, und auf augenblicklicher Folgeleistung bestanden. Da brach sich Lothars Stolz, er gehorchte dem Ruf, demüthigte

ſich öffentlich vor ſeinem Vater und Herrn, und legte mit lauter Stimme ſein Bekenntniß ausdrücklich in dieſen Worten ab: „Vater, ich habe geſündigt gegen Gott und gegen dich!“

Unendlich großartiger jedoch war das Schauſpiel, das bald nach dem Anbeginne unſrer Zeitrechnung die Welt geſehen, als der verlorne Sohn überall, von Friedensboten gerufen, von der Stimme der Gnade ermuntert, nicht gezwungen, ſondern frei, in herzlicher Reue, mit inniger Sehnſucht, in das Haus des Vaters zurückkehrte, in die Würde der Kindſchaft wieder aufgenommen wurde. Dieß war, wie der Apoſtel ſich ausdrückt, „ein Schauſpiel vor der geſamten Welt, den Menſchen und den Engeln;“ indem nunmehr, wie im Weichen der Nacht vor dem grauenden Morgen, die grellſten Gegenſätze ſich aus einander zu ringen begannen, Wahrheit von Irrthum, aufrichtiges Geiſtesſtreben von böslichem Truge, erneuerte Menſchenwürde vom Pfuhle des Laſters ſich ausſchied, und, mitten unter einem böſen und verkehrten Geſchlechte, der tadelloſe Wandel der Chriſten mit herrlichem Schimmer leuchtete. (Phil. 2.)

Zur Zeit, da dieſer große Vorgang den Anbeginn genommen, hatte das ethiſche Verderben alle Stoffe der Fäulniß aus ſeiner Tiefe herauf entwickelt, und das Böſe überall in ſeiner vollen

Abscheulichkeit zur Reife gebracht. Die alten heidnischen Religionssysteme waren in sich selbst zerfallen; die Priester des Götterdienstes wurden selber der Täuschung inne, oder gaben sich als offenkundige Heuchler der Verachtung preis. Die ägyptischen, syrischen, etruskischen, griechischen Culte, mit ihren sogenannten Mysterien, wurden vielfältig unter einander gewirrt; es schien, als wollte man im weiten Römerreiche nach allen erdenklichen Gottheiten und Dämonen langen, um den Versuch zu machen, ob doch letztlich eine zu finden, die wirklich die Macht hätte, in der Noth des Lebens die ersehnte Hülfe zu gewähren. Das berühmte Wort jenes stolzen Römers, welcher der wesenhaften Wahrheit gegenüber noch verächtlich ausrief: „was ist Wahrheit!" war bloß der Ausdruck des allgemein herrschenden, bereits in Verzweiflung verboßten Zweifels, dem die Weisheit der Weltweisen, und die Redekünste der Sophisten nimmer abzuhelfen vermochten.

Auf diesem trost- und bodenlosen Meere der Skepsis auf und nieder wogend, würdigte man bald (wie Plutarch berichtet) die einst so hoch gehaltenen Götter zu Gegenständen der Witzelei und des Spottes herab, bald wieder bebte man in scheuem Entsetzen vor ihrem Rachezorn, weil es doch möglich schien, daß sie auch ausser der menschlichen Einbildung existirten. Die düstere

Schickſalsfurcht, das heftige Verlangen, über die qualvolle Unſicherheit des Lebens Macht zu gewinnen, führte aller Orten zu den finſtern Künſten der Magie, durch welche man Dämonen und ſideriſche Kräfte zur Dienſtbarkeit zu bezwingen hoffte, und die erſchreckendſten Gräuel, die man zum Behufe der Zauberei verübte, gehörten bald zur Alltäglichkeit gewöhnlicher Dinge. Eine bis zum Wahnſinnigen geſteigerte Uippigkeit, im Bunde mit ſchonungsloſer Bedrückung, Habſucht und Grauſamkeit, machten das römiſche Weltreich zu einem hinſterbenden, nur theilweiſe noch lebenden Leichnam, um den von allen Seiten die Adler und Geier barbariſcher Völkerhorden ſich ſammelten, um ihn in Stücke zu reißen.

Unter ſolchen äußeren und inneren Drangſalen, von der alten vaterländiſchen Begeiſterung, ſowie vom träumeriſchen Vertrauen auf ihre Landesgötter verlaſſen, waren zahlreiche Menſchen zur Sehnſucht nach echter, geiſtiger Freiheit, nach einer ewigen Heimath, nach der Kenntniß Gottes und ſeines Willens erwacht; je tiefer das Gefühl des Verderbens, das in ihrem Innern ſich erſchloß, deſto reifer auch ihre Empfänglichkeit für die Gnade; und ſo hatte die alte Nacht ſchon jenen Gipfelpunkt erreicht, von welchem ſie in den kommenden Tag ſich umſchwingt. Als der verlorne Sohn in ſeinem Innern ſprach:

ich will aufstehen und zu meinem Vater gehen, hatte ihm dieser schon den Strahl des Lichtes und der Gnade ins Herz gesandt; und wenn es dann ferner heißt: „er stand auf, und kam zu seinem Vater," so ist schon in der prophetischen Stimme darauf hingewiesen: „es haben mich gesucht, die vormals nach mir nicht fragten; es haben mich gefunden, die vordem mich nicht suchten; siehe, hier bin ich, sprach ich zu einem Volke, das meinen Namen nicht angerufen." (Isai. 65.) *).

Von wem kommt diese Stimme? Sie ist die des Vaters, der dem Erweckten und Wiederkehrenden entgegen geht. Und wie verhält es sich mit diesem Entgegenkommen? Das ist in den Worten dargelegt: „Darinn erweiset Gott seine Liebe zu uns, daß Christus zur Zeit, als wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist." (Röm. 5.) Und ausdrücklicher noch in den folgenden: „Gott war in Christo, die Welt mit Sich versöhnend; er hat ihnen (den Erlöseten) ihre Vergehungen nicht angerechnet, und uns (die Apostel) mit dem Worte der Versöhnung beauftragt. Für Christum also haben wir die Gesandtschaft überkommen, es ist, als ob Gott durch uns

*) Venit non regressu pedum, sed mentis incessu: longinquus terreni itineris non indiguit, quia compendia viae salutis invenit. *S. Chrysol.* serm. 3.

ermahne. Wir bitten angelegentlichſt an Chriſti Statt (in ſeinem Namen): verſöhnet euch mit Gott! Den, der von keiner Sünde wußte, hat er für uns zur Sühne gemacht, damit wir Gerechte würden vor Gott durch ihn." (2. Cor. 5.)

In dieſen Worten machen die drei vorzüglichſten Momente ſich kenntlich, welche die Heimkehr des verlornen Sohnes herbei führen und vollenden. Denn zuerſt wird das Entgegengehen des Vaters bezeichnet, das ſchrittweiſe durch die Offenbarung des göttlichen Logos im Gewiſſen, im Bunde mit Abraham, im prophetiſchen Geſetz und Tempeldienſte ſich fortſetzte, bis zu ſeinem Erſcheinen in menſchlicher Perſönlichkeit, mit der ganzen Fülle der Erlöſung: „Gott war in Chriſto, die Welt mit Sich verſöhnend." In Ihm iſt die Menſchenfreundlichkeit und Güte Gottes erſchienen, und hat nach ſeiner Barmherzigkeit uns gerettet durch das Bad der Wiedergeburt, und die Erneuerung des heiligen Geiſtes, den er reichlich in uns ausgegoſſen durch Jeſum Chriſtum, unſern Heiland; damit wir, durch ſeine Gnade gerechtfertigt, Erben ſeyen nach der Hoffnung des ewigen Lebens. (Tit. 3.) Durch Ihn, der des unſichtbaren Gottes Ebenbild, der vor Allem iſt, und durch den Alles beſteht, der das Haupt des Leibes der Kirche, der Erſtgeborne von den

Todten, und in welchem alle Fülle wohnet, durch Ihn gefiel es dem Vater, Alles mit sich zu versöhnen, was im Himmel und auf Erden, indem er den Frieden gestiftet durch seinen Opfertod am Kreuze. (Coloss. 1.)

Doch nicht bloß die Verkündung des neu vollendeten Heiles an die Völker, sondern die Zumittlung dieses Heiles selbst, das fortwährende (nachbildlich reale) Leben des Heilands in und mit der Menschheit, war durch die Sendung und Weihe der Apostel bedingt, die nicht allein die Kunde von ihm und sein Lehrwort, sondern Ihn selbst samt dessen Verdienste im heiligen Geiste, den Völkern entgegen gebracht. Hierinn nun liegt das zweite Moment, worauf der Apostel in jenen Worten hinzeigt, indem er auf die „Gesandtschaft" sich beruft, die ihm und seinen Gefährten als Stellvertretern Christi übertragen worden, um das Werk der Versöhnung nach seinem ganzen Umfange durchzuführen. Daher der apostolische Gruß: „Gnade sey euch und Frieden in Fülle, durch die Erkenntniß Gottes und Jesu Christi unsres Herrn; gleichwie uns alle Güter seiner göttlichen Kraft geschenkt sind, durch die Erkenntniß desjenigen, der uns durch seine eigene Herrlichkeit berufen hat, damit wir durch dieselben Gemeinschaft erlangen mit dem göttlichen Seyn und Wesen." (2. Petr. 1.)

Und ſchon aus dem Inhalt dieſes Gruſſes wird das dritte Moment erſichtlich: die Art und Weiſe nämlich, wie der rückkehrende Sohn vom Vater empfangen und aufgenommen ward. „Gott war in Chriſto, die Welt mit ſich verſöhnend; und er hat den Erlöſeten ihre Vergehungen nicht angerechnet.“ Jener reiche Prätorianer, Atilius Buta, der, nachdem er ein ungeheures Erbvermögen verſchwendet, dem Kaiſer Tiberius ſeine Dürftigkeit bekannte, erhielt von dieſem zur Antwort: ſpät, mein Freund, biſt du wach geworden. Nicht ſo ergieng es dem Sohne in unſrer Parabel. Ihm rückt der Vater ſeine Laſter und Thorheiten nicht vor, er ſchilt ihn nicht ſeines langen Ausbleibens wegen, er läßt ihn durch keine Strafrede ſein ſchmachvolles Elend noch bitterer empfinden; es iſt, als hätte ſeine Rückkehr allein ſchon jeden Schaden, jede Kränkung vergütet *). Und mit ſolchem Vergeben und Vergeſſen hat auch die göttliche Huld die Erlöſeten aufgenom-

*) Non dixit: unde venis? Fuisti ubi? ubi sunt, quae tulisti? Quare tantam gloriam tanta turpitudine commutasti? *S. Chrysol.* serm. 3. — Qui pro perdita impensa, pro tam longa peregrinatione a filio poenas reposcere debebat, usque adeo nihil horum fecit, ut et illum tanquam vita proba, tanquam fama esset incolumi, conspexerit, ac nec verbo quidem quicquam illi exprobraverit etc. *S. Chrysost.* in Rom. 6.

men. „Wisset ihr nicht, so ermahnt der Apostel, daß die Ungerechten das Reich Gottes nicht besitzen werden?“ Und nachdem er die Reihen der Lasterhaften aufgezählt, die als solche keinen Anspruch auf die Beseligung haben, setzt er hinzu: „so beschaffen waren auch einige von euch, ihr seyd jedoch abgewaschen, ihr seyd geheiligt und gerechtfertigt im Namen unsres Herrn, und im Geiste unsres Gottes.“ (1. Cor. 6.) „Die ihr vormals ihm entfremdet gewesen, in feindlicher Gesinnung, in bösen Werken, seyd nun wieder ihm versöhnt worden, um heilig und tadellos vor ihm zu erscheinen, sofern ihr anders fest gegründet bleibt im Glauben, und nicht wanket in der Hoffnung des Evangeliums.“ (Coloss. 1.)

Auf diese Fülle der verzeihenden, belebenden, zu einem neuen Leben empor führenden, göttlichen Gnade in Christo deuten alle die übrigen Züge der Parabel, in welchen der Empfang geschildert wird, der den Heimkehrenden mit einem Male aus scheuer Furcht zu kindlicher Freude, aus banger Erwartung zu einer seligen Gewißheit erhebt, wie er sie kaum zu hoffen gewagt. Wie der Vater ihm entgegen gegangen, bis er ihn erreicht und gefunden, wie die Himmel sich zur Erde geneigt, und der ewige Logos, als der gute Hirte, von oben gekommen, um zu suchen und zu finden, was verloren war, so neigt er

sich nun zu ihm herab, um den Gesunkenen zu sich empor zu heben; er umarmt ihn mittelst der heiligen Menschheit Christi; er küsset ihn, indem er durch den Lebenshauch des heiligen Geistes ihn wieder mit sich vereint *). Jetzt findet der Heimgekehrte wohl mehr Muth zu seinem Bekenntnisse, als er auf dem Wege sich zugetraut; mit Thränen der Wehmuth, in welchen schon die Sonne der Freude glänzt, ruft er: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir; nimmer bin ich würdig, dein Sohn zu heißen.“ Aber er hatte sich ja vorgenommen, noch etwas beizufügen; er wollte ja bitten: „mache mich wie einen deiner Taglöhner?“ Diese Bitte sprach er nicht aus. Er fand keine Zeit dazu; der Kuß des Vaters hemmte seine Rede; auch war ja alles anders gekommen, als er, bei seiner bisherigen Kenntniß des Vaters, zu erwarten fähig war. Und wie sollte er noch ferner begehren, ein Taglöhner zu seyn, da der Vater schon befiehlt, daß man mit dem neuen Gewande ihn schmücke, das Festmahl für ihn bereite? Jetzt erst erkennt er seinen Vater ganz, erfaßt er die Heiligkeit der väterlichen Liebe. Jetzt erst, für seine Treulosigkeit mit solcher Güte überhäuft, fühlt er die

*) In occursu praesentia (praescientia) est, in complexu clementia. *S. Ambros.* l. c.

ganze Größe ſeiner Schuld, bereuet er ſie mit vollkommener Liebesreue. Jetzt erſt, da er aus der Knechtſchaft empor gehoben, weiß er ſich wiederum in ſeinem wahrhaften Lebensgebiete, in ſeiner rechten Stellung zu Gott, in dem ſeligen Frieden des kindlichen Vertrauens. Denn ſeit wir zur Würde der Kindſchaft erhoben, „hat Gott den Geiſt ſeines Sohnes in unſre Herzen geſendet, der da rufet: Abba, Vater!“ (Galat. 4.)

X.

Die Festlichkeit.

„Bringet sogleich das erste Gewand, und bekleidet ihn.“
(Luc. 15, 22 u. f.)

In dem großen Hause, aus welchem vor geraumer Zeit der verlorne Sohn gewandert, um der träumerischen Glückseligkeit nachzujagen, die aus nebligen Fernen ihm winkte, hat neuerdings eine lebhafte Bewegung sich eingefunden. Alle treuern Diener des Hauses haben es bemerkt, oder einer vom andern erfahren, wie der Vater und Gebieter selbst hinausgegangen; sie folgen ihm, sie versammeln sich an der Pforte, sie sind Zeugen von der herzlichen Liebe, womit er den rückkehrenden Flüchtling empfängt. Seine Freude zwar steht mit dem Aussehen des Jünglings in keinem geringen Contraste, weil dieser, auf den ersten Anblick, eben nichts Erfreuliches darbeut. Lag schon in der Fremde die Hand der Armuth so schwer auf ihm, daß seine Gewande von Byss-

ſus und Purpur, ins Unkenntliche verſchoſſen, kaum ſeine Blöße deckten, ſo mußten auf der weiten Wanderung, durch Sonnengluth und Regen, dieſe Trümmer noch ſchmählicher verwittert ſeyn. War er in der Fremde zum niedrigſten Stande herabgeſunken, der gar ſehr geeignet iſt, das Gepräge roher Gemeinheit auch dem äußern Benehmen aufzudrücken, ſo wird er auf dem Rückwege noch kaum ſo viel Anſtand gewonnen haben, daß man in dem Sauhirten ſogleich den Königsſohn erkannt hätte. Und mußte er ſchon damals in der Fremde ſeufzen: ich verſchmachte hier vor Hunger, ſo hat ihm dieſer Hunger und Mangel auf der Reiſe wohl noch manche Pein gebracht.

So erſchien demnach der, ohnehin gealterte Jüngling in einem ſehr kläglichen, herunter gekommenen Zuſtande; ſein Angeſicht bleich und fahl, ſeine Wangen hohl, ſein Auge glanzlos, ſeine Knie ſchlotternd, ſein ganzes Aeußere verwahrloſt und kümmerlich! Woran wird nun der Vater, dem der Sohn unendlich lieber iſt, als alles, was er von Gütern verſplittert, zunächſt und ohne Aufſchub denken? Er wird die morſchen Reſte, die ſeine Kleidung vertreten, mit einer neuen vertauſchen, und dieſelbe nicht vom geringſten Zeuge wählen; er wird noch manch ein Ehrenzeichen als Schmuck hinzufügen, damit

der Sproſſe des Hauſes keinem entlaufenen Sclaven gleiche; er wird für ſeinen Hunger ſorgen durch ein ſtattliches Mahl, woran er alle Hausgenoſſen Theil nehmen läßt, damit es ein Feſt- und Freudenmahl werde. Welche von dieſen Hülfsleiſtungen wird jedoch als die dringendſte von allen voranſtehen? Darüber ſcheint kein Zweifel obzuwalten; denn was, nach dem irdiſchen Gange der Dinge, am wenigſten Verzögerung duldet, iſt das ſchreiende Bedürfniß nach Speiſe und Trank. Was können dem Hungrigen, dem Lechzenden und Erſchöpften die feinſten und zierlichſten Gewande nützen, der koſtbarſte Schmuck, die rühmlichſten Ehrenzeichen, da er doch, gründlich geſprochen, von allem dem nicht ſatt wird? Und was hat den Verwahrloſten zuerſt aus dem Traume geweckt, zur Beſinnung gebracht, und zur Rückkehr beſtimmt, als eben der Hunger? So hätte dann, wie es ſcheint, der Vater ſeinen Dienern vor allem andern auftragen ſollen: ſorget geſchwind für ein erquickendes Mahl. Allein die Parabel berichtet es anders: „Bringet ſogleich das erſte (vorzüglichſte) Gewand, und ziehet ihm es an, auch einen Ring für ſeine Hand, und Schuhe für ſeine Füße.“ Dieſer Auftrag geht voran, dann erſt die Anordnung des Feſtmahls. Das erſte und dringlichſte aller Bedürfniſſe ſcheint demnach das Gewand zu ſeyn; ja, ſo lange es

noch nicht bei Handen, umhüllt und kleidet der Vater selbst den Ankömmling, indem er über ihn sich beugt, und ihn mit den Armen umfängt, als geschehe das, um seine Schmach zu bergen *).

Wie erklärt sich diese Vorgangsweise, und welch eine höhere Thatsache wird damit angedeutet? Wir werden den Gang der Erzählung nicht damit rechtfertigen wollen, indem wir mit kleinlichem Scharfsinn bemerken: das Gewand liege eben schon fertig in den Schränken, während die Speisen erst bereitet werden müssen. Denn viel gewöhnlicher ist es, daß in einem geordneten Hause Brod und Wein sich vorräthig finden, als fertige Kleider, nach was immer für einem Costüme. Auch hat ja der Ausgewanderte, mit seinem Eigenthume, zugleich seine besten Gewandstücke mitgenommen und verwüstet. Ein triftigerer Grund, der schicklicher dem Lebenskreise der Parabel sich anschließt, wird wohl der seyn, daß ein irdischer Vater, der einen in Bettlergestalt zurückkehrenden Sohn wieder aufnimmt, sich der Schmach des Sohnes schämt, die auf sein eigenes Haupt zurück fällt, darum er vor allem für eine

*) Delicta non videt vis amoris: et ideo Pater peccata filii redemit osculo, clausit amplexu: ne nudaret Pater filii crimina, Pater filium ne foedaret. *S. Chrysol.* l. c. serm. 3.

neue Kleidung Sorge trägt, um ihn auf eine Weise erscheinen zu lassen, wie es seiner eigenen Ehre geziemt. Im höhern Lebenskreise, der aus der Parabel sich entbreitet, ist dieß umgekehrt aufzufassen: der Sohn schämt sich in seinem trübseligen Aufzuge vor dem Angesichte des Vaters und aller seiner himmlischen und irdischen Diener, und der Vater beeilt sich, von diesem peinlichen Gefühle ihn frei zu machen. Dennoch ist es andrerseits die Lauterkeit und der sittliche Glanz der geistigen Geschöpfe, und zunächst der Menschen, durch welche hinwiederum des Vaters Heiligkeit und Liebe verherrlicht wird auf Erden.

So hätten wir demnach fürs erste zu erwägen, was jenes Gewand bedeute. Nun liegt aber die höhere, dem Seelenleben eignende (mystische) Beziehung schon in einer anscheinend tiefern und natürlichen eingeschlossen; das Kleid selbst, nicht im bildlichen, sondern im wirklichen und gemeinen Wortverstande, bietet eine Seite des irdischen Menschenlebens dar, die, wird sie nur gehörig beachtet, sofort in das Gebiet des Glaubens führt. Warum bedürfen jene Naturwesen, die mit ihren Bewegungen und Sinnen dem leiblichen Menschen so nahe stehen, die höher organisirten Thiere, keines eigentlichen Gewandes? Sie sind in sich selber fertig und abgeschlossen, samt der Umhül-

lung, deren ſie bedürfen. Wie für ihr ganzes Leben und Daſeyn, nach allen ſeinen Zwecken, ſchon in ihrem organiſchen Baue geſorgt iſt, wie ihre ſogenannten Werkzeuge und Waffen nur Organe ihres Leibes ſind, ſo wird dieſer auch, von innen heraus, mit Federn, Schuppen, Borſten oder Wolle bekleidet, die ihnen auf dieſelbe Weiſe eigen ſind, wie die Rinde den Bäumen, und den Schalthieren ihre Gehäuſe. Der Menſch allein, obwohl urſprünglich zum König und Gebieter der Erdennatur beſtimmt, erſcheint in ſeinen jetzigen Verhältniſſen ſo ärmlich ausgeſtattet, daß er, ohne den Beſitz des Feuers und des Werkzeugs, das hülfloſeſte von allen Geſchöpfen wäre, und er kommt ſich ſelber, ohne künſtliche Zuthat von auſſen, ſo armſelig und unfertig vor, daß er nicht bloß von der Pflanzen- und Thierwelt, von der Agave wie von der Baumwollſtaude, von dem Vließe des Lammes wie vom Gewebe der Raupe ſeine ſchirmende Bedeckung entlehnt, ſondern auch, ohne Bezug auf die Forderungen der Noth, und lediglich, um ſich ein impoſanteres Ausſehen zu verſchaffen, mit Muſcheln, Federn, glänzenden Steinen ſich behängt und ausſchmückt, oder durch Tättowirkunſt das Angeſicht und die Glieder mit den ſeltſamſten Linien, Figuren und Farben durchfurcht und bemalt.

So iſt es demnach keineswegs das phyſiſche

Bedürfniß allein, das den Menschen nöthigte nach schützenden Umhüllungen sich umzusehen, da es noch immer Erdstriche giebt, wo das Klima mild genug ist, um ihn solcher Mühe zu entheben, und da auch die frühesten Geschlechter nothwendig in einer Gegend heimisch waren, wo die äußere Natur ihrer Entwicklung nicht so feindlich entgegen stand, wie in rauhen und kältern Zonen. Auch mit dem Verlangen, der dunkel gefühlten Unvollendung und Halbheit etwas zuzulegen, und für die, dem leiblichen Daseyn mangelnde Glorie und gebieterische Haltung, einen Ersatz zu gewinnen, ist der rechte Grund noch nicht bezeichnet. Das beschämende und peinliche Gefühl der Nacktheit hängt vielmehr aufs innigste mit jenem des (subjectiven) Gewissens zusammen: der Mensch, im Bewußtseyn der Freiheit, oder der persönlichen, geistigen Würde, gewahrt sich in seinem herabgewürdigten Stande, in seinem Gebundenseyn an die unfreie Natur, die seiner Herrschaft Hohn spricht, und dem geistigen Gesetze nicht gehorcht; er fühlt die Entzweiung, die in sein Leben gedrungen, er sieht sich gleichsam halb zerfallen in die beiden wesenhaften Lebensseiten der Geistigkeit und der Thierheit, von welchen die zweite in jeder Beziehung sich herrisch herausstellt.

So wurzelt demnach das Bedürfniß der Klei-

dung und Umhüllung in der uranfänglichen Verschuldung, in der Abkehr des Willens vom Gehorsam Gottes, deren unermeßliche Folgen durch die ganze Menschengeschichte sich hinziehen. Bereits haben wir die Erkenntniß gewonnen, wie im Menschen die rechte Harmonie und Lebenseinheit des Geistes und des Leibes nicht bestehen könne, ohne Vermittlung eines dritten, nämlich der göttlichen Liebe, die in ihrer Wirksamkeit und Mittheilung an die geistigen Geschöpfe die Gnade genannt wird. Der Mensch, wie er aus der Schöpfermacht hervorgegangen, war mit sich selber eins, und die Natur in und außer ihm seinem Geiste hörig; er war nicht allein schuldlos, in so fern er mit seiner Willensfreiheit sich noch nicht entschieden hatte, sondern erfreute sich auch der auf ihm ruhenden Gotteshuld, der (im heiligen Geiste) wesenhaft von Gott ausgehenden, einigenden Liebe oder Gnade, die den Halt und die Befestigung seines Daseyns, also seinen Schutz und Schirm, seinen Glanz und Frieden ausmacht. Und weil diese Gnade, als ursprüngliche Gerechtigkeit (justitia originalis), nicht zu seiner geschöpflichen Wesenheit gehörte, sondern gleichwie von oben und aussen ihm zugekommen, kann sehr füglich von ihr gesagt werden, daß sie wie ein himmlisch Gewand ihn umkleidet und geschmückt hat, die jedes andere völlig entbehrlich machte. Kaum

aber hatte er die ihm auferlegte Prüfung in einer Weise verfehlt, wodurch er gegen den göttlichen Willen in thatsächlichen Widerspruch gerieth, als er schon voll Entsetzen ausrief: „ich habe Deine Stimme vernommen, und mich gefürchtet, darum daß ich nackt bin, und deßhalb habe ich mich verborgen.“ Es war jenes Lichtgewand der Gnade, das er verloren; nimmer von der göttlichen Liebe auf seiner geistigen Höhe erhalten, fühlte er nun, in plötzlicher Vereinsamung, sich zurückgeworfen mit seiner empörten Leiblichkeit auf die tieferen Stufen der Thierwelt. So ward erst nach dem geistigen Abfalle von Gott das erste Menschenpaar seiner geschlechtlichen Verschiedenheit inne; zur göttlichen Stimme des Gewissens gesellte sich das heilige Gefühl der Scham, und beide geben Zeugniß von des Menschen tief verschuldeter Noth, wie von seiner Rettung und Erlösung.

Wohl eine tiefgefühlte Sehnsucht ist es daher, welche vor Jahrtausenden schon ein Seher in den Worten aussprach: „Wer giebt mir, daß ich wiederum wäre, wie in den früheſten Tagen, da Gott mich beschirmte, da seine Leuchte über meinem Haupte schimmerte, da ich bei seinem Lichte wandelte in der Dunkelheit? Wie ich in den Tagen meiner Jugend war, als Gott noch unsichtbar in meiner Hütte verweilte? Mit Gerechtigkeit war ich damals noch bekleidet; und wie mit

Gewand und Diadem umgab mich mein Recht." (Hiob. 29.) Des Menschen Armuth und Schmach, seine eigentliche Blöße, beruht in seinem Zerfalle mit sich und Gott, in der Bloßstellung seiner geistigen Unmacht über die ihm fremd und widerspenstig gewordene Leiblichkeit, in Folge seines Losgerissenseyns von Gottes schirmender Huld. Und wie demnach der Zustand der Sündhaftigkeit bei diesem Mangel der göttlichen Gnade hülf- und trostlos sich fortschleppt, und vergeblich im irdischen Schimmer von sich zu kommen sucht, so wird auch die wahre Hülfe und Erlösung nur in der Wiedergabe jenes verlornen oder weggeworfenen Gewandes bestehen, in einer neuen, geistigen Investitur der rechtfertigenden Gnade. Diese Wiederbekleidung, die hier nicht bloß figürlich einen Vorgang andeutet, der über das Bild hinausreicht, sondern ganz eigentlich, wiewohl im geistigen Sinne, sein Wesen selbst bezeichnet, diese Wiederbekleidung ist es, die der Seher mit den festlichen Worten feiert: „Immerdar werde ich im Herrn mich erfreuen, und frohlocken wird in meinem Gotte meine Seele, denn er hat mich angethan mit den Gewanden des Heils, mit dem Kleide der Gerechtigkeit mich umgeben." (Isai. 61.)

Wie aber ein neues Gewand nicht angezogen werden kann, wird nicht das schlechte und morsche

vorerſt ausgezogen, ſo lehrt auch einer der Diener des Vaterhauſes: „Sofern ihr anders Chriſtum kennen gelernt, und in ihm unterwieſen ſeyd, wie denn auch alle Wahrheit in Jeſu iſt, ſo leget in Anbetracht des frühern Wandels den alten Menſchen ab, der von den Begierden des Irrthums verderbt wird; erneuert euch aber dem Geiſte nach, und ziehet den neuen Menſchen an, der nach Gott geſchaffen iſt, in wahrhafter Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ (Eph. 4.) Wer dieſer neue Menſch ſey, deſſen Geiſt und Geſinnung jeder Erlöſete ſich aneignen ſoll, wird von ihm noch deutlicher ausgeſprochen: „Laſſet uns ablegen die Werke der Finſterniß, und uns rüſten mit den Waffen des Lichtes; gleichwie am Tage laſſet uns ehrbar wandeln; nicht in den Schwelgereien der Tafel und in Trunkenheit, nicht in üppiger Wolluſt, in Neid und Hader (in welchen eben der verlorne Sohn ſich ſelbſt verloren), ſondern ziehet an den Herrn Jeſum Chriſtum.“ (Röm. 13.) Und auf welche Weiſe ſoll das geſchehen? Es iſt wohl für den geſamten Lebenswandel des Chriſten, die Aufgabe damit bezeichnet, das ſittliche Leben, das der Erlöſer auf Erden geführt, als Norm und Urbild, in That und Geſinnung nachzuahmen, und in ſeinem Berufskreiſe auszuprägen; aber die Bedingung, die vorausgeht, und durch welche dieſe Nachahmung erſt

möglich wird, ist die Aufnahme in die Lebensgemeinschaft Christi, zur thatsächlichen Theilnahme an seinem erlösenden Verdienste, und an der göttlichen Liebe. Und so heißt es wiederum: „Ihr alle seyd Kinder Gottes durch den Glauben (die Hingabe) an Christum; denn ihr alle, die ihr getauft seyd in ihm, habt Christum angezogen." (Gal. 3.)

Erscheint nun der Mensch, wie Chrysostomus bemerkt, seiner Kleidung nach als derjenige, den eben dieser Anzug und Aufschmuck bezeichnet und anzeigt *), so daß der Cazique an seiner Krone von Adlerfedern sich kenntlich macht, und der Wohl- und Schöngekleidete für wohlhabend und gebildet zu gelten pflegt, so hat der Christ, der in der Taufe Christum angezogen, um so entschiedener die Pflicht, als das zu erscheinen, was er geworden ist, und das zu seyn, als was er erscheint. Denn es ist von keiner Metapher hier die Rede, sondern von Wahrheit und Wirklichkeit: von dem Umtausch des Bildes des irdischen Menschen, mit jenem des himmlischen, von der Adoption zur Kindschaft Gottes durch die Gnade, in der Verähnlichung mit Christo. Dem verlornen Sohne, dem Sohne Adams, wird das rechtfertigende Ver-

*) „Homo indutus id esse videtur, quod indutus est; appareat itaque in nobis Christus."

dienſt des Gehorſams Chriſti, und die Huld Gottes, in der Mittheilung des heiligen Geiſtes, die er für die Menſchheit verdient, geſchenkt und zugeeignet; ſo wird die Gerechtigkeit Chriſti zu ſeiner eigenen gemacht; wiederum zur perſönlichen Einigung mit Gott erhoben, wird er in eine neue Lebensform aufgenommen, und aus dem Tode zur ſeligen Unſterblichkeit berufen.

Es iſt ſonach keine Frage mehr, was den Vater, wie die Parabel ihn zeichnet, beſtimmt habe, vor allem andern nur ſchleunigſt für das Decorum des Heimgekehrten zu ſorgen. Seine Worte ſelbſt erklären das vollſtändig: „bringet geſchwind jenes erſte Gewand, und bekleidet ihn damit.“ Es iſt das erſte oder früheſte, weil es die geiſtige Würde und urſprüngliche Gerechtigkeit wieder darſtellt, welche durch die Schuld verloren worden *); es iſt das erſte, d. h. (nach antikem Sprachgebrauche) das vorzüglichſte und koſtbarſte, weil das hochzeitliche Gewand der Lauterkeit, der Weisheit und himmliſchen Liebe, das einzige, das

*) Stolam primam: illam, quam Adam perdidit, immortalitatis gloriam. *S. Chrysol. serm.* 5. Stola prima est dignitas, quam perdidit Adam. *S. August. qu. ev.* 33. Primam: pretiosissimam, quae est gratia, qua custoditur, quam perdidit a Patre separatus. *Euthym. in Luc.* 15. Stola spirituale indumentum et vestimentum est nuptiale. *S. Ambros. in Luc. l. c.*

den Menſchen wahrhaft ſchirmt, zu Ehren bringt und verherrlicht. Als Rechtfertigung von der alten Schuld, als Tilgung der frühern Schmach, als Erneuerung des Lebens zu einer gottgefälligen Richtung und Geſinnnng, geht es allen übrigen Gaben voraus, weil es ihn für dieſelben erſt befähigt. Erſt wenn die Schuld verſöhnt, und ſomit der Stachel, oder die eigentliche Macht des Todes gebrochen, kann die volle Liebe Gottes die bisher beſtandene Trennung aufheben, den Knecht der Sünde in den Freien, in den adoptirten Sohn umwandeln; und darauf bezieht ſich das Symbol des Ringes, den in der Vorzeit, zur Unterſcheidung von Leibeigenen und Sklaven, nur die Freien tragen durften, und der hier das Siegel der Ehre, des Glaubens, der Treue bedeutet, auch wohl zugleich auf den, durch Chriſtum begründeten, Bund des Göttlichen und Menſchlichen, unter dem Bilde der Vermählung hinzeigt *). Und weil der Begnadigte und in Chriſto Wiedergeborne von jetzt an einen neuen Lebensweg zu wandeln hat, wie das evangeliſche Geſetz ihn vorſchreibt, ſo wird dieſe ſeine künftige Berufstreue, und der Beiſtand, den ihm dazu die Gnade ge-

*) „Annulum honoris, titulum libertatis, insigne pignus Spiritus sancti, signaculum fidei, arrhasm coelestium nuptiarum." *S. Chrysol.* serm. 5.

währt, mit den Schuhen angedeutet, die gleichfalls zur Auszeichnung der Patrizier und Edlen gehörten; auch wird er dadurch erinnert, wie er jederzeit bereit seyn müsse, mit That und Bekenntniß „für das Evangelium des Friedens" einzustehen, und dessen Verbreitung zu fördern. (Eph. 6, 15.) Ist ja der Ausdruck: „in seinen Schuhen stehen," auch jetzt noch üblich, um eine gesicherte Stellung, eine beharrliche und feste Gesinnung zu bezeichnen.

Alle diese Gaben und Ehrenzeichen werden von den Knechten des Vaters herbei geschafft, die wohl den Zugang und die Schlüssel zu den Vorrathskammern und Schränken haben müssen; denn es sind jene wunderbaren Auserwählten und Boten, durch welche der Erlöser selbst, mit seinem Leben und Heile in die Menschheit eingieng, die sein Verdienst, seine Gnade, sein Lehrwort, Ihn selbst unter die Völker getragen, die darum auch von sich bezeugen: „so erachte uns nun Jedermann als Diener Christi, und Ausspender der Mysterien Gottes." Diese sind es auch, die das große Festmahl bestellen und ordnen, und denen der Vater gebeut: „führet jenes *) gemästete Rind herbei, und schlachtet es, damit wir ein fröhliches

*) Auf den bestimmten Artikel im griechischen Texte machen schon die älteren Exegeten, z. B. Cajetanus auf-

Mahl feiern; denn mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig worden." Die Ordnung der Dinge ist hier vor allem bemerkenswerth. Denn, wie die Väter lehren, sofern der irdische Mensch nicht bevor (in der Taufe oder Buße) zur Rechtfertigung und geistigen Wiederbelebung, sowie zur Selbständigkeit des Glaubens gelangt, kann er an den himmlischen Liebesgaben nicht Theil nehmen *); vorerst muß er das geistige Leben besitzen, ehe er diese Gaben empfangen kann, die den Lebendigen bereitet sind.

Durch diese Vorbemerkung ist auch die Bedeutung des festlichen Mahles dem Verständnisse näher gebracht. Der verlorne Sohn, in seiner Verarmung und Schmach, dem geistigen Tode der Schuld preisgegeben, wie dem Zerfalle des Leibes, bedurfte der Rechtfertigung und der Heiligung, als eines neuen Gewandes von oben. Uiberdieß war er auch nahe daran, vor Hunger zu verschmachten, und wir haben gesehen, aus wel-

---

merksam; und so bemerkt auch Anastasius Sinaita: quoniam multis temporibus ante nuptias parabatur a quo Patre in esum gentium, et quodammodo saginabatur Sacramentum.

*) Nemo enim, nisi qui timuerit Deum, nisi signaculum spirituale vel custodierit vel receperit, nisi Dominum praedicaverit, sacramentis debet interesse coelestibus. *S. Ambros.* l. c. Aehnlich auch der h. Beda.

cher Tiefe der Noth dieſe ſeine Klage gekommen. Selbſt durch die leckerſten Gerichte einer Tafel, wo alles Köſtliche, was Gärten und Wälder, Seen und Auſterbänke bieten, vom alten Meiſter Apicius kunſtgerecht bereitet ſteht, kann dieſe Noth nicht befriedigt werden, weil ſie bodenlos, oder, was dasſelbe, weil ihr Boden der Tod und die Verweſung iſt. Darauf hinweiſend mahnt auch der Apoſtel: „die Speiſe iſt für den Bauch, und dieſer für die Speiſe; Gott aber wird ſowohl jenen als dieſe zerſtören.“ Beide nämlich, weil bloß der Friſtung des irdiſchen Lebens dienend, ſind vergänglich; doch anders iſt es dem organiſchen Leibe, der mit dem Menſchengeiſte vermählten Natur zugedacht, die dereinſt neu und unſterblich wieder erblühen ſoll. Und deßhalb wird noch hinzu geſetzt: „Der Leib hingegen iſt nicht für die Uippigkeit, ſondern für den Herrn, und der Herr für den Leib; Gott aber, der ihn auferweckt hat, wird auch uns wieder auferwecken in ſeiner Allmacht.“ (1. Cor. 6.) Eingedenk der Grundwahrheit unſres Daſeyns: daß Chriſtus als geiſtiger Stammvater, der Lebensgrund und Träger der Menſchheit iſt, ſollen wir eben ſo, wie er unſrem Leibe dient, und das Leben unſres Lebens iſt, wiederum mit dieſem Leibe ihm dienen und angehören, in der Lauterkeit der Sitte. Denn in dieſer geiſtig leiblichen Hingabe iſt das

Unterpfand der gänzlichen Uiberwindung des Todes, der Auferſtehung ins volle, ſelige Menſchenleben.

Wie demnach der Irdiſche, in ſeinem gegenwärtigen Stande, von zweifacher Dürftigkeit gedemüthigt, und nicht minder von leiblicher Hinfälligkeit, als von geiſtigem Unfrieden gequält wird, ſo hat auch die Fürſorge des Vaters ein Gaſtmal für ihn bereitet, das ſeiner Erquickung und Stärkung nach beiden Seiten hin auf überſchwengliche Weiſe genügt. Wollen wir fürs erſte zu dem leiblichen Gaſtmahl uns wenden, welches als das Myſterium des Glaubens, die lebendige Mitte des Erlöſungswerkes darſtellt, ſo haben wir vor allem zu beherzigen, wie das geſamte Leben der Menſchheit auf dem Einen großen Opferacte ruhe, der Himmel und Erde verſöhnt hat. Der dieſes Opfer dargebracht, indem er den Gehorſam bewahrte bis in den Tod, ſteht in einem zweifachen Verhältniſſe zwiſchen Gott und uns. In der Richtung von der Menſchheit zu Gott iſt er, als Menſchenſohn, der Stellvertreter des Geſchlechts, und ſeine Hingabe gereicht uns zur Genugthuung und Verſöhnung; wiederum in der Richtung von Gott zur Menſchheit iſt er der himmliſche Adam, der den Erlöſeten das neue Leben der neuen Schöpfung mittheilt. Und ſo lehret er ſelbſt: „wie der Vater, der Lebendige

(der das abſolute Seyn und Leben iſt), mich geſendet hat, und ich durch den Vater lebe, alſo auch, wer mich iſſet, wird leben durch mich.“ Denn war ſchon von Anfang her ſein Opfer die Lebensbegründung (alſo im ideellen Sinne das Fleiſch und Blut) des dem Tode anheim gefallenen und durch Erlöſung aufrecht gehaltenen Menſchengeſchlechtes, ſo mußte er um ſo entſchiedener jetzt, nachdem er im Fleiſche erſchienen, und die Erlöſung vollendet, wirklich und weſenhaft als das Princip oder den Nahrungsquell des erneuerten Menſchenlebens ſich erweiſen und kund geben. Und darum eben wird ja dieſe wunderbare Liebesgabe (die Euchariſtie) als eine wahrhafte oder reale Speiſe, als die Nahrung des unſterblichen Lebens, als das heilkräftige Mittel der Auferſtehung bezeichnet, weil es uns zu dem hehren Zwecke dargeboten wird, damit wir durch freiwilliges Eingehen in Chriſtum eben ſo weſenhaft lebendige Glieder ſeines verklärten Leibes werden, wie wir von Natur als weſenhafte Glieder oder Nachkommen des irdiſchen Adams beſtehen.

Dieß vorausgeſetzt, werden wir keinen Anſtoß daran mehr finden, wenn die älteſten Väter und Lehrer der Kirche in jenem, mit Beſtimmtheit bezeichneten, gleichſam auserwählten und für die Rückkehr des Sohnes längſt vorbereiteten Rinde,

das zum Feſtmahl geſchlachtet wird, bildlich das große erlöſende Opfer erkannten, das in ſeinen beiden Richtungen eben ſo weſentlich dem alten und irdiſchen Menſchen zur Sühnung, als dem geiſtig wiedergebornen zur Ernährung des neuen Lebens gereicht *). Er ſelber, der die Parabel erzählt, deutet darin, wenn auch leiſe, auf dieſe Thatſache ſeiner freiwilligen Hinopferung in den Tod, die er ſo oft als Vollendung ſeines Werkes vorher geſagt, wie er auch von ſeinem Herold ſchon als das Opferlamm bezeichnet wurde, das die Sünden der Menſchenwelt hinwegnimmt, und vom Seher des neuen Bundes als das Lamm, ſo geſchlachtet worden ſeit dem Anfange der Welt, eben weil ſein in der Mitte und Fülle der Zeiten vollbrachtes Opfer den Lebensgrund des großen Organismus der Menſchheit ausmacht. Und wenn das Bild,

*) *Sine dubio* quem dedit Pater in victimam pro salute nostra, vitulum nominat, propter hostiam corporis immaculati. *S. Chrysost. l. c.* Recordatur Patris Dei, satisfacto redit, annulum accipit, atque exinde optimitate Dominici corporis vescitur. *Tertull. de pudic.* l. 9. Mortuus filius vituli suscitatur ex morte et unus vitulus totius familiae funditur in saginam. *S. Chrysol. l. c. serm.* 3. Occiditur Patre vitulus sic jubente. Audi Apostolum: „qui proprio filio non pepercit, sed pro omnibus nobis tradidit illum.“ Hic est vitulus, qui in epulum nostrum quotidie ac jugiter immolatur. *l. c. serm.* 5.

das die Parabel uns vorführt, oder vielmehr, das er selbst auf Sich anwendet, unsrem Sprachgebrauche fremd geworden ist, während es den Juden und Heiden, bei ihren zahllosen Schlacht- und Brandopfern, höchst anschaulich und gebräuchlich war, so danken wir ja unsre Entfremdung von solchen Bildern und Begriffen eben nur Ihm, der in seinem erlösenden und belebenden Tode alle diese Opferhandlungen erschöpft und aufgehoben hat, um uns nicht allein aus der Knechtschaft der Verschuldung und der Furcht zu befreien, sondern auch uns dermaßen zu Sich und in Sich empor zu ziehen, daß er wesenhaft in uns bleibe, und wir in Ihm.

Dieß also ist der Zweck des eucharistischen Mahls, wie ihn die Kirche in den vielumfassenden Worten feiert: „o heiliges Festmahl, in welchem Christus empfangen, das Andenken seines Leidens mit Ehrfurcht erneuert, der Geist mit Gnade erfüllt, der künftigen Herrlichkeit Unterpfand uns gegeben wird!“ Denn dieses Eingehen des Menschen in Christum, welches zunächst als Einpflanzung der Rebe in den Weinstock, oder des eigenen leiblichen Lebens in das unsterbliche des Erlösers zu betrachten ist, muß auch zugleich von Seite des geistigen Lebens (des Wollens und Denkens) als das Eingehen in seine himmlische Gesinnung und Liebe, also in die volle Wahrheit des heiligen

Geiſtes ſich vollenden. Welch eine ſelige Erquikkung für das innerſte Bewußtſeyn des Menſchen in der alles übertreffenden Erkenntniß Chriſti (Phil. 3.), in der Gewißheit, daß die Huld eines ewigen Vaters auf ihm ruhe, in der kindlichen Hingabe an ſeinen Willen, im Vertrauen auf die Macht, welche die Welt überwunden, und den Stachel des Todes getilgt hat! „Alle Tage des Dürftigen," lehrt das Sprichwort, „ſind böſe; ein ruhiges Bewußtſeyn iſt wie eine ſtete Mahlzeit." (Prov. 15.) Der verlorne Sohn iſt der Dürftige, und alle ſeine Tage ſind böſe; ein gutes Gewiſſen hingegen, oder vielmehr jener echte Frieden des Herzens, wo ſtatt der gebieteriſch richtenden Gewiſſensſtimme die ſanfte Macht der ewigen Liebe, der Antrieb des heiligen Geiſtes vorherrſcht, iſt eben ſchon der Antheil am himmliſchen Mahle der Seligkeit, wie er im irdiſchen Leben erreicht werden kann.

Denn freilich, zu dieſer Fülle des Lebens ſelbſt iſt hienieden noch kein Zutritt gewährt. Hier zwar, wie der heil. Juſtinianus bemerkt, giebt es eine Spende geiſtiger Erquickung und Freude, jedoch nicht bis zur Sättigung. Hier ſind noch Kampf und Gefahr und Prüfung, und die Drangſale des Todes, durch welche das Element des irdiſchen Adams in uns ſich geltend macht; immer noch wandeln wir im Glauben, und nicht im Schauen.

Darum heißt es am Schlusse jenes schönen Psalmes: „ich werde ersättigt werden, wenn ich deine Herrlichkeit schaue," darum tröstet, bestimmter noch, der Apostel: „wenn Christus, euer Leben, zum Vorschein kommen wird, dann werdet auch ihr mit ihm erscheinen in der Herrlichkeit." (Col. 3.) Das Leben in seiner Höhe und Fülle, die Befriedigung des geistig-leiblichen Seyns in allseitiger Vollendung und in unvergänglicher Blüthe, befestigt in der Vereinigung mit Gott, diese ist es, die der Herr, nach menschlicher Ausdrucksweise, so oft im Bilde eines Gastmahls angedeutet, das er in seinem und des Vaters Reiche für uns bereitet hat.

Auf jene selige Zukunft hinblickend, finden wir uns vor dem ungekannten Ziele aller religiösen Hoffnungen; denn so viel ihrer je auf Erden sich ausgesprochen, beziehen sie sich insgesamt auf diese Ankunft des wiederbelebten Sohnes im ewigen Vaterhause. Und je mißlicher für den Sterblichen die Aufgabe, von Dingen etwas auszusagen, die nothwendig über das Gebiet seiner Vorstellungen reichen, „die kein Auge gesehen, die in keines Irdischen Herz noch eingegangen," desto irriger und verkehrter mußten sich die Ideen davon in der Region der Fremde gestalten, wie sie dann auch, in grellen Contrasten, bald in grobe Sinnlichkeit untergiengen, bald wieder (obwohl gleich-

falls in Folge vorwaltender Naturbegriffe) ins Nichtige und Leere verflüchtigt wurden. Der Koran läßt den Moslem, im seligen Jenseits, auf blumig schattigem Rasen am Ufer eines krystallhellen Baches, oder in einem Pallaste von Rubinen und Smaragden auf üppigen Pfühlen ruhen; auf goldenen Schüsseln werden ihm die köstlichsten Speisen servirt, und zwar nicht weniger als dreihundert auf jedem Gang; und bei dem süßen Gesange von Engelsstimmen schlürft er seinen Nektar oder Sorbet. Beliebt es ihm, sich von seinem Mahle zu erheben, so haucht er alles Genossene wie einen Wohlgeruch aus, und kann sogleich mit neuem Behagen wieder zur Tafel sich setzen. Die übrigen Bestandtheile dieser Seligkeit stehen damit in solchem Einklang, daß man wohl urtheilen darf, es werde mit diesen Träumen die Begierlichkeit der Augen und des Fleisches, samt der Hoffart des Lebens zur Verklärung erhoben, und der verlorne Sohn, als solcher, samt seiner unsaubern Heerde ins ewige Leben übertragen.

So absurd nun diese Verwirklichung und Ausschmückung des Jenseits durch so crasse Vorstellungen erscheint, so leer und gehaltlos mußte wieder, im entgegen gesetzten Extreme, der Himmel der Seligen sich ausweiten, wie ihn die Anhänger des Buddhaismus sich vorzustellen vermögen.

Uiber die unteren himmlischen Regionen, die sie, weil sich daselbst noch menschliche Begehrungen finden, die Himmel des Verlangens nennen, bauen sie die achtzehn Himmel der farbigen Welt, in denen nämlich, bei aller Ruhe oder innern Versenkung, immer noch Spuren von Formen oder Gestalten übrig sind; doch werden die fünf höchsten derselben, die der nimmer Wiederkehrenden genannt, weil ihre Bewohner bereits jedes Gefühl von Freude oder Leid ertödtet haben, und darum keiner Seelenwanderung mehr unterworfen sind. Uiber der farbigen Welt endlich werden noch vier Himmel der sogenannten farblosen oder formlosen Welt angenommen. Die Wesen, die dahin erhoben, sind völlig gestaltlos, durchsichtig und klar; die untersten in diesen Reihen beginnen schon in das Leere einzugehen; die höchsten sind zwar noch nicht völlig gedankenlos, doch trachten sie nach gänzlicher Selbstvernichtung. Auch an dieser Stufenleiter erkennt man das Befangenseyn in bloßen Naturbegriffen: ein Suchen nach Bestand und Ruhe durch das Emporsteigen über alle vergänglichen Wesen und Gebilde, die dem Schmerz und dem Wechsel unterliegen, in die verborgene Wesenheit der Naturdinge selbst, die, weil ohne Gestalt und Farbe, als eine Negation des Wirklichen, oder als Nichtseyn erfaßt wird.

Zwischen jenen grobsinnlichen Bildern und die-

ſem gedanken- und geſtaltloſen Nichtigen, oder „dem leeren Unendlichen“ liegt nicht einmal die Wahrheit in der Mitte; denn die wahre Beſeligung beſteht weder in einer ſolchen Apotheoſe des Fleiſches und Sinnenlebens, noch in der Verflüchtigung und Vernichtung deſſelben, ſondern in der Wiederherſtellung und Verklärung des ganzen Menſchen, nach Gottes Idee und nach ſeinem Urbilde in Chriſto, als vollendete Harmonie und Einheit von Geiſt und Natur. Anders iſt die ſtille Seligkeit, die himmliſche (nicht aber träumeriſche) Ruhe, eines im Frieden von hinnen geſchiedenen, vom Leibe geſonderten Menſchengeiſtes, deſſen Leben verborgen mit Chriſto in Gott; eine Ruhe, die von der Schrift immer noch als ein Warten bezeichnet wird; anders jene Fülle der Seligkeit, die erſt damals ſich verwirklichen kann, wenn der Organismus der Menſchheit ſeinen geſchichtlichen Abſchluß erreicht. Bis dahin, wie der Apoſtel bezeugt, erſeufzt noch alle und jede Creatur, oder die irdiſche Naturwelt, wie in Geburtswehen ringend, indem ſie (obwohl unbewußt) auf die Enthüllung der Herrlichkeit der Gotteskinder, d. h. auf die verherrlichte Wiedererſtehung der Erlöſeten, und dadurch auf ihre eigene Erhebung zur Sabbatruhe und Verklärung wartet. (Röm. 8.) Iſt der Tod verſchlungen vom Leben, durch die Siegeskraft des Erlöſers, hat die Erde, auf ſein Geheiß, die organiſchen Ge-

bilde wieder hergegeben, wie ſie vordem ſie hervorgebracht, ſo wird an jenen, welche den Segen Chriſti in ſich aufgenommen und mit Treue bewahrt haben, das Wort ſeines Jüngers in Erfüllung gehen: „Nun ſind wir Kinder Gottes, und noch iſt nicht zum Vorſchein gekommen, was wir ſeyn werden; dieß aber wiſſen wir: wenn er erſcheinen wird, werden wir Ihm ähnlich ſeyn, weil wir Ihn ſehen werden, wie er iſt" (1. Joh. 3.) alſo den Gottmenſchen, den Verklärten, gleichfalls mit menſchlichem, verklärtem Auge. Damals erſt wird dem, für immer und ewig wieder belebten Sohne das neue Ehrengewand verliehen werden im vollen Sinne; denn „dieſer verwesliche Leib muß die Unverweslichkeit anziehen, und der ſterbliche die Unſterblichkeit." Damals erſt empfängt er den Ring, als Symbol der Ewigkeit, oder der ſeligen Gegenwart, wenn das Werden aufgenommen iſt in das Seyn; damals erſt tritt er ein zum großen Feſtmahl, denn nun beginnt das Leben der verklärten Menſchheit auf der erneuerten und verherrlichten Erde. „Und ich hörte eine mächtige Stimme vom Throne herab, die ſprach: ſiehe die Wohnung Gottes unter den Menſchen, und er wird unter ihnen wohnen. Und ſie werden ſein Volk ſeyn, und er ihr Gott mit ihnen. Und er wird jede Thräne trocknen von ihren Augen, und der Tod wird nimmer ſeyn, auch weder Trauer,

noch Unruhe oder Schmerz, denn was früher gewesen, ist vorüber gegangen. Und es sprach, der auf dem Throne saß: Siehe, ich mache alles neu. Selig, die ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes, damit sie Antheil haben am Baume des Lebens, und durch die Pforten einziehen in die heilige Stadt, die keiner Sonne bedarf, weil die Klarheit Gottes sie erleuchtet." (Offenb. 21 u. 22.)

XI.

Die Bevorrechtung.

„Da ward er entrüſtet, und wollte nicht hinein gehen.“
(Luc. 15, 28.)

Bei dem ſtattlichen Feſtmahle, das im Vaterhauſe veranſtaltet wurde, um die Rückkehr des jüngern Sohnes zu feiern, und an welchem alle Diener und Hausgenoſſen ſo freudigen Antheil nehmen, wird doch Einer noch vermißt, der nicht bloß keiner der letzten im Hauſe, ſondern den ſogar, zunächſt nach dem Vater, die Feſtlichkeit am meiſten angeht; und dieſer iſt der ältere Sohn. Er iſt der einzige, der von dem Jubel noch nichts erfahren hat, denn während ſein Bruder zurück kam, war er eben nicht im Hauſe, ſondern draußen auf dem Felde. Was hat er dort zu ſchaffen gehabt? Immerhin ſehr vieles, was zur irdiſchen Wirthſchaft nützlich und förderlich, nur jedoch mit der Einſeitigkeit, daß er (wie Chryſologus bemerkt) bei der Pflege des Erdreichs ſich ſelber

wüſte liegen ließ, und während er den Boden vom Geſtrüppe ſäuberte, die Dornen des Neides aus ſeinem Herzen nicht tilgte *). Endlich mag ihn ein Misbehagen, eine Unruhe angewandelt haben, oder es ſind von der Heimath herüber undeutliche, ungewöhnliche Töne an ſein Ohr gelangt; er wendet ſich, um zu ſehen, was da geſchieht. Je näher er kommt, deſto heller die Klänge, die nur der Fröhlichkeit angehören können; ſchon unterſcheidet er die zahlreichen Stimmen des Geſanges; das Saitenſpiel und der Reigen ziehen auf luſtigen Schwingen grüßend ihm entgegen, und was für eine Stimmung bringt das in ihm zu Wege? Erbeben auch die Saiten ſeines Herzens in harmoniſcher Erregung?

Die tägliche Erfahrung giebt hier das treffendſte, wenn auch nicht edelſte Beiſpiel an die Hand. Wenn irgend von Oboen und Flöten, von Saiteninſtrumenten und Menſchenſtimmen ein recht wohlklingend und kunſtreich concertirendes Spiel auf den Straßen gehört wird: je ſüßer dann die Stimmen, je lieblicher die Melodie, deſto unausbleiblicher das jämmerliche Klagegeheul,

*) Erat in agro terram percolens, seipsum desertans; duritiem solvit caespitis, cordis perdurat affectum; sentes eradicat et gramina, stimulos invidiae non evellit. *l. c. serm.* 4.

das alsbald von ſämtlichen Hunden in der Nachbarſchaft erhoben wird, als würde ihr Thiergemüth von der Muſik gekränkt, oder als wäre es ihr Naturberuf, die Harmonie zu zerreißen. Bekannt iſt es aber, welch eine Leidenſchaft, als Naturzug, dieſen Thieren in beſonderm Grade eigen ſey, die aber im Menſchen, unter dem Namen des Neides, ſchon zur ſittlichen Bosheit, zum Laſter ſich ſteigert. Um ſo begreiflicher wird es, warum auch bei unſrem Ehrenmanne, in der Tiefe ſeines Herzens, ein ſehr ähnliches Geheul ſich hervorthun will, da er zur Pforte des Hauſes gelangt; auch er ſcheint kein Freund der Harmonie zu ſeyn, und die Stimmung ſeines Herzens bringt nur einen ſchneidenden, ſchrillen Miston in den Jubel, der drinnen ſich hören läßt *).

Und als hätte er das Vorrecht nicht, geradezu ins Haus zu gehen, worinn er doch heimiſch, verweilt er vor der Schwelle, bis ihm Gelegenheit wird, einen der Diener zu rufen, und den Stand der Dinge zu erkunden. Und da ihm dieſer mit den geflügelten Worten des Frohſinns meldet: dein Bruder iſt heimgekehrt, und dein Vater hat ihm

*) Invidum fugat symphonia pietatis, chorus charitatis excludit. l. c. *serm.* 4.

ein Gaſtmahl bereitet, aus Freude, ihn wohlbehalten wieder bei ſich zu haben, verlängern ſich ſeine Züge, ſein Auge wird düſter, ſein Antlitz unheimlich entſtellt. War er nicht bis auf dieſen Augenblick der Herr im Hauſe, der ausſchließlich Berechtigte, dem der Anſpruch auf alle Güter gebührte? Und ſiehe, da iſt plötzlich der verſchollene, vergeſſene Bruder wieder da, mit dem er nun den Beſitz wie die Ehre theilen ſoll. Voll des Grimmes gegen dieſen Bruder, gegen das Haus, gegen den Vater ſelbſt, zögert er unſchlüſſig vor der Pforte, und mag nicht hinein gehen. Der Vater jedoch, der das alles ſieht und weiß, möchte den Trotz des Störriſchen überwinden, er tritt ſelber hervor, und verſucht es mit milden, gütigen Worten. „Der Vater gieng heraus, und fieng an, ihn zu bitten.“

Verwunderlicher Gegenſatz, ſeltſame Wendung! Dort ein abtrünniger, vielfach verkümmerter Sohn, der aus der Fremde kommt, und flehentlich den Vater bittet; hier ein treu gebliebener, ehrbarer und rechtlicher Sohn, der nicht minder angelegentlich ſich bitten läßt vom Vater. Es ſcheint, als fürchte dieſer an dem letztern einen verlornen Sohn zu haben, während er den andern wiedergewonnen; ja als könne der Wiedergewinn des Einen den Verluſt des Andern nach ſich

ziehen *). Aber vergeblich bleiben seine Bitten, der halsstarrige Sohn beharrt in seinem Unmuth, er fängt sogar zu hadern an, er rechtet mit dem Vater. „Siehe, so viele Jahre schon diene ich dir, und niemals habe ich deine Gebote übertreten, und doch hast du mir nicht einmal ein Böcklein gegeben, damit ich mit meinen Freunden ein Mahl halte.“ Er rühmt sich seines Gehorsams, und lügt doch schon darinn, daß er, aller Ehrfurcht vergessen, dem Vater so trotzig widerspricht; er klagt ihn sogar des Undanks an gegen so treu geleistete Dienste, und wie seine Rede eine unverhehlte Aeußerung des Hochmuthes und der Anmaßung ist, so auch der groben Eigensucht, die zugleich wieder mehr den Taglöhner als den Sohn bekundet. Der Aufruf des Vaters: lasset uns ein festliches Mahl halten, war, weil er sämtlichen Genossen des Hauses galt, ein Wort der Allen wohlwollenden Liebe; durch seine Rede hingegen verräth der Engherzige schon, wie er gesonnen sey, die Güter des Hauses einzig für sich und einige seiner Speichellecker zu benützen, und daß er auch der Gesellschaft des Va-

*) Cor Patris anxium variis arctatur motibus filiorum — — quia videt fratrem fratris reditu mox fugari, et salute alterius sibi alterum mox perire etc. *l. c. serm.* 4.

ters zu seinen Festen gar nicht bedürfe. Doch nicht zufrieden damit, geht er in seiner Ungebühr noch weiter. Mir hast du, so hadert er, der längst sein volles Erbtheil empfangen, nicht einmal ein Stück aus der Schafheerde gegeben, um einmal meine Freunde zu bewirthen; nachdem aber dieser dein ungerathener Sohn, der dir nur Schande gemacht, der viel zu verächtlich ist, als daß ich ihn meinen Bruder nennen möchte, der, völlig im Widerspiel zu meiner Ehrbarkeit und gewissenhaften Ordnung, sein Vermögen vergeudet hat mit den Buhlerinnen, nachdem dieser Unwürdige zurück gekommen, hast du sogleich jenes beste Stück von deinen Rindern herbei holen lassen, um es zu seiner Ehre zu schlachten, und ihm einen recht glänzenden Empfang zu bereiten, als hätte er nicht vielmehr verdient, mit Schimpf und Schmach zurück gewiesen zu werden!

Je weniger in diesem Benehmen, auch nur die geringste Spur von Ehrfurcht und Demuth, Schonung und Liebe zu finden, je näher es an dämonische Gesinnung anstreift, desto befremdlicher muß die Persönlichkeit erscheinen, die mit solchen Zügen gezeichnet wird. Wer ist dieser ältere Sohn, der im Vaterhause geblieben, und doch bei des jüngern Rückkunft sich nicht im Hause befand? der offenbar in großen Dingen bevorrechtet, dem Vater lieb und theuer, auch in

ſeiner Art gerecht und geſittet war, und doch wieder ſo überaus lieblos, voll Scheelſucht, Hoffart und Tücke? Wir haben ihn bereits kennen gelernt, nur in der Geſtalt, oder vielmehr in der Entartung noch nicht, worinn er jetzt ſich darſtellt. Er wird der ältere Sohn genannt, nicht der Geburt, ſondern der Erwählung und Würde nach; er heißt auch Jehovas erſtgeborner Sohn (Exod. 4, 22.), nicht im wirklichen, ſondern im ſymboliſchen Sinne *). Denn mit dieſem Namen iſt das Volk bezeichnet, in welchem durch zwei Jahrtauſende das Erlöſungswerk in ſeinem vorbereitenden und vorbildlichen Gange fortſchritt, und durch welches der ſchöpferiſch erlöſende Logos, der ſchon von Anfang her mit jedem einzelnen Menſchen den geiſtigen Verkehr des Ge-

*) Duos filios habuit: duos scilicet populos, Judaicum, gentilemque. Sed judaicum seniorem prudentia legis fecit: Gentilem paganitatis stultitia reddidit juniorem. *S. Chrysol.* l. c. serm. 5. Eben ſo verſtehen es *S. Hieron.* in Ep. ad Damas. *S. Aug.* qu. Ev. 33. und faſt alle Väter. Nur Tertullian (de pudicit. c. 8.) will die Parabel einzig vom reuigen Sünder verſtanden wiſſen, und beſchließt ſeine Gründe mit den Worten: quaerant igitur alium Christiani suum fratrem: Judaeum enim parabola non recipit. Jedoch im folg. cap. 9. lehrt er ſelber das Gegentheil.

wiſſens angeknüpft, immer näher und inniger, gleichſam im fortwährenden Kommen, in den Organismus der Menſchheit tiefer eingieng.

In jenen früheſten Zeiten nach der letzten großen Kataſtrophe der Erde, als nicht bloß die zahlreich gewordenen Chamiten und Japhetiten, die in weitere Fernen zogen, ſondern auch die ſemitiſchen Stämme dem innern Gottesgeſetze treulos wurden, und in dem Maße dem Naturdienſte verfielen, war auch ſchon die Zeit gekommen, wo jener Eintritt des Logos in neuer Weiſe geſchah, um dem völligen Abfall vorzubeugen, und das Werk der Wiedergeburt einzuleiten. Zum Träger der großen Heilsanſtalt, oder der Kirche, ward Abraham berufen und ausgeſondert, in ſeiner Familie das Vaterhaus auf Erden neu begründet. Der mit ihm geſchloſſene Bund ward vollendet, ſobald die Abrahamiden zu einem namhaften Volke heran gediehen; dem ägyptiſchen Götterdienſte entriſſen, und zur Selbſtändigkeit geführt, wurde es zum Volke der Völker, zum lebendigen Bewahrer und Pfleger des ſittlichen Bewußtſeyns und des Heiles erhoben. Zu ihm ſprach ſein gottbegeiſterter Führer mit vollem Rechte: „Selig biſt du, Iſrael, welches Volk iſt ähnlich dir, deſſen Heil in Jehova? Wo iſt auch eine andre Nation ſo hehr und auserleſen, daß ſie alle die gerechten Vorſchriften hätte und dieß

ganze Gesetz, das ich vor euren Augen dargelegt?“ (Deut. 32. und 4.) Jeder Einsichtsvolle, wenn er anders die Geschichten der Vorzeit kennt, muß das unbedenklich zugestehen. Das ursprüngliche Gesetz des Gewissens, das bei allen übrigen Völkern vielfach entstellt und verdunkelt worden, erschien hier, in voller objectiver Geltung hinaus gestellt auf den Steintafeln des Dekalogs, dem in seiner religiösen Weihe und Geistigkeit nichts von allem vergleichbar ist, was in ähnlicher Beziehung bei den berühmtesten der alten Völker sich findet. Wie der eigentliche König und Gebieter, dem dieses Volk sich unterworfen wußte, der Unsichtbare und Allmächtige, so war auch ihm allein, in vorchristlicher Zeit, eine Gesetzgebung eigen, die den Forderungen des echt gesellschaftlichen Lebens im Staate aufs höchste entsprach, der Leibeigenschaft wie der Verarmung entschieden vorbeugte, und eine reiche und edle Geistesentwicklung förderte. In seinen heiligen Urkunden fand es, im lichten Gegensatze zu den Träumereien und Naturmythen der Heiden, die einzig wahre Idee von der Schöpfung und der Menschengeschichte; sein Opferkult und Priesterthum zeugte immerdar von dem Verhältnisse des sündhaften, nur durch Erlösung bestehenden Menschengeschlechtes zu Gott, und seine Psalmensänger und Propheten wiesen von einer Generation zur andern

auf die Ankunft des Gottgesalbten, bis die Mitte und Fülle der Zeiten herbei gekommen, und er selbst, der neue und himmlische Adam, von Seite seiner Menschennatur, wiewohl in übernatürlicher Weise, als ein Sprosse der Abrahamiden, in der Welt erschien.

Doch wiederum war die Zeit, in welcher er hervortrat, nicht minder verhängnißvoll, als jene des Noah, des Abraham, des Moses; ja der sittliche Verfall der Völker lag so offen da in der ganzen Gräßlichkeit seiner Schreckniſſe, daß überall in der Heidenwelt die Sehnsucht nach Wahrheit und Heil erwachte. Es war der Zeitpunkt, an welchem das Wort des Apostels im weitesten Sinne sich erfüllte: „wo die Sünde überschwenglich worden, hat überschwenglicher noch die Gnade sich erwiesen.“ Diesem allgemeinen Verderben gegenüber hatte zwar Israel, im Ganzen, und vorzüglich in den Besseren seiner Glieder, sich in der Gottestreue bewährt; durch vielfache Leiden und Kämpfe geläutert, zeigte es, wenigstens im Laufe der letzten Jahrhunderte, keinen Hang zum Götzendienste mehr; und durfte dem zu Folge schon mit einigem Grunde von sich rühmen: „so viele Jahre diene ich dir, und habe deine Gebote niemals übertreten,“ was (nach Augustinus) von dem wichtigsten aller Gebote: neben dem ewigen Schöpfer keine anderen Götter anzubeten, immer-

hin als wahr gelten konnte, in andrer Beziehung aber doch nur ein Ausdruck der Hoffart und Lüge war *). Denn über der Bewunderung ihrer eigenen, unvergleichlichen Trefflichkeit, über der ſtarren Feſthaltung des Vorzuges, den die Kenntniß des wahren Gottes und die ſtrenge Bewahrung des Geſetzes ihnen ſicherte, hatten diejenigen, die gerade als die Erſten, Frömmſten und Gelehrteſten ihrer Nation galten, den Sinn und Geiſt der Frömmigkeit verloren, ſahen mit gränzenloſer Verachtung auf alle Götzendiener, ſowie auf die Unwiſſenden und Geſetzesübertreter in ihrem eigenen Volke herab, und geriethen in jene furchtbare Finſterniß der Selbſtverblendung und todten Werkheiligkeit, welche in der Ausartung der Phariſäerſecte ſo gehäſſig ſich darſtellt.

Dieß vorausgeſetzt, wird das Alter des ältern Sohnes auch von einer andern Seite her anſchaulich **). Er erſcheint nimmer als der Aeltere, durch den Vorzug reiferer Weisheit, ſondern als der Gealterte, aus welchem die innere Wärme durch den herben Froſt der Selbſtſucht entwichen, und der, in ſich verſchrumpft, ſtarre Formen be-

*) Non facientis verba sunt, sed tumentis. *S. Chrysol.* l. c. serm. 5.

**) Ideo et senior dicitur, eo quod cito aliquis per invidiam consenescat. *S. Ambros.* comm. in Luc. l. 7.

wahrt, denen jedes Element des geistigen Lebens fehlt. In diesem Zustande der Verholzung und Erstarrung begnügten sich die Führer des Volkes, samt den Trägern des vorbildlichen Priesterthums, mit einer Beobachtung ihrer Satzungen und religiösen Gebräuche, die, bei gänzlicher Verwahrlosung des geistigen Sinnes und Zweckes, in Aberglauben übergehen mußte; und da alles innere Mark des religiösen Lebens, das Bewußtseyn der Schuld, die Sehnsucht nach Gottes Huld und Wahrheit, das Bedürfniß der Erlösung, in ihnen erstorben war, so wußten sie auch von ihrer großen Aufgabe nichts mehr, die auf ein kommendes, alle Völker umfassendes Gottesreich hinwies.

Und so geschah es denn auch, daß zu derselben Zeit, als der jüngere Sohn auf dem Heimwege begriffen war, der ältere nicht im Innern des Vaterhauses sich aufhielt, sondern dem Geiste nach draußen. Denn so zahlreich seine Gebetformeln, so streng und ängstlich seine vielfältigen Observanzen, so gottselig und salbungsvoll seine Reden, verdiente er doch im vollen Maße den Zuruf: „wohl mit Recht, ihr Heuchler, ward durch Isaias von euch geweissagt: dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, sein Herz aber ist fern von mir!“ (Matth. 15.) Draußen auf dem Felde war der ältere Sohn; denn unbekümmert und unbesorgt

für das bisherige Vaterhaus, getröstet und beruhigt im Vertrauen auf die alte, nur freilich übel verstandene Verheißung, daß der Siontempel auf ewigen Grund gemauert sey, und keinen Augenblick in der Sicherheit wankend, womit sie als die ein- für allemal Auserwählten, und als die einzigen Lieblinge Gottes sich betrachteten, hatten jene Selbstgerechten ihr ganzes Bestreben nur an irdische Bereicherung, und an die eitle Ehre der Welt gesetzt; und statt ihr Herz zu prüfen, ob sie auch in Wahrheit dem Unsichtbaren dienten, war ihre Sorge nur, durch schmachvolle Kriecherei vor der römischen Uibermacht ihre alten Titel und Würden aufrecht zu erhalten. Draußen auf dem Felde waren sie, wie Kain draußen war, als er seinen Bruder hinausführte in die Oede; denn der gewaltsame Widerstreit des dämonischen Hasses gegen die Gottgefällige Gesinnung, der damals schon im ersten Beginne der Weltgeschichte, so schroff hervorgetreten, hatte nun, in der Fülle der Zeiten, seine Gipfelhöhe erreicht. Und so waren auch die entarteten Diener des alten Bundes von der häßlichsten aller Leidenschaften verblendet und gestachelt, als sie ihren Herrn und Erlöser, den Menschgewordenen Logos und Jehova, der als die Wunderblüthe ihres eigenen Stammes, in der Demuth des Menschensohnes in ihrer Mitte

erschien, nicht bloß mit Grimm und höhnischer Verachtung von sich wiesen, sondern auch, um nicht ferner durch ihn behelligt zu werden, aus ihrer Stadt hinaus schleppten und erschlugen.

Wiederum waren sie nun wie Leute, die ihrer Sicherheit weislich fürgesorgt, an ihre gewohnten, hochwichtigen Geschäfte gegangen, nicht mehr die Warnung beachtend, die aus dem Munde des Ausgestoßenen so schneidend ihnen durchs Herz gedrungen: „siehe, euer Haus wird euch wüste gelassen werden;" eine Warnung, die in Erfüllung gieng, ehe sie sich dessen versahen. Denn schon war etwas völlig Neues und unendlich Großes geschehen und vollendet, wovon sich der starre Hüter des erstorbenen Buchstabens nichts träumen ließ. Der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, war zum Schlußsteine des neuen, lebendigen und himmlischen Gebäudes worden. Das frühere Vaterhaus mit seinem vorbildlichen Opferkult, das für die Heiden nur bloß einen Vorhof darbot, hatte seine Bedeutung erfüllt, und war somit aufgehoben; ein neues stieg schon glänzend empor, geräumig genug für die Aufnahme des jüngern Sohnes, für die Beherbergung der heidnischen Völker: die große, die heilige, die sichtbare, die allgemeine Kirche. Da wurden die Worte des Sehers erfüllt: „erweitere (o Sion) den Raum deines Zeltes, befestige weithin seine

Pfähle. Denn zur Rechten und zur Linken wirſt du vordringen, und die Heiden zum Erbe gewinnen. Gehet ein, gehet ein durch die Pforten, machet die Bahn zurecht, erhebet das Zeichen zu den Völkern, und ihr Name wird ſeyn: das geheiligte Volk, die Erlöſeten vom Herrn. Lobſinget dem Herrn, denn Wunderbares hat er gethan, verkündiget es auf der ganzen Erde. Frohlocke laut, du Wohnung Sions, denn groß in deiner Mitte iſt der Heilige Iſraels." (Iſai. 12. 62. u. a.)

Denn als ſich die Dinge ſo gewendet, erhob ſich im Vaterhauſe ein rauſchender Jubel, ein mächtiges Frohlocken, ein vollſtimmiger Chorgeſang, mit den Tönen einer himmelanſteigenden Symphonie, dergleichen auf Erden vordem nie vernommen worden. Denn jene Symphonie, die (nach der Parabel) im Innern des Hauſes ertönte, iſt die Eintracht der Kinder Gottes, der Einklang der Geſinnungen, Reden und Werke in Einem Glauben, Einer Liebe*); und ſo bezeugt es die Geſchichte der erſten Chriſtengemeinde, daß alle Gläubigen wie Ein Herz und Eine Seele

*) Haec est enim symphonia, quando concinit in ecclesia diversarum aetatum atque virtutum, velut variarum chordarum indiscreta concordia. *S. Ambros.* comm. in Luc. l. 7.

sich benahmen. Der Geist Gottes war in einer Fülle ohne Maß auf sie herab gekommen; der heilige Geist, als wesenhafte Mittheilung göttlichen Lebens, in Kraft und Licht, an die Schuldbefreiten, hatte das Füllhorn seiner unendlichen Gaben über sie ausgeschüttet; so wonnig war die festliche Freude, daß die Frostigen und Unbegabten sie für eine Wirkung süßen Mostes erklärten, von welchem sie doch gleichfalls zu kosten berufen waren; aus dem Munde von Juden, Hellenen und Heiden ertönte der Ruhm Jehova's, der Lobgesang des dreieinigen Gottes.

Gleich an die ersten, seltsamen Gerüchte, deren Wohllaut höchst unheimlich sein Ohr berührt, mochte sich der mit dem alten Recht Gerüstete nicht kehren. Doch allmählich wird der Vorgang ihm zu laut, und seiner bisherigen Stellung viel zu drohend. Er hört die alten, nun erst ins volle Leben erschlossenen Psalmen anstimmen von Griechen, Römern und Ankömmlingen jeder benachbarten Nation; Ruhm und Preis und göttliche Verehrung wird dem Sohne David's dargebracht, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, der den Todesstachel gebrochen, und das Leben herfür gebracht. Was geht hier vor? was für befremdliche Stimmen, Doctrinen und Dankgesänge in den Hallen des Tempels, an der Salomonischen Pforte? Steht hier wohl noch das alte, wohlbe-

kannte Vaterhaus? Kann er, der eifernde und furchtbare Gebieter, der Herr der Heerschaaren, ein Wohlgefallen haben an diesen Fremdlingen und Heiden, die ihm stets verhaßt gewesen? Kann Jehova mit Langmuth zusehen diesem Gräuel, diesen Verletzungen seiner Vorschriften und Ceremonien, dieser Hintansetzung und Verwerfung der Schlacht- und Brandopfer? Kann der Neuerer, den wir in unsrer Weisheit verurtheilt und geächtet haben, jener uns allein verheißene Messias seyn, der uns die Herrschaft über alle Völker der Erden bringen, und diese stolzen Römer unter unsre Füße beugen wird? Und kann es vernünftiger Weise nur denkbar und möglich seyn, daß der heilige und gerechte Gott, dem die Götzendiener ein Abscheu sind, diesen Auswurf des Menschengeschlechtes an die Tafel seiner ewigen Seligkeit beruft?

Dieß und Aehnliches bedenkend, düstere Pläne brütend, steht der harte Wächter des Mosaischen Gesetzes und seiner siebenfachen pharisäischen Zugaben an der Pforte, und wird sich weislich hüten, in die Mitte des Unfugs einzugehen. Dazu ist er zu stolz, zu heilig; er könnte auf magische Weise dabei verunreinigt werden. Er ruft lieber einen von den Knechten oder Dienern, die hier am geschäftigsten sich zeigen, das Gastmahl im gehörigen Gange zu erhalten, und alles Erforder-

liche herbei zu ſchaffen; er ruft einen und den andern aus der Schaar jener Galiläer, jener unwiſſenden Fiſcher, die ihm von früher her ſchon verdächtig geweſen. Der hohe Rath von Jeruſalem, ſo wie anderwärts der Vorſtand der Synagogen, berief die apoſtoliſchen Männer vor ſein Gericht, und befragte ſie um den Hergang dieſer Dinge. Und wie ſie nun immer geheißen, ob Stephanus oder Johannes, ob Aquila oder Paulus, Timotheus oder Silas, alle berichteten im Weſentlichen daſſelbe, was ihr Fürſt und Haupt, Simon Petrus, in ſeiner Vollmacht geſprochen: „Gott, der die Herzen durchſchaut, hat den Heiden den heiligen Geiſt gegeben; gleichwie uns (aus dem Judenthume), und ohne irgend einen Unterſchied zu machen zwiſchen uns und ihnen, indem er auch ihre Herzen durch den Glauben läutert. Durch die Gnade unſres Herrn Jeſu Chriſti hoffen wir ſelig zu werden, gleichwie auch ſie.“ (Apoſt. 15.) Daſſelbe hat, in weiterer Darſtellung, der große Apoſtel der Heiden verkündet. „Aus den Werken des Geſetzes wird Niemand vor Gott gerechtfertigt. Der Glaube an Jeſum Chriſtum iſt es, durch welchen die Gerechtigkeit Gottes zu Allen und über Alle kommt; und es iſt kein Unterſchied (zwiſchen Juden und Heiden); denn Alle haben geſündigt, und bedürfen

der Glorie Gottes" (der rechtfertigenden Gnade). (Röm. 3.)

Doch eben dieſe Nachricht iſt es, welche, obwohl er ſie vorlängſt aus dem Munde der Propheten ſchon vernommen, den geiſtig Erſtarrten höchlich anwidert, und ſeinen herben Unmuth erweckt. Er, der einzig Gerechte, der allein die Ehre Gottes aufrecht gehalten, der ein Muſter der Ehrbarkeit und des heiligen Wandels, dem alle Herrlichkeit von Rechts wegen gebührt, der jedem Sünder und Publikan von ferne ſchon ausweicht, um nur von ſeinem Athem nicht entweihet zu werden, der lediglich noch auf einen Meſſias wartet, von welchem er die Fülle des Erden- und Himmelslohns zu empfangen hofft: er ſoll noch immer der Barmherzigkeit, der Erlöſung, der Rechtfertigung bedürfen? Er, dem der Sabbath ſo unverletzlich, der ſo viele Almoſen giebt, ſo lange Gebete ſpricht, ſo ſtrenge Faſten hält, mit ſo vielen Reinigungen und Waſchungen ſich abmüht, ſoll bei allem dem für einen Sünder und Unlautern ſich halten, ſich nicht für beſſer achten, als die Gottloſen, die nichts dergleichen aufzuweiſen haben? Er, der niemals das Fleiſch eines Borſtenthiers berührt hat, ſoll jetzt einen Menſchen als Bruder betrachten und lieben, der die Schweine gehütet? Nimmermehr! Er will nichts hören, nichts wiſſen von dieſer ganzen Geſchichte.

Der Vater, wie er ihn kennt, der Gott Abrahams, Isaks und Jacobs, kann das unmöglich gewollt haben, noch wollen; oder es kann nur in seinem Zorne geschehen seyn, daß er den Liebling dergestalt aus seinem Hause scheucht.

Was beginnt aber dieser heilige, gerechte Vater, den die irdisch weltliche Gesinnung nie erkannt hat, mit dem verboßten Sohne? Wird er ihn sogleich und für immer verstoßen? Daran ist nicht füglich zu denken. Wie sollte er ein Volk verwerfen, und dem Verderben preis geben, das er durch zwei Jahrtausende geschirmt, gelenkt und erzogen; ein Volk, das in den Bessern seiner Glieder zu einer so hohen Stufe religiöser und sittlicher Bildung gediehen, wie sonst keines auf Erden; ein Volk, aus welchem die reine Lilie des alten Patriarchenstammes, die heilige Jungfrau erblühet, aus dem die Menschheit Christi selbst, und alle seine unmittelbaren Diener und Boten hervorgegangen, die als Träger der Gnade und des Heils, als Gründer der Kirche, als Erneuerer der Welt unter die Völker zogen? Nein, zu dem störrischen Sohne gieng der Vater selbst hinaus, und fieng an, ihn zu bitten. Er hatte dieß vielfach schon in früheren Zeiten gethan, um den Wankelmüthigen und Widerspenstigen, so oft er seines Berufes vergessen wollte, durch Züchtigung, Warnung, Wohlthaten, erneuerte Zeichen

und Offenbarungen, wieder in das Innere des heimischen Hauses zurück zu führen. Wie die ganze Geschichte Israels eine stetige Reihe solcher Führungen darlegt, so auch die Stimme seiner Propheten: „Höre mich Jacob, und Israel, den ich rufe: ich selbst bin es, der Erste und der Letzte (der Urheber und das Ziel). Meine Hand ist es, die diese Erde gegründet, meine Rechte, die den Himmel ausgebreitet. Ich bin der Herr, dein Gott, der dich Heilsames lehret, der dich lenket auf dem Wege, den du wandelst. O daß du geachtet hättest auf meine Gebote; deine Wohlfahrt wäre wie ein reicher Strom geworden. Könnte auch eine Mutter ihr Kind vergessen; Ich vergesse deiner niemals; in meine Hände habe ich dich geschrieben." (Isai. 48. u. 49.)

Wer muß nicht zugeben, daß es gleichsam bittliche, flehentliche Worte sind, durch welche die göttliche Liebe sich zur menschlichen Willensverkehrtheit herab ließ? Jedoch, wie es der Anfang jenes erhabenen Sendschreibens aussagt: „mannigfaltig und auf vielerlei Weise hat vormals Gott zu den Vätern geredet durch die Propheten; zuletzt in diesen (Messianischen) Tagen hat er zu uns geredet durch den Sohn, den er zum Erben über alles gesetzt, durch welchen er auch die Zeiten (die Welt) erschaffen hat. Welcher, da er der Abglanz seiner Herrlichkeit (Licht vom Lichte) und

das Ebenbild seines Wesens ist, Alles trägt und hält durch das Wort seiner Kraft; und nachdem er uns durch sich selbst (durch seinen menschlichen Opfertod) von der Sünde befreit, nun zur Rechten der Majestät in der Höhe thront," d. h. auch in seiner verklärten Menschheit an der göttlichen Weltregierung Theil nimmt. Wiederum also war es der Vater, der zu dem Volke heraus kam, das er für das Heil der übrigen erwählt hatte, als er in der ganzen Fülle seiner Huld und Wahrheit sich offenbarte im Menschgewordenen Logos, in welchem der Unsichtbare, „der verborgene Gott Israels," sichtbar auf Erden erschien, wie er denn auch von Sich bezeugte: „wer mich siehet, siehet auch den Vater." Und mit welcher unendlichen Geduld und Sanftmuth ertrug er die Rohheit der Widerspenstigen, suchte er ihre Gesinnung zu wenden? „Sofern ich die Werke meines Vaters nicht thue, so braucht ihr an mich nicht zu glauben. Wollt ihr mir nicht glauben, so glaubet diesen Werken, damit ihr erkennet, daß der Vater in mir sey, und ich im Vater. Ich und der Vater sind eins." (Joh. 10.) Er redete zu ihnen noch in manch einer Weise, die ergreifend genug war, um eben so mächtig, als sein Wandel und seine herrlichen Werke, jedes nicht ganz erstorbene Herz zu rühren. „Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten, und die Boten stei-

nigſt, die zu dir geſendet werden: wie oft habe ich deine Kinder verſammeln wollen, gleich der Henne, die ihre Küchlein unter ihren Fittigen birgt, und du haſt nicht gewollt!"

Aber auch, als ſie ihrerſeits den gräßlichſten Frevel vollbracht, der zwiſchen Himmel und Erde nur ein einziges Mal möglich geweſen, mußte dieſe Gräuelthat doch ſo wunderbar mit dem freien Entſchluſſe des Hingeopferten, und mit den Abſichten der erbarmenden Liebe zuſammen treffen, daß ſie, wie zum Durchkreuzungs- ſo auch zum Wendepunkte der himmliſch irdiſchen Verhältniſſe gereichte. Die alte, ins Unendliche gehäufte Schuld des Ungehorſams, die auf der Menſchheit laſtete, war durch den Gehorſam ihres neuen Stellvertreters und Hohenprieſters thatſächlich geſühnt und aufgewogen; die Trennung zwiſchen ihr und Gott beſtand nicht ferner mehr; neuerdings gieng der Vater zu allem Volke hervor in dem weſenhaften Ausgange des heiligen Geiſtes. Der Geiſt, der Zeugniß giebt von der Weſensgleichheit des Vaters und des Logos, weil er die Weſensfülle und Einheit beider iſt, redete mit alles erneuernder Kraft aus den Apoſteln und ihren Jüngern; ja neuerdings gieng Jeſus ſelbſt hervor, manch einen Widerſtrebenden zu bitten; wie er denn auch jenem herben Eiferer zugerufen: „Saulus, Saulus, warum verfolgſt du mich?"

Allein, wenn ſchon Nicodemus, Gamaliel, Saulus, Timotheus, Apollo, und ſonſt noch eine große Zahl, ſelbſt aus dem Stande der Phariſäer und Tempeldiener, die heilige Liebe des Vaters erkannten, zur neuen Ordnung der Dinge ihr Herz erweiterten, und, der Rückkehr des Bruders ſich freuend, überall den wieder erweckten Heiden die Hand boten, fuhren die Uibrigen doch fort, ihr vermeintliches Vorrecht trotzig zu behaupten, und aller Lebens- und Glaubesgemeinſchaft mit ihnen ſich zu weigern. So blieb der Aeltere im finſtern Mismuth vor der Pforte ſtehen, der Einladung des Vaters nur mit Groll und Hader entgegnend; und wir haben nur des Vaters Erwiederung noch zu beachten. Nicht der empörenden Lüge zeihet er den Verblindeten, der ſich der treuen Bewahrung aller Gebote rühmt, und doch das wichtigſte von allen, die heilige Liebe, mit Füßen tritt. Er wirft ihm ſogar ſeine Falſchheit und Hoffart nicht vor, er ehrt ihn noch immer mit dem Namen des Sohnes; er redet zu ihm mit milden, begütigenden Worten. „Mein Sohn, du biſt allzeit bei mir," durch mein Geſetz, meine Unterweiſungen, durch die vielfachen Mittel, die ich angewendet, dich vom Abfall und Götzendienſte zu retten, „und alles, was mein iſt, iſt dein," denn alle Schätze der Gnade und der Weisheit ſind dir aufgethan, und aus deinem Stamme ſel-

ber iſt das Heil hervor gegangen *); auch kannſt du da nichts verlieren, wo jedem Einzelnen das Ganze gegeben wird, und da ich überaus reich bin für Alle, die mich anrufen. Warum willſt du nicht vielmehr dich erfreuen mit mir, daß ich den Verlornen gefunden, den geiſtig Todten wiederbelebt, daß die fernſten Völker der Erde meinen Namen preiſen?

Auf die Antwort des Mürriſchen müſſen wir bisher noch verzichten; es geſchieht keine Erwähnung von ihr, er iſt ſie auch ſchuldig geblieben. Die Parabel erſcheint hier (als Erzählung) nicht bis zum Schluſſe durchgeführt, ſondern abgebrochen; ungefähr ſo, wie ein Haus mit zackiger Seitenmauer ſtehen bleibt, weil noch ein Flügel anzubauen erübrigt. Unbeendigt iſt die Parabel, wie die große Geſchichte des Heils, die ſie umfaſſet, noch ihrer Vollendung harrt. Bis itzt, und ſeit achtzehn Jahrhunderten, ſteht jener ältere Sohn noch immer draußen **), und mag keinen Antheil an dem Heile, das von der wahren Kirche des neuen Bundes über die Erde ſich verbreitet hat,

*) Et omnia mea tua sunt: quia tibi lex, tibi prophetia, tibi templum, tibi sacerdotium, tibi regnum, tibi (quod est super omnia) natus est Christus. S. *Chrysol.* l. c. serm. 5.

**) Audit Davidicam citharam personare, ex populorum vario concentu choros audit, et introire non

und immer mit neuen Siegen noch ferner ſich verbreiten wird. Ohne Vaterland, ohne Tempelcult und Prieſterthum, ohne fernere Prophezie, ohne nationale Stellung und Berechtigung, weilt er immer noch draußen, wartend auf den Meſſias; und wurde gar oft ſchon in ſeinem Hoffen böslich betrogen, von jenem „Sohne des Sternes" angefangen, der im erſten Jahrhunderte die Schwärmer betrog, bis auf den berüchtigten Sabbathai Sevi, der noch im Jahre 1666 die jüdiſchen Bewohner von Aegypten, Syrien und anderwärts ſo grob getäuſcht hat, bis er ſeine glänzende Sternſchnuppenbahn damit beſchloß, daß er als Meteorſtein in den Schoos des Islam niederfiel. Welch ein hartes, ſchwer verſchuldetes Loos, ein ſtehend gewordenes Wunder, ein ſtetes Zeugniß für die Wahrheit des Evangeliums! Und zwar hat das Geſchick hier ganz ſeltſam ſich gewendet. Denn früher war es vorzüglich der ältere Sohn, der dem jüngern mit Haß und Abſcheu begegnete; ſeither muß er die Verachtung tragen, wie es ihm längſt vorher ſchon durch ſeine Seher verkündet worden. (Jerem. 24, 9.)

Doch ſo wenig es dem Willen des Vaters ent-

---

vult. Dum Gentilem pristinis judicat et horret ex moribus, ipse paternis bonis se eximit, ipse se paternis excludit gaudiis. *ibid.*

ſprach, daß der ältere den jüngern haßte, ſo wenig entſpricht ihm auch die Wendung, die dieſer Haß genommen. Als der jüngere Sohn hinauszog in die Fremde, d. h. als der größte Theil des Menſchengeſchlechtes ſich ins Heidenthum verirrte, zog der ältere (mit der Berufung Abrahams) in das Vaterhaus; der alte Bund ward geſtiftet. Zur Zeit, da der jüngere ins neue Vaterhaus zurück kehrte, ſchloß der ältere ſich ſelber aus; er blieb draußen ſtehen, ohne jedoch ausgeſchloſſen zu werden vom Vater, der ihn keineswegs für immer verſtoßen hat *). So hat hier ein eigenthümliches Wechſelverhältniß Statt gefunden, über deſſen Wendung und Ausgang der Apoſtel ſehr ausführlich ſich verbreitet. „Wenn ihr (der Juden) Verluſt die Verſöhnung der Welt iſt (indem ihrem Abfalle von der Kirche der Eintritt der Heiden folgte), was wird ihre Aufnahme anders ſeyn, als Aufleben von den Todten?" Er macht dieß noch deutlicher in den Worten: „die Verblendung eines Theils von Iſrael dauert fort, bis die Fülle der Heiden eingegangen iſt, und alsdann wird auch Iſrael gerettet

*) Stat autem foris, *nec excluditur*, sed non ingreditur, ignorans voluntatem Dei de vocatione gentium, servus jam factus ex filio. Servus enim nescit, quid Dominus agat. *S. Ambros.* in Luc. 15.

werden." Darum nimmt er auch davon Gelegenheit zu einer ernſtlichen Mahnung. „Wenn (von dem heiligen Stamme) einige Zweige abgebrochen ſind, ſo erhebe dich nicht ſtolz über ſie, denn nicht du trägſt die Wurzel, ſondern die Wurzel dich. Du wirſt etwan einwenden: die Zweige ſind abgebrochen worden, damit ich eingepfropft würde. Wohl, wegen des Unglaubens wurden ſie abgebrochen, und du ſteheſt durch den Glauben? Sey alſo nicht hoffärtig, ſondern fürchte. Denn wenn Gott der natürlichen Zweige nicht geſchont hat, ſo könnte es geſchehen, daß er auch deiner nicht ſchonte. Beachte daher die Güte wie die Strenge Gottes: die Strenge gegen jene, welche gefallen ſind; die Güte gegen dich, wenn du im Guten verharreſt, ſonſt wirſt auch du ausgehauen werden. Jene dagegen, wenn ſie nicht im Unglauben verharren, werden wieder eingepfropft werden in den edlen Oelbaum, dem ſie der Natur nach angehören." (Röm. 11.)

Dieſe Worte wiederholen wohl deutlich genug die Warnung, ſich vor der phariſäiſchen Sinnesart zu wahren. Auch der jüngere Sohn kann ſehr bald wieder dem ältern, der ihm gewichen, ähnlich werden, wenn er, als Sohn der Kirche, mit eben ſo geiſtloſer Sicherheit auf ſeine Erwähltheit vertraut, und nicht minder gehäſſig und ſtolz diejenigen verachtet, die er als Sünder und

Gottloſe richtet. Nicht viele Chriſten ſind demüthig und weiſe genug, daß ſie vor ſolchen Urtheilen ſich wahren, die der himmliſchen Liebe des Herrn ſo wenig entſprechen; und darum mag ein Ereigniß aus chriſtlicher Vorzeit die rechte Anſicht der Dinge kräftiger aufhellen, als Worte es vermögen. Ein wilder, durch ganz Syrien berüchtigter Räuber, Namens Jonathas, ward auch einmal, als ein verirrter und verlorner Sohn, von der Gnade heimgeſucht und geweckt; und er ſtand auf, um zu ſeinem Vater zu gehen. Wohin aber ſollte er ſich wenden? Da überall nur Gefahren ihm drohten, flüchtete er zu dem heiligen Simeon, dem berühmten Styliten oder Säulenſteher, einem Prediger in der Wüſte, zu welchem ganze Züge barbariſcher Völker zu wallfahrten pflegten, und der, in rauher, aufgeregter Zeit, gerade durch dieſe härteſte und ſeltſamſte Lebensweiſe Großes wirkte. Auch Jonathas kam, weil er hier ein Aſyl zu finden hoffte, doch mächtiger noch trieb ihn die Reue; er umfaßte die Säule, und weinte bitterlich. Wer biſt du? fragte Simeon. Er erwiederte: Jonathas bin ich, jener verhaßte Räuber; ich verabſcheue mich und meine Frevel, ich will Buße thun. Darauf ſprach Simeon: ſolcher Trauernden iſt das Reich der Himmel. Es währte nicht lange, als Männer aus Antiochia kamen, welche die Auslieferung des Räu-

bers forderten. Doch Simeon erwiederte: Gemach, meine Söhne; derjenige, der ihn hierher geführt, ist größer als wir, und er kommt dieser Art Leuten zu Hülfe, und ihrer ist das Reich der Himmel. So abgefertigt, kehrten sie nach der Stadt zurück, um weitere Befehle zu holen. Inzwischen hatte der Verfolgte sieben Tage am Fuße der Säule sich aufgehalten; am siebenten sprach er: Herr, so du es erlaubst, will ich fürder ziehen. Wie dann, rief Simeon, willst du neuerdings zu Freveln eilen? Nein, Herr, sagte der Büßer, sondern meine Zeit ist erfüllt. Er meinte damit den Tod, mit dem er eben zu ringen anfieng. Als er vollendet, wollten die Wächter aus Antiochia, die wieder sich eingefunden, den Leichnam mitnehmen, um ihn den wilden Thieren vorzuwerfen; Simeon aber verbot auch das; denn, sagte er, der ihn hierher geführt, und wieder mit Sich versöhnt hat, ist derselbe, der auch die Macht besitzt, eure Stadt in den Abgrund zu stürzen; er ist es, der in seine Herrlichkeit ihn aufgenommen.

Was für eine milde, liebevolle Gesinnung, die in diesem Stylites lebte? Es war eben die Gesinnung Desjenigen, der Magdalena's Thränen angesehen, und zu geistiger Vollendung sie erhoben, der zu dem Zöllner von Jericho grüßend und neu belebend empor geblickt; der zum ver-

achteten Räuber am Kreuze gesprochen: heute noch wirst du mit mir im Paradiese seyn; der dem verirrten Schäflein in der Wüste nachforscht, und, wenn er es gefunden, es freudig auf seine Schulter nimmt, und zur Hürde zurück trägt; der auch gelehrt hat, daß mehr Freude im Himmel sey über einen Sünder, der Buße wirkt, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen; der uns geliebet hat, und sich selber für uns dargegeben.

XII.

Die Nutzanwendung.

„Ich will aufstehen, und zu meinem Vater gehen.“ (Luc. 15, 18.)

Vor der Mündung eines optischen Kastens stand einst, wie das Mährchen berichtet, ein schaulustiger Knabe, und je eifriger und länger er hinein sah, desto weiter und glänzender ward die Landschaft, die innen vor seinem Blicke sich ausdehnte. Da zeigten sich Wälder und Weinberge, schmucke Städte und blühende Gefilde, mitten durch aber wogte der Donaustrom, und auf demselben ein Schiff, und auf dem Schiffe eine große Zahl bunter fröhlicher Leute; die fuhren immer zu den Strom hinab. Da ward dem Knaben seltsam zu Muthe; für sein Leben gern wäre auch er von der Partie gewesen und mit gefahren. Dem geheimnißvollen Manne, der mit dieser optischen Scheinwelt in der wirklichen umherzog, entgiengen, als einem erfahrenen Kinderfreunde, diese Wünsche nicht,

die er alsbald auch noch mehr befeuerte. Du darfst nur, sprach er, ganz ernstlich wollen, entschiedenen Muth fassen, dich recht lebhaft in die Sache hinein denken, so bist du mitten darinn, wie du leibst und lebst. Der Knabe besann sich nicht lange, er nahm sich zusammen, dachte sich aus allen Kräften in die Bilderwelt hinein, vollbrachte gleichsam den Salto mortale mit dem Subject ins Object hinüber; und siehe, plötzlich befand er sich auf dem Schiffe, mitten im Strome, und schwamm im Fluge hinab bis ins schwarze Meer, und bis gen Stambul, wo ihm freilich nicht alles gefiel; denn das Mährchen ist hier noch lange nicht zu Ende.

Was davon hieher gehört, ist leicht zu erkennen. Denn die optische Kammer, vor welcher wir gestanden, umschließt nichts geringeres, als die allgemeinen Geschicke der Menschenwelt. Das Bild, das darinn aufgestellt war, in einen ziemlich engen Rahmen gefaßt, doch von wunderbarer Hand in kräftigen Zügen und Farben, nach den Regeln irdischer und himmlischer Perspective gemalt, ist die Parabel vom verlornen Sohne. Für die Beleuchtung, auf die es freilich hier so viel ankommt, haben die Lehrer und Weisen der christlichen Vorzeit gesorgt, von ihnen haben wir uns das Licht geholt; sie hingegen haben es von Dem empfangen, der das Bild gemalt. Anstatt der

converen Gläſer nahmen wir Reflexion und Nachdenken zu Hülfe, wie es wohl ſeinem Willen gemäß, und uns geziemend, ſoll anders nicht ſein Ausſpruch uns treffen: „die Anderen vernehmen es in Parabeln, damit ſie, obwohl ſie Augen haben, doch nicht ſehen, und obwohl ſie hören, doch nicht verſtehen.“ Indem wir alſo das Nichtdenken „den Anderen“ überließen, und von dem lichten Glauben und der ſinnreichen Weisheit der heiligen Väter die wichtigſten Gedanken borgten, die wir dann freilich ſelber nach- und mitdenken mußten, hat ſich das, ſeiner räumlichen Form nach anſcheinend kleine Bild vor unſerm Geiſtesauge vergrößert und ausgeweitet zu ſeiner ganzen, weltgeſchichtlichen, das Leben der Menſchheit umfaſſenden, zeitlich-irdiſchen und ewigen Bedeutſamkeit.

Was jedoch unſer eigenes Selbſt anbelangt, ſo ſind wir bei dieſen Betrachtungen ſo ziemlich draußen geſtanden, und haben dem Thun und Laſſen des verlornen Sohnes, ſeiner Heimwanderung wie ſeinem Empfange meiſt nur zugeſehen. Wir ſollen aber auch uns ſelbſt hinein denken, und lebhaft begehren und wollen, ſelber hinein gezogen zu werden, damit auch wir in der beſſern Hälfte der Begebenheit leben und weben. Dieſen Vorgang nennt man die Beherzigung. Nicht eben ſtromabwärts wollen wir ſchwimmen, in die alte Heimath des Sinnenlebens und der bunten My-

thenwelt, sondern auf dem Wege zum Vater wollen wir uns finden. Zwar freilich scheint das eine sonderbare Rede. Wir wissen uns ja bereits innerhalb der Einfriedungen des Vaterhauses? Wir leben und wohnen ja in der heiligen Kirche, unter der wir uns übrigens wohlweislich kein Gebäude mit hohen Mauern vorstellen, sondern einen Organismus, dessen Glieder die Gläubigen, dessen Schluß und Grund, dessen Haupt und Herz der Gottmensch und Erlöser? Wir sind ja bereits, und von Jugend auf, vom Vater an- und aufgenommen, im Besitze unsres guten Rechtes und Anspruchs an die Verdienste des Herrn, und haben täglich, stündlich den Zugang zu allen Gütern, die der Vater schon hienieden uns, als seinen Kindern spenden will, sofern wir nur gleichfalls wollen?

So ist es allerdings, und darinn auch beruht und wurzelt, was immer an echtem Leben, an sittlicher Kraft und Tugend, an wahrhaftem Frieden auf dieser unsrer Erde zu finden. Inzwischen giebt es da noch manches näher zu bestimmen, und gründlicher festzusetzen. Denn hier handelt es sich nicht um Allgemeines und Besonderes, sondern um Genetisches und Persönliches. Wir haben gesehen, wie jener ältere Sohn keineswegs in die Fremde gezogen, sondern im Vaterhause geblieben, und wie er doch zur rechten Zeit

nicht daheim gewesen, auch letztlich gar es vorgezogen, draußen zu stehen. Dennoch konnte der Trotz und Rücktritt des ganzen Volkes, das der Kirche des alten Bundes oder der vorbildlichen Erlösung zum Träger gedient, die vielen Einzelnen nicht abhalten noch hindern, die, aus der Mitte desselben hervortretend, freudig das Heil ergriffen, ja seine Boten und Pflanzer wurden, so daß die neue Kirche auch in dieser Beziehung aus dem Boden der alten empor sproßte. Nunmehr aber tritt wieder der umgekehrte Fall ein. Ward dort das alte Bündniß (durch seine Vollendung und Erfüllung) aufgehoben, und eine in weltlicher Gesinnung erstarrte Gemeinde, eine kirchliche Gesamtheit, zeitweilig verstoßen, während viele aus derselben, wegen ihrer sittlichen Gelehrigkeit und persönlichen Hingabe die auserwählten Freunde und Boten Christi, die Organe des heiligen Geistes, die Lehrer und Bildner der Völker wurden, so sind zwar dermalen Alle, die zur vollen Theilnahme an den Gütern der Erlösung, in den Schooß der Kirche aufgenommen worden, in den Gnadenbund Gottes berufen; doch ob sie wirklich in diesem Bunde verharren, und im Lichte der ewigen Liebe wandeln, das wird doch wieder von ihrer persönlichen Treue, von ihrer freithätigen Hingabe bedingt seyn.

Nicht jeder also, der dem Namen, ja selbst dem willigen Bekenntnisse nach, der christkatholischen Kirche angehört, ist schon in ihr heimisch im Geiste und in der Wahrheit. Gleichwie bei einem der Propheten, vom Volke des alten Bundes die Frage vorkommt: „wie geschieht es, daß mein Liebling in meinem Hause viele Frevel verübt?" (Jer. 11.), so ist auch, in Anbetracht des neuen, der Ausspruch Christi bekannt genug: „nicht jeder, der zu mir sagen wird: Herr, Herr, wird (deßhalb schon) ins Reich der Himmel eingehen." Wie dann erst jener, der diese Worte: Herr, Herr, nicht einmal mehr ausspricht, der sich nimmer herbei lassen will, Christum als den Herrn zu bekennen? Wollen wir das Vaterhaus unter dem Bilde eines großen Gebäudes uns vorstellen, so mögen wir auch bedenken, wie es da mancherlei fern ab liegende Höfe, vernachlässigte Winkel und Gränzgemäuer geben könne, innerhalb deren man immer noch sich trösten darf, als befinde man sich im Hause, wiewohl doch jeder Hausgenosse verdächtig bleibt, der nirgend lieber sich aufhält, als wo er am wenigsten beachtet wird, und mit der offenen Heerstraße, samt allem was draußen ist, im nächsten Verkehre bleibt.

Fassen wir den Stand der Dinge, selbst als Optimisten, nur flüchtig auf, so wird es nur

allzu wahr erscheinen, wie auch im Bereiche der Kirche, eigentlich in der christlich tingirten Welt, an verlornen Söhnen und Töchtern kein Mangel sey, die, sofern sie es nicht bleiben sollen, im Geiste wieder heimkehren müssen ins Vaterhaus. Haben wir nun bisher unsre Parabel in ihrer historischen oder menschheitlichen Bedeutung durchforscht, so bietet sie uns noch einen zweiten, engern Kreis der Betrachtung dar, in jenem persönlich individuellen Verständnisse, den sie auf christlichem Boden behält. Und freilich kann davon hier nur berührt werden, was als das Wichtigste sich aufdringt. Denn welchen Umfang hätte nicht die Aufgabe, wenn man nachweisen sollte, wie es damit zugehe, daß der Sohn der Kirche mitten im Lichte der Wahrheit zu den alten Finsternissen zurück kehrt, und wie der Christ zum verlornen Sohne werde?

Im Ganzen geschieht es damit, wie zu allen Zeiten; denn auch der Heide, ehe er es ward, ehe er von der Idee des Einen, absoluten Gottes, und von dem sittlichen Gehorsam gewichen, ist von seinem eigenen Gewissen, und folglich von Christo abgefallen. „Die Hoffart des Menschen nimmt ihren Anbeginn mit dem Abtrünnigwerden von Gott, also daß sein Herz von dem, der ihn erschaffen (und erlöset), sich lossagt; der Anfang aller Sünde ist die Hoffart.“ (Eccli. 10.) Auch

der Christ, der das große Lehrwort von der Selbstverläugnung nicht hören, oder nicht verstehen will, weil er eben dieß theure Selbst, in seiner ganzen Misere, zum Autokraten erheben will, nimmt sich ohne viel Umstände den ganzen Antheil seines Vermögens und Erbgutes, auch wohl seines Erbübels, heraus, um nimmer dem Vater in Christo, und diesem, als seinem Haupte, sondern sich allein anzugehören. Denn „da er vermeint, er sey etwas, da er doch Nichts ist, verführt er sich selbst.“ (Gal. 6.) Da er auf seinen eigenen Lebens- und Wesensgrund sich stellen, also eine absolute Selbstherrlichkeit sich zueignen will, da er doch, Gott gegenüber, sich als Nicht-göttlich negiren sollte, begiebt er sich dadurch schon auf den täuschenden Wiesenboden, der nur ein Morast ist, von Sumpfblumen bedeckt; er stellt seinen Fuß auf einen mächtigen Baumstamm, der darüber liegt, und siehe, auch dieser regt sich auf gefahrvolle Weise, denn was der Baumrinde glich, ist die Panzerhaut eines Krokodills.

Der Eigenmächtige hat wohl oft genug von solchen Gefahren gehört; es ist in alten Büchern davon die Rede, die mit ihrem großen Druck und schwabacher Lettern ihm verhaßt sind; auch die Prediger würden ihm davon erzählen, wenn das seine Leute wären. Bereits ist er im Besitze seiner eigenen Vernunft und Einsicht, die

er überall, in ihrer Allgemeinheit, als die göttliche preisen hört, und die in ihm, Dank seiner geschickten Behandlung, zu einer ganz vorzüglichen, penetranten Klarheit sich geläutert. Nicht mindere Freude hat er an den übrigen Bestandtheilen seines Vermögens; an der Tüchtigkeit seines Willens, an dem Ebenmaße und der Rührigkeit seiner Glieder, an dem Elfen- und Gnomentanze seiner Phantasiebilder und Witze, an all den beweglichen Stimmungen und Launen, von welchen die Aeolsharfe seiner Nerven erdröhnt, je nachdem sein psychisches Leben von den Schwingungen der Aussennatur berührt wird. Zwischen die beiden Träger und Elemente seines menschlichen Daseyns, den irdischen und den himmlischen Menschen, mit seiner persönlichen Freiheit in die Mitte gestellt, hat er eben die Aufgabe, sich selbst, d. h. den alten und irdischen Adam in ihm, zu verläugnen, und dem himmlischen, seinem geistigen Lebensspender nachzufolgen; in welchem Falle er dann freilich sein irdisch Verhängniß, samt dem täglich zu bezwingenden innern Zwiespalte, als sein Kreuz, im Geiste seines Erlösers auf sich nehmen muß. So steht es in seiner Wahl, entweder den Ungehorsam, den geistigen Tod, die unversöhnte Zerrissenheit des einen, oder (mit Hülfe der ihm reichlich dargebotenen Gnade) den Gehorsam, das Leben, den Frieden des andern

an ſich zu erkräftigen und durchzuführen. Denn mag er ſich ſtellen und gebärden, wie er will, jedenfalls wird er den Ausſpruch ſeines Erlöſers beſtätigen: „wer nicht mit mir, iſt gegen mich und wer mit mir nicht ſammelt, der zerſtreut.“ (Matth. 12.)

Wie er nun entſchieden ſeinen pſychiſchen Launen, und dem Zuge ſeiner Gelüſte folgt, beſonnen und freithätig das ſittliche Lebensgeſetz des Evangeliums, als ein läſtiges Joch von ſich wirft, verletzt er nicht bloß, wie es in der Heidenwelt geſchehen, den geiſtigen Bund mit dem Erlöſer im Gewiſſen, ſondern er zerreißt auch den Taufbund, den perſönlichen Lebens- und Liebesverkehr mit dem heiligen Geiſte; wodurch er dann auch ſofort dem Vaterhauſe den Rücken wendet, und hinauszieht in die Fremde, gleich dem verlornen Sohne der Vorzeit *). Denn ſo hat der Verſöhner, Beleber und Richter der Menſchheit ſelber es bezeugt: „ſo Jemand die Kirche nicht hört, ſey er dir wie ein Heide.“ (Matth. 18.) Wie will etwan der für einen Chriſten gelten, der Chriſto perſönlich nicht hörig iſt? Und wie will er der Meinung ſich getröſten, als gehöre er Chriſto an, und als wohne dieſer durch den

*) Etenim qui se a Christo separat, exul est patriae, civis est mundi. *S. Ambros.* l. c.

Glauben in ſeinem Herzen, wenn er ſeine weſenhafte Daſeynsweiſe in und mit dem Menſchengeſchlechte, alſo die Kirche, entweder nicht anerkennt, oder nicht achtet?

Zwiſchen der Lebens- und Lichtregion des Chriſtenthums und den Todesſchatten des Heidenthums liegt eigentlich nichts in der Mitte, ſofern man nicht jene modernen Gemeinplätze als Mittelregion anſehen will, auf welchen der deiſtiſche und demiurgiſche Weltverſtand ſich ergeht und Markt hält. Allein die Ideen, die daſelbſt über Gott, Welt und Menſchheit zur Schau gelegt werden, gehören doch ſamt und ſonders zum formalen Heidenthume, und man darf nur eine Zeitlang an das vorbildliche Leben und den Wandel desjenigen vergeſſen, der da ſprach: „wer mich ſiehet, ſiehet auch den Vater," ſo wird die reine Gottesidee, die einzig in Chriſto in ganzer Fülle verſichtbart erſchienen, gar bald wieder ins Unbeſtimmte und Leere verſchwimmen. Will ſich dann der moderne Chriſt, der Chriſtusloſe, mit erkünſtelter Begeiſterung oder Gefühlsſteigerung, zum Gedanken an den Vater im Himmel erſchwingen, ſo weiß man doch erfahrungsgemäß, daß der Himmel, je höher oben, deſto mehr aus dem Blauen ins Schwarze ſich verdüſtert; und ſo verwandelt ſich gar bald der Aufſchwung des Unglaubens nach oben zu einem Ausflug in

In seinem fürstlichen Zelte saß einstmal der gewaltige Timur (Tamerlan), um Bart und Haupthaar scheren zu lassen; sein gefeierter Hofnarr Nusreddin Chodschah, nach gewohnter Weise, saß neben ihm. Bei dieser Gelegenheit sah Timur in den Spiegel, und kaum hatte er einen Blick hinein gethan, als er schon erbärmlich zu weinen anfieng. Er verschwieg auch die Ursache seiner Betrübniß nicht. Was bin ich, schluchzte er, ein so großer und mächtiger Khan, der viele tausend Pferde und Sklavinnen besitzt, und vor dem die ganze Welt zittert, und dennoch bin ich so häßlich von Angesicht, ja ganz abscheulich! Chodschah, der als Narr dazu angestellt war, die Wahrheit zu reden, fand die Sache richtig, und weinte gleichfalls von ganzem Herzen. Inzwischen traten mehrere mongolische Fürsten ins Zelt herein, die sich alle Mühe gaben, ihren Gebieter zu trösten; man aß und trank, die ganze Gesellschaft ward fröhlich und guter Dinge, Chodschah allein kehrte sich nicht daran, und weinte unaufhörlich fort. Warum weinst du noch immer? fragte Timur. Herr, erwiederte er, wie sollte ich anders? Du hast kaum einen Augenblick in den Spiegel geschaut, und deine Häßlichkeit hat dich so betrübt, daß es dir schwer ward, deine Thränen zu stillen; wir Anderen hingegen haben dein abscheuliches Antlitz Jahr aus Jahr ein vor Au-

gen, wie ſollten wir da nicht weinen ohne Unterlaß?

Wenn der ehrliche Chodſchah recht geredet, wie zahlloſe Thränen müßten nicht überall fließen! Ein jeglicher Sünder, es ſey nun im Großen oder Kleinen, iſt in ſeiner Weiſe ein Timur, ein Weltverwüſter. Er verheert und verwüſtet in jedem Falle eine Welt, indem er ſich ſelber in den geiſtigen und ewigen Tod ſtürzt. Er zerſtört den Gottestempel ſeines Leibes, er verwüſtet die Seelen der Verführten, er vergreift ſich an dem Frieden, an den Rechten, an der Ehre ſeines Nächſten, er rüttelt an den Schranken der geſelligen Ordnung, er überſchreitet die ihm geſetzten Gränzen, er vereitelt, an ſich und Anderen, das Werk der Erlöſung, er fragt nicht um die Abſichten Gottes. Wird er dabei, im Zuge der Eroberungen, die er für Haus und Hof, für irgend einen breitern Boden irdiſcher Wohlfahrt zu machen gedenkt, zuweilen übellaunig, gegen ſich ſelbſt entrüſtet, ſo tröſten ihn doch die Freunde und Gehülfen, die ihn ganz vortrefflich finden; bis etwan einmal der Spiegel ſo nachdrücklich und dauernd ihm vorgehalten wird, daß er den häßlichen Zuſtand ſeines geiſtigen Lebens erkennen, und ſeines Mangels an allem, was Heil und Wahrheit iſt, völlig inne werden muß. Doch ſelten wird das auf andre Weiſe zu Stande kom-

In seinem fürstlichen Zelte saß einstmal der gewaltige Timur (Tamerlan), um Bart und Haupthaar scheren zu lassen; sein gefeierter Hofnarr Nusreddin Chodschah, nach gewohnter Weise, saß neben ihm. Bei dieser Gelegenheit sah Timur in den Spiegel, und kaum hatte er einen Blick hinein gethan, als er schon erbärmlich zu weinen anfieng. Er verschwieg auch die Ursache seiner Betrübniß nicht. Was bin ich, schluchzte er, ein so großer und mächtiger Khan, der viele tausend Pferde und Sklavinnen besitzt, und vor dem die ganze Welt zittert, und dennoch bin ich so häßlich von Angesicht, ja ganz abscheulich! Chodschah, der als Narr dazu angestellt war, die Wahrheit zu reden, fand die Sache richtig, und weinte gleichfalls von ganzem Herzen. Inzwischen traten mehrere mongolische Fürsten ins Zelt herein, die sich alle Mühe gaben, ihren Gebieter zu trösten; man aß und trank, die ganze Gesellschaft ward fröhlich und guter Dinge, Chodschah allein kehrte sich nicht daran, und weinte unaufhörlich fort. Warum weinst du noch immer? fragte Timur. Herr, erwiederte er, wie sollte ich anders? Du hast kaum einen Augenblick in den Spiegel geschaut, und deine Häßlichkeit hat dich so betrübt, daß es dir schwer ward, deine Thränen zu stillen; wir Anderen hingegen haben dein abscheuliches Antlitz Jahr aus Jahr ein vor Au-

gen, wie sollten wir da nicht weinen ohne Unterlaß?

Wenn der ehrliche Chodschah recht geredet, wie zahllose Thränen müßten nicht überall fließen! Ein jeglicher Sünder, es sey nun im Großen oder Kleinen, ist in seiner Weise ein Timur, ein Weltverwüster. Er verheert und verwüstet in jedem Falle eine Welt, indem er sich selber in den geistigen und ewigen Tod stürzt. Er zerstört den Gottestempel seines Leibes, er verwüstet die Seelen der Verführten, er vergreift sich an dem Frieden, an den Rechten, an der Ehre seines Nächsten, er rüttelt an den Schranken der geselligen Ordnung, er überschreitet die ihm gesetzten Gränzen, er vereitelt, an sich und Anderen, das Werk der Erlösung, er fragt nicht um die Absichten Gottes. Wird er dabei, im Zuge der Eroberungen, die er für Haus und Hof, für irgend einen breitern Boden irdischer Wohlfahrt zu machen gedenkt, zuweilen übellaunig, gegen sich selbst entrüstet, so trösten ihn doch die Freunde und Gehülfen, die ihn ganz vortrefflich finden; bis etwan einmal der Spiegel so nachdrücklich und dauernd ihm vorgehalten wird, daß er den häßlichen Zustand seines geistigen Lebens erkennen, und seines Mangels an allem, was Heil und Wahrheit ist, völlig inne werden muß. Doch selten wird das auf andre Weise zu Stande kom-

men, als wenn irgend einmal Dürftigkeit und Noth, gewaltige Wendungen des Geſchickes, oder drohende Lebensgefahren an ihn heran dringen; wenn die Tröſtungen des Ruhmes, des irdiſchen Glanzes ſchwinden, und die Stimme des Gewiſſens wieder in ihrer ganzen überirdiſchen Kraft und Hoheit vernehmlich geworden.

Wer den verhängniß- aber auch ſegensreichen Augenblick weder in Feigheit verſäumt, noch mit Trotze ihm widerſteht, und nach dem Maße der Gelehrigkeit, die von ſeiner Willfährigkeit abhangt, über ſich ſelbſt zur Beſinnung kommt, in dieſem wird, weil er ja im Schooße der Kirche auferzogen, und weil er unter Chriſten lebt, ein Gedanke lebendig werden, deſſen ſogar die Coryphäen jener Witzbolde, welchen der ſogenannte Weiſe von Ferney voran geleuchtet, in ihren Todesnöthen ſich nicht erwehren konnten: „Wie viele Tagelöhner in meines Vaters Hauſe haben Uiberfluß an Brod, und ich verſchmachte hier vor Hunger!“ So viele der mittelmäßigſten Geiſter aus dem Mittelſtande, Handwerker, Bauersleute und Dienende, einfältig ſchlichte Leute jeden Geſchlechtes und Alters, die geduldig und beharrlich ihr Tagewerk verrichten, und mit all' dieſen Mühen dem göttlichen Willen nachzuleben, im Gehorſame Chriſti zu verharren getröſtet ſind, haben den Frieden der Seele im Beſitze des Glaubens,

der ihr ganzes Denken und Streben durchdringt und ausfüllt; sie kennen einen liebenden Gott, zu dem sie reden, auf den sie ihre Zuversicht bauen, aus dessen Vaterhand sie alles ohne Unterschied hinnehmen; sie erfreuen sich dieser stillen Heiterkeit des Herzens, die ihnen durch jede Noth, auch die des Todes, eine lichte Straße bahnt; der wilde gespenstische Zweifel hat ihr Inneres nicht verwüstet; und denken sie zwar, bei ihren vielfachen Mühen und Entbehrungen, nicht selten an den himmlischen Lohn, so ist doch dieser Gedanke wieder so transcendent, daß er immer noch erhabener und edler ist, als tausend andere Bestrebungen, die den eitlen Ruhm der Großartigkeit tragen.

Diesen einfachen Christen gegenüber mögen wohl einseitig Gebildete und glänzend Begabte groß thun, der Lyriker auf die gefühlvolle Pracht seiner Canzonen, der Dialektiker auf die Gewandtheit seiner Redekünste, der Techniker auf die Trefflichkeit seiner Maschinen, der Mann nach der Welt auf seine Kunde der neuesten Formen der Conversation, und so jeder nach seiner Weise; doch werden ihnen, sobald es auf die Angelegenheit des Heiles ankommt, diese realen oder vermeintlichen Vorzüge wenig fruchten. Wenn ihr denkender Geist nicht wahrhaft aufgeklärt im Lichte des Glaubens, wenn ihr Wille nicht dem

Göttlichen zugewandt in Hoffnung und Liebe, schmachten sie dennoch im bangen Zweifel dahin, im Uiberdrusse an allem, was sie umgiebt, in der innern Qual eines unversöhnten Bewußtseyns. Wer jedoch wach geworden, um das tief genug zu fühlen, der bleibt freilich dabei nicht stehen, mit einer Art von Neide auf jene Taglöhner hinüber zu blicken, und höchstens (wie der berühmte Britte) zu seufzen: ach, wenn ich nur den Glauben hätte! — er darf ja nicht warten, daß dieser ihm eingegossen werde, indem er selber dabei ganz passiv bleibt, wie etwan der verirrte Alpenjäger auf einer Felsenkante sitzen muß, bis die Nebel, die ihn einhüllen, zerreißen, und das Licht des Himmels wieder zu ihm herab strömt. Er hat vielmehr nur der Stimme in seinem Innern zu gehorchen: „steh' auf, der du schläfst, und erstehe von den Todten, und Christus wird dich erleuchten." Vom Berge in Galiläa ruft er dich, wo er lehrte: heil jenen, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden ersättigt werden. Vom Thabor herüber leuchtet die Lebensfülle und Herrlichkeit dir entgegen, die er dir verbürgt und vorbereitet hat. Auf seiner Todesblässe in Gethsemani siehst du den Kampf und die Schrecknisse, dir er um deinetwillen erduldet. Vom Kreuze, wo er Sich aufgeopfert für dich, wie für Alle,

breitet er ſeine Arme nach dir. Du kannſt zu ihm nicht emporſchauen, ohne daß der Lichtgedanke dich belebt: es iſt ein Mittler zwiſchen Gott und mir, der ſich ſelber mir zum Führer und zum Wege dargegeben*); ich will aufſtehen und zu meinem Vater gehen.

Und dieſes Aufſtehen, dieſes Hingehen, dieſe geiſtige Bewegung und Umkehr des Willens, des ganzen innern Menſchen, ſie wird auch bei dem reumüthigen Chriſten, und vorzugsweiſe bei ihm, in den Worten ſich äußern: Barmherziger Gott und Vater unſeres Herrn Jeſu Chriſti, von dem alle Vaterſchaft den Namen trägt im Himmel und auf Erden, ich habe geſündigt vor deinem Angeſichte und in den Himmel, weil ich die Segnung deiner himmliſchen Gaben in Chriſto verachtet, und ſein Urbild jenem des irdiſchen Menſchen nachgeſetzt **); nimmer bin ich würdig, dein angenommener Sohn und Miterbe ſeines Reiches zu heißen; doch aber verſtoße mich nicht

---

*) Qui se ipsum nobis, quo rediremus, substernere voluit. *S. August.* de doctr. chr. lib. 1. c. 17.

**) Quisquis coelestis doctrinae et spiritalis gratiae particeps factus in peccatis demoratur, non terrae peccator est ille, sed coeli: omnes enim credentes in se Christus excitavit et collocavit in coelestibus. *S. Hilar.* in Ps. 118.

für immer, rette mich aus dem Abgrunde, in den ich, getrennt von deiner Liebe, verſinken muß. Einſt war ich dein Sohn durch die Gnade der Wiedergeburt; nicht einmal dein Knecht bin ich geblieben, der aus Furcht vor deinen Strafgerichten die Treue bewahrt; laſſe mich nun wie den geringſten deiner Taglöhner ſeyn, die freiwillig dir gehorchen, und arbeiten für ihr eigenes Heil. Denn dein Joch iſt ſüß, und deine Bürde leicht *).

Betrachten wir dieſe Worte näher, ſo erkennen wir die drei weſentlichſten Momente der Buße von Seite deſſen, der ihrer bedarf (und wer bedarf ihrer nicht?) — nämlich die rechte Geſinnung des Herzens, oder die Liebesreue; das aufrichtige Bekenntniß des Mundes, oder die Beichte; endlich die Verwirklichung der neuen Sinnesweiſe durch die That, in der Genugthuung. Denn die alte Frage: ob die Buße, als ſubjective Stimmung, eine bloße Tugend, ob ſie, als innere Umwandlung und Erneuerung, ein im Kreiſe der eigenen Thätigkeit abgeſchloſſener Vorgang ſey, iſt hier von ſelbſt ſchon erledigt. Der

*) Filius per lavacrum, amicus per virtutem, mercenarius per laborem, servus per timorem. Sed etiam ex servis et mercenariis fiunt amici: „vos amici mei estis, si feceritis, quae ego praecipio vobis, jam non dicam vos servos.“ *S. Ambros.* l. c.

verlorne Sohn kehrt zu seinem Vater zurück. Und auf welchem Wege? Einzig durch jenen, der den Namen führt: „der Mittler Gottes und der Menschen, der Mensch Christus Jesus.“ Wie ohne ihn zu keiner Zeit das Menschengeschlecht bestehen konnte, so ist er jetzt mit demselben in eben so realer, lebendiger, nachbildlicher Weise, als er es, in den früheren Jahrtausenden, geistig und vorbildlich gewesen war. Diese Darstellung und Durchführung seines erfüllten Erlösungswerkes ist die Kirche. Soll nun das Kind der Kirche, das dem geistigen Tode verfallen, in die persönliche Gemeinschaft des heiligen Geistes wieder zurück kehren, so muß auch diese Rückkehr von neuem durch Christum vermittelt werden. Gestaltet sich demnach die Buße (von Seite des Reuigen wie von Seite des verzeihenden Vaters) als die Wiederherstellung des zerrissenen Taufbundes, so wird sie dadurch eben so gewiß als dieser letztere, ein wesentlich sakramentaler Vorgang, der als solcher einzig nur von der Autorität der Kirche ausgehen kann.

Nun kehrt der verlorne Sohn nicht stumm zu seinem Vater zurück; er bekennet auch: „Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir.“ Darinn liegt das zweite Moment, worinn dieser Vorgang sich begründet. Denn es handelt sich um die Frage, wem er dieß Bekenntniß ablege, eine

Frage, die von jeher hochfahrenden Geistern ein Stein des Anstoßes gewesen, wie das schon Augustinus bezeugt: „Es giebt deren, sagt er, die es für ihr Heil genügend halten, wenn sie Gott allein, dem ohnedieß nichts verborgen ist, ihre Vergehungen bekennen. Denn entweder wollen sie überhaupt nicht, oder schämen sich, oder halten es unter ihrer Würde, sich den Priestern zu zeigen, die doch von Gott gesetzt sind, zwischen Makel und Makel zu unterscheiden. Wir läugnen keineswegs, daß man oftmals vor Gott seine Sünden bekennen soll, doch aber bezeugen wir und die gesunde Lehre, daß man dabei vor allem das heilsame Urtheil des Priesters benöthige, der hier die Vermittlung führt."

Vernimmt man in der That, so oft dieser Gegenstand zur Sprache kommt, keine Redensart öfter, als die stereotype: „ich beichte meinem Gotte", und will den exaltirten Sündern, die bei solcher Rede so überandächtig die Augen zum blauen Himmel erheben, die kirchliche Vermittlung der großen Angelegenheit so wenig einleuchten, so mögen sie bei dem verlornen und wieder gefundenen Sohne nachfragen, der nicht allein seine Sünde vor dem Vater und gegen den Himmel bekennt, sondern auch ehrlich und bieder hinzu setzt: „nimmer bin ich würdig, dein Sohn zu heißen; mache mich, wie einen deiner

Taglöhner.“ Und hier eben tritt das dritte Moment hervor. Wer von aufrichtiger Reue durchdrungen ist, den lehrt sein Gefühl und Bewußtseyn klar genug, wie er, ohne allen Grund, im leichtfertigen Misbrauche seiner Geisteskraft, die große Ehre der Kindschaft Gottes verschleudert, die Schätze des Erlösers, die ganze Gnadenfülle der Verdienste Christi, erschöpft und verschwendet habe; und wie er demnach zu der Genugthuung Christi, die er bereits einmal an sich vereitelt, nun auch das Seinige, seine eigene persönliche Genugthuung hinzu fügen müsse.

Was daraus mit Nothwendigkeit folgt, ist wieder das Einschreiten der Autorität Christi in der Menschheit, also der kirchlichen, von welcher es abhängt, die Art und Weise dieser Genugthuung, je nach dem gegebenen Falle zu bestimmen. Unläugbar ergiebt sich daher das Sacrament der Buße (oder der Wiederergänzung des göttlichen Liebesbundes) als ein kirchlich-gerichtlicher Vorgang, der von Seite des Büßers in der aufrichtigen Beichte, von Seiten der kirchlichen Autorität in der Wahl und Vorschrift der Genugthuung (Satisfaction), so wie in der Lossprechung besteht. Und dazu eben, wie Leo der Große lehrt, „hat der Mittler Gottes und der Menschen, der Mensch Christus Jesus, wiederum Menschen, als Vorsteher der Kirche, bestellt und bevollmächtigt,

damit ſie die reumüthig Beichtenden zur thatſächlichen Buße führen, und dieſelben, mittelſt einer heilſamen Genugthuung geläutert, durch die Pforte der Verſöhnung zur Gemeinſchaft der Sacramente (der Lebenden) wieder einführen *). — Wahrlich, nur durch dieſe Pforte kehrt der Gottentfremdete ins Vaterhaus zurück, und wir wiſſen, wer es ſey, der von Sich bezeugte: „ich bin die Pforte; ſo jemand durch mich eingeht, der wird gerettet ſeyn," und ferner: „daß ihm die Macht zu richten gegeben, weil er des Menſchen Sohn iſt." Darum hat er die Vollmacht, die Pforte zu öffnen, d. h. in ſeinem Namen Verſöhnung zu ſpenden, die von ihm ſelbſt ſo genannte Schlüſſelgewalt, denjenigen anvertraut, die ſeiner Kirche vorſtehen. Und eben dieſe, damit ſie im Stande ſeyen, den Segen ſeines Werkes fortzuführen, bedürfen, um zu löſen und zu öffnen, der Einſicht in den Thatbeſtand, den nur ein aufrichtiges Bekenntniß ihnen vermitteln kann.

Zwar hat es an Schwärmern und falſchen Propheten nicht gefehlt, die ſich hierinn einer höhern Stellung vermaßen. Ein ſolcher Abenteurer war der Prieſter Aldebert, der um die Mitte des achten Jahrhunderts im Frankenreiche umher zog, und dem die Leute haufenweiſe nach-

*) *S. Leo M.* in epist. ad Theod. Ep.

liefen. Wenn sie dann, von seinen Strafreden zerknirscht, sich ihm zu Füßen warfen, um durch ein offenherziges Bekenntniß ihrem Gewissen Ruhe zu verschaffen, erwiederte der hochfahrende Gleißner stets: eure Sünden sind mir samt und sonders genau bekannt, ich weiß die Geheimnisse der Herzen; es ist also nicht vonnöthen, daß ihr mir davon Kunde gebt. So etwas wäre freilich für beide Parteien bequem. Der auf Erden die Macht hatte, die Sünden zu vergeben, und die Herzen und Gedanken durchschaute, der half auch den Sündhaften auf, die zu ihm sich flüchteten, ohne ihrer speciellen Beichte zu bedürfen. Diejenigen hingegen, denen er die Fortführung seines Richteramtes in der Kirche in die Hand gelegt, können so lange nicht binden oder lösen, die Genugthuung festsetzen und von der Schuld lossprechen, als sie von dem ethischen Zustande des Sünders, und der Beschaffenheit seiner Verirrungen nicht unterrichtet sind.

Darinn also liegt die innere und sacramentale Nothwendigkeit der mündlichen Beichte. Immerhin wirken hier noch andre Momente mit, die solch eine Anklage seiner selbst in das Ohr eines andern, eben auch sündhaften und erlöseten Menschen, so heilsam machen, insofern dieselbe als wahrhafte Uibung der Demuth, als energische Selbstüberwindung, als Erleichterung des Her-

zens von drückender Last, sogar als ein Anfang und Theil der Genugthuung zu betrachten ist; die Hauptsache jedoch bleibt immer das Wesen des Sacramentes, das in seiner Eigenthümlichkeit von diesem Bekenntnisse bedingt wird. Dabei wird dann freilich dem sittlichen Werthe der Selbstanklage nichts benommen. Ist es, wie Gregor der Große sich ausdrückt, ein unter den Menschen sehr gebräuchliches Uibel, nicht bloß durch falsche Schritte Sünden zu begehen, sondern auch die begangenen durch Läugnung zu verbergen, und die ans Licht gezogenen durch Vertheidigung der schlechten Sache zu vervielfachen, so wird es im Gegentheile stets als ein großer und heroischer Act der Selbstverläugnung gelten, so Jemand aus inniger Sehnsucht nach Versöhnung mit Gott die schuldvollen Uibel enthüllt, die er selber verabscheut. Wer die Lüge negirt, bejahet schon die Wahrheit; und wer selbst verurtheilt, was von Gottes Heiligkeit verurtheilt wird, der affirmirt auch, und liebt und will, was Ja und Amen ist bei Gott.

Wo demnach eine solche Wendung geschehen, ist der Gesunkene wieder aufgerichtet, und einer Fülle göttlicher Huld empfänglich, für welche in irdischen Begriffen kein Maß sich findet. „Lobpreiset den Herrn," heißt es im (146.) Psalme: „denn lieblich und geziemend ist sein Lobgesang.

Der Herr erbauet Jerusalem, er sammelt die Zerstreuten; er heilet, die gebrochenen Herzens sind, und verbindet (stillet) ihre Schmerzen; er bestimmet der Gestirne Zahl, und nennet sie bei ihren Namen." Was für ein Zusammenhang in diesen beiden Verherrlichungen der Güte und der Allmacht Gottes, daß er die Zerschlagenen heilt, d. h. aus dem Jammer und den Folgen der Sündenschuld errettet, und die Menge der Gestirne zählt? Die heiligen Väter, mit der Sprache der Schrift vertraut, erkannten diese Verbindung leicht, sie dachten dabei an die Geprüften und in der Gnade Beharrlichen, denen es verheißen ist, dereinst „gleich den Sternen" zu leuchten im Reiche des Vaters; und so sagt denn auch der geistreichste und mächtigste Redner der christlichen Welt, Chrysostomus, zu dieser Stelle: „Es zählet der Herr die Menge der Sterne, indem er die Gebeugten und Verkümmerten heilt; die zerschlagenen Herzens waren, und die er dann geheilt hat, wandelt er in Sterne (erhebt er zur Verklärung). Viele waren es, die gesündigt haben, viele sind es, die geheilt wurden. Der die Menge der Sterne zählt, der zählt nicht die Zerschlagenen und Gefallenen, sondern die schon in Sterne verwandelt sind; nur diejenigen bringt er unter die Zahl, die seines Zählens würdig sind;" — nicht die geistig Todten also, sondern

die Wiederbelebten, nicht die Verlornen, ſondern die Wiedergefundenen; denn „nicht die Todten loben den Herrn, ſondern die ewig Lebendigen.“ (Pſ. 113.) So geſchieht es demnach, daß dem wieder mit Gott Verſöhnten nicht bloß das Feſtmal der Euchariſtie bereit ſteht, ſondern auch der Feſtgeſang in ſeinem Herzen ertönt, weil der Vater ihn mit den Tröſtungen des Friedens und der Freudigkeit bewillkommt, die ihn ermuntern für die von neuem zu betretende Lebensbahn. Dieſe Bahn ſelbſt wird freilich nicht immer mit Blumen beſtreut ſeyn, daran auch die Schuhe, die der rückkehrende Sohn empfängt, ihn mahnen ſollen, weil er nunmehr den Weg der Genugthuung und chriſtlichen Treue wandern ſoll. Dieß iſt aber ein oftmals rauher, und gar nicht breiter Pfad; denn es handelt ſich nicht bloß um ſtrenge Lauterkeit der Sitte, um Gerechtigkeit in jeder Pflichterfüllung, thätige Nächſtenliebe, Geduld und beharrlichen Muth, ſondern auch bei dem wärmſten Eifer im Dienſte Gottes kommt es noch auf Selbſtbewachung und echte Demuth an, um nicht in Werkheiligkeit und arger Täuſchung aus dem jüngern, verjüngten, neu belebten Sohne in die Verkehrtheit des ältern umzuſchlagen, und mit pedantiſch phariſäiſchem Hochmuth auf die Sünder und Ungläubigen gehäſſig herab zu blicken. O wie ſchmal iſt der Weg,

und wie eng die Pforte, so ins Vaterhaus führt, und wie wenige, die ihn finden wollen! (Matth. 7.) —

In der Kirchengeschichte glänzt ein Namen, der auch in welthistorischer Beziehung für groß erachtet wird. Der diesen Namen führte, war im Anfange des neunten Jahrhunderts geboren, und schon im vierten Lebensjahre mutterlos geworden, darum er sehr frühzeitig in die Klosterschule von Corbie oder Corvei in Frankreich kam, wo er erzogen wurde. In seinem Knabenalter zeigte er sich so leichtfertig und muthwillig, daß man von ihm keine sonderlichen Erwartungen hegte; bis ihm einst ein Traumgesicht ward, welches er in der Folge oft und gern erzählt hat. Ihm war, als befände er sich in einer öden, sumpfigen Moorgegend, die er nur mit größter Mühe durchwaten konnte; längs der Moräste und Sümpfe jedoch zog sich ein höchst anmuthiger Weg hin, von einem bunten Blumenteppich bedeckt, und mit herrlichen Bäumen eingefaßt. Wie er nun stille stand, und die liebliche Straße mit Wohlgefallen betrachtete, sah er auf derselben eine Schaar von Frauen einher wandeln, die in blendend weißen Gewanden und großer Schönheit glänzten. Die ihnen voran schritt, war die herrlichste von allen, und ihr Angesicht von solcher Holdseligkeit, aber auch majestätischen Hoheit schimmernd, daß der

Knabe sie kaum angeblickt, als er schon bestürzt seine Augen niederschlug. Auf ihren Zuruf sah er wieder auf, und zu seiner innigsten Freude erblickte er seine verstorbene Mutter im Zuge der Frauen, im Gefolge der Erhabenen. Unverzüglich wollte er zu ihr hineilen, aber er vermochte es nicht; denn er fühlte seine Füße so fest vom Sumpfmoor zurück gehalten, daß er sie nicht regen konnte. Da sprach die Hohe, die er als die Königinn der Uibrigen erkannte, zu ihm: Sofern du zu mir und deiner Mutter willst, mußt du ein Andrer werden, als bisher. Sey gehorsam und sittig, und benütze die Zeit, so wirst du dereinst in unsre Gesellschaft gelangen. Der Knabe erwachte, und hielt sich an das im Traume vernommene Wort; er ward nicht bloß der Emsigste und Frömmste von allen seinen Gefährten, sondern er hat auch im Reiche Gottes Großes geleistet, und ganze Völker aus den Finsternissen heraus geführt; denn der Namen des heiligen Ansgarius bezeichnet einen der großartigsten Helden der aufopfernden Liebe, den Apostel Norddeutschlands, Dänemarks und Schwedens.

Es liegt aber in dem Traumgesichte, das ihn so wirksam belehrte, eine um so trostvollere Wahrheit, weil es einen Abglanz der Wirklichkeit darstellt. Jeder Jugendliche, (ob Jüngling oder Jungrau), der dem Leichtsinne fröhnt, wandelt auf

ſumpfigem Boden. Dort verſinkt er gar leicht in irgend eine moraſtige Tiefe, ſeine Füße werden gehalten, er kann nicht vorwärts. Wiederum iſt für Alle ein Weg des Heils gebahnt, den jeder entdecken und ſehen kann, der nur die Augen öffnen will. Derſelbe barmherzige Gott aber, der dieſen Weg des Heiles gebahnt hat durch die Menſchheit Chriſti, welcher unſer geiſtige Stammvater geworden, hat uns neben unſrer irdiſchen Mutter auch eine himmliſche verliehen. Sie, die Jungfräuliche, die neue Eva, durch welche der Erlöſer zu uns gekommen, die an ſeinem Leiden und Tode ſo überaus ſchmerzlichen Antheil nahm, und für welche die Sünden der Menſchheit zum Leidensſchwerte ſich ſchärften, das ihre Seele durchdrang: ſie iſt auch die mütterliche Schirmerinn der Erlöſeten, die Weckerinn der Sünder geworden; dieß Privilegium iſt ihr im Reiche Gottes gegeben, den Kindern Eva's Gnade zu erflehen, wie auch ihre Stellung und Auserwählung einzig und unvergleichlich iſt. Wohl mancher verwahrloſte Chriſt würde nimmermehr aufſtehen aus dem Pfuhle, um zu ſeinem Vater zu gelangen, würde ihm nicht die Gnade Chriſti auf dieſem beſondern Umwege, durch die Fürbitte einer Beſchützerinn vermittelt und dargeboten, die er, nach einem eigenthümlichen Zuge des menſchlichen Herzens, auch in der Gottesferne und

Fremde noch liebt und ehrt, und durch die er immer noch in der Sehnsucht nach dem Erlöser erhalten wird; so daß er endlich einmal sich ermuntert und ausruft: „Ich will aufstehen und zu meiner Mutter gehen, und ihr sagen: Ich habe gesündigt gegen den Vater, und gegen deinen göttlichen Sohn; nimmer bin ich würdig, vor ihm zu erscheinen; doch flüchte ich zu dir, weil du die Mutter der Menschen, die Zuflucht der Gebeugten bist; versöhne mich mit deinem Sohne, gewinne mir wieder seine Huld, führe mich aus Nacht und Wüste auf den Weg der Gerechtigkeit, in das Licht seines Angesichtes, in die Region des Lebens und der Wahrheit!" —

Stanford University Libraries
3 6105 001 712 368

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004